Briefe

von

Johann Heinrich Voß

nebst

erläuternden Beilagen

herausgegeben

von

Abraham Voß.

Dritter Band.

Zweite Abtheilung.

Halberstadt,
bei Carl Brüggemann.
1833.

Inhalt.

Seite

I. Eutin und Jena.

Eutin.

Eutin, vom Herbst 1800 bis zur Ankunft in Jena, im Herbst 1802. (Von Ernestine Voß.) 3

Jena.

Jena, vom Herbst 1802 bis zum Sommer 1805. 22

II. Über Voßens Verhältnis zu Schiller und Göthe. (Von Ernestine Voß.) . . . 43

III. Allgemeine Andeutungen über Voß. (Von Ernestine Voß.) 71

Beilage zu Seite 76.

An J. L. Böckmann.
Wandsbeck, 22. December 1775. 105

An den Markgrafen von Baden.
Wandsbeck, 20. December 1775. 106

Seite

IV. Vermischte Briefe.

1. An Hölty.

Wandsbeck, 15. Mai 1775. 113
— 3. Februar 1776. 115
— 28. Merz 1776. 116
Flensburg, 1. Juli 1776. . . . . —

2. An Miller.

Eutin, 21. September 1787. 118

3. An Clamor Schmidt.

Eutin, 21. September 1787. 125
— 10. Juni 1788. 126
— 29. September 1788. 127
— 21. Oktober 1789. 128
— 11. Juli 1790. 129
— 1. Oktober 1795. 130

4. An Christoph Friedrich Nikolai.

Eutin, 27. August 1787. 131
— 5. April 1789. 132
— 17. Juli 1790. 133
— 13. Merz 1791. . . . . —
— 26. Februar 1797. 134
— 27. Merz 1797. 137
— 8. September 1797. 139
— 27. November 1800. 140
Jena, 1. Januar 1803. 142
— 1. Juni 1803. 144
— Oktober 1804. 146
Heidelberg, 3. Mai 1808. 148
— 1. September 1808. 150
— 20. Januar 1809. 151

Seite

5. An Baggesen.
Eutin, 30. April 1796. 152
— 30. Januar 1797. 155
— 9. Mai 1797. 156
— 20. Januar 1800. 158

6. An Wieland.
Eutin, 26. Februar 1797. 159
— 5. Merz 1797. 161
Wieland an Voß.
Vom 11. Merz 1804. 164

7. An den Herzog von Oldenburg.
Eutin, 20. Mai 1802. 166
Jena, im December 1803. 168
— im Mai 1805. 171

8. An den Grafen Holmer.
Eutin, im Herbst 1785. 175
— 10. Mai 1802. 178
Jena, im December 1803. 182

9. An Weinbrenner.
Jena, im Frühjahr 1805. 183

10. An Hofer.
Jena, im Frühjahr 1805. 185

11. An Griesbach.
Heidelberg, 7. März 1806. 187

12. An Paulus.
Jena, 3. Mai 1804. 189
— 2. August 1804. 191
Heidelberg, 28. Januar 1811. 192

Seite

13. An Schmeelke.
Heidelberg, 5. November 1809. 194
14. Von und an Ruhnkenius. 196

V. Die lezten Lebenstage von Voß.
(Von Ernestine Voß.) 205

VI. Voß in seiner Wirksamkeit als Schulmann.
(Von Friedrich Karl Wolff.) 237
Aus dem zweiten Bande der Antisymbolik, Seite 69. (Zu Seite 263.) 279
Bemerkungen zu diesem Aufsaze von einem andern Schüler Voßens. 283

VII. Verzeichnis der Schriften von J. H. Voß. 297

Verzeichnis der Druckfehler.

Im ersten Bande:

Seite	47	Zeile	14		statt	gleicher lies gleichen
—	116	—	10	v. u.	—	denn l. dann
—	137	—	7	: :	—	dakylischen l. daktylischen
—	204	—	7	: :	—	verkaufen l. kaufen
—	252	—	2	: :	—	jünge l. jüngere
—	285	—	14		—	konnte l. könnte
—	316	—	9		—	Nun l. Nur.

Im zweiten Bande:

Seite	48	Zeile	15		statt	Schmerlke l. Schmeelke
—	55	—	11		—	eine l. seine
—	63	—	11		—	wallfahrte l. wallfahrtete
—	82	—	2		—	Lieblings l. Liebling
—	113	—	7		nach	duckt l. unter
—	137	—	6	v. u.	statt	Morgen l. Sommer
—	164	—	4		—	Roudeaux l. Rondeaux.
—	222	—	9		—	videntem l. ridentem
—	229	—	12		das	*) gehört hinter Opfer Z. 13.
—	232	—	14		statt	sehen l. sezen

Seite	233	Zeile	8		statt	– –, ⏑ ⏑ – – ⏑ l. – –, ⏑ ⏑ – ⏓
—	—	—	9		—	können l. kennen
—	235	—	13		—	Rhunkenius l. Ruhnkenius
—	272	—	8	v. u.	gehört	das *) hinter Nantchen
—	301	—	12		statt	der l. des
—	331	—	9	v. u.	—	Roßtreppe l. Roßtrappe
—	335	—	9		—	Fäastier l. Fäatier
—	346	—	6		—	Menschrn l. Menschen
—	347	—	7		—	Schwertau l. Schwartau
—	349	—	1	v. u.	—	Ib l. Ich
—	390	—	9		—	Schaarwacht l. Scharwache
—	—	—	19		nach	Buch l. genommen.

I.

Eutin und Jena.

Eutin und Jena.

Eutin.

Eutin, vom Herbst 1800 bis zur Ankunft in Jena, im Herbst 1802.

(Von Ernestine Voß.)

Es war an einem Sonntage, als Stolberg Eutin verließ. Lebendig ist mir noch der Eindruck geblieben, welchen das Geläute der Glocken auf Voß machte. Ich fand ihn weinend, als ich ihm sein zweites Frühstück brachte. Er sagte: An Stolberg muß ich mit ganz anderen Gefühlen denken, als an meinen Schulz, der im Grabe ruht. Indem er in langsamen Zügen ein Glas Wein trank, fügte er hinzu: Gott lasse es ihm wohlgehn! Möge er die Ruhe finden, nach der er sich so lange vergeblich gesehnt, und einen Freund, der es so treu mit ihm meint, als ich mir bewußt bin, es mein ganzes Leben gemeint zu haben! —

Weil ein Glas fehlte, um nach Haussitte bei einem herzlichen Wunsch anzustoßen, reichte er mir freundlich das seinige. Darauf gingen wir in den Garten, wo wir uns, wie so oft geschah, im Gespräch aufheiterten. Alles was uns an dem Tage nahe kam, sprach nur von Stolberg. Wir hörten, er habe den Morgen noch eine Messe gehört, und sei sehr bewegt in den Wagen gestiegen. Am folgenden Tage war Voßens Seele zu der Heiterkeit gelangt, daß er das Begräbnißlied vollendete, welches ihn in der schlaflosen Nacht mit den Gedanken an seinen Schulz beschäftigt hatte *). „Ich habe“, sagte er, „mitunter geschlummert, aber die halbwachen Träume waren immer von Schulz und Stolberg.“ Seine Gespräche den Tag über thaten mir unendlich wohl, aber am Abend war er freilich auf eine beunruhigende Weise erschöpft. In den nächsten Tagen, wo er sich anstrengte wieder seine Stunden zu geben, und sich freute, daß es ihm gelang, dichtete er die Ode an Jacobi **), welcher gleich nach Stolbergs Abreise aus Hamburg zurückkehrte. Die Empfindungen Beider bei Stolbergs leztem Schritt waren sehr verschieden. Der Gedanke der Möglich-

---

*) „Bei diesem Liede dachte ich mir meinen Schulz, und erheiterte durch die wehmüthige Beschäftigung den Tag, da ein anderer vieljähriger Freund mich verließ.“ Anm. zu diesem Ged. von Voß.

**) S. Sämmtl. Gedichte. Dritter Band, S. 69.

keit, daß Stolberg bei ruhiger Besinnung noch einmal umkehren könne, blieb bei Voß vorherrschend. In Gesprächen über Stolberg mit Jacobi ward ihm nicht wohl, wohler mit dem Franzosen Vanderbourg*), der seit längerer Zeit Jacobi's Gast war, und uns öfters besuchte. Sein Gefühl in der ersten Zeit bezeichnen die Worte aus dem Gedicht an Jacobi:

Eingedenk nur des Guten, die Zufäll' alle vergessend,
Segnen wir Ihn, deß Stätte nun leer ist.

Dieses Gefühl gab ihm die Stimmung, in seinem Beruf die gewohnte Treue zu üben und allmählig zu Beschäftigungen zurückzukehren, die seine und des ganzen Hauses Heiterkeit aufrecht erhielten.

Sehr am Herzen lag ihm auch sein Misverhältnis mit Klopstock dem achtzigjährigen, dem von seiner Seite nicht ausgewichen werden konnte, wenn er nach seiner Überzeugung eine andere Bahn betrat als die, welche Klopstock für die einzig rechte hielt. Hatte er doch schon als Jüngling bei Übersendung der ersten

---

*) Charles Vanderbourg, Emigrant, später Mitglied des französischen Nationalinstituts, starb im Jahre 1827. Er übersezte während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Deutschland unter andern Jacobi's Woldemar, und lieferte einen schäzbaren Commentar zu den Horazischen Oden.

Gedichte in einer Ode an Klopstock *) die Worte ausgesprochen:

Du, Keines Knecht, auch sein nicht! —

So entstand die Ode: Klopstock in Elysion, welche denn auch ihren Zweck nicht verfehlte **). — Ein sehr freundlicher Brief von Klopstock erheiterte Voß sehr, und es ward gleich für den nächsten Frühling eine Erholungsreise nach Hamburg beschlossen, wo wir in zehn Jahren nicht gewesen waren. — Es hat Voß noch in Heidelberg eine große Freude gemacht, von einem Reisenden zu erfahren, daß ein Wiener Künstler nach dieser Ode ein schönes Gemälde geliefert, welches vielen Beifall gefunden.

Sein nächstes war, das Versprechen zu erfüllen, welches er seinem Schulz am lezten Abend ihres Beisammenseins auf Erden gegeben hatte, mehreren seiner Melodien ***) zu dänischen Liedern deutsche Worte un-

---

*) Ausgabe von 1802. Erster Band, S. 50.

**) Vgl. den Brief an Gleim vom 27. Oktober 1800, und über das ganze Verhältnis den Briefwechsel zwischen Voß und Klopstock im Anhange zur Zeitmessung der deutschen Sprache. Zweite Ausgabe. Königsberg 1831.

***) Voßens Bemühungen, zu diesen in Deutschland kaum gekannten Melodien einen Verleger zu finden, sind ohne Erfolg geblieben. Möge Herr Professor Nägeli in Zürich glücklicher sein!

terzulegen. Dieses sind die Lieder in der Ausgabe lezter Hand, viertem Band, S. 80—105. Die schönen Tage möchte ich schildern können, die wir in dieser liederreichen Zeit verlebten, wo Voß immer am Clavier versuchte, wie ihm selbst war, und ob er bei dem, was er zu erreichen gestrebt, auf Schulzens Beifall zu rechnen hätte. Bei den meisten hatte er das Gefühl des Gelingens, denn er frischte sich gern Schulzen's Worte auf, der einmal bei der Arbeit am Thaarupschen Hymnus *) sehr ernst und feierlich sagte: „Hier hast du dich mächtig angestrengt, und das muß ich loben; aber als Kapellmeister darf ich nicht, denn ich brauche ein A und etwas Sanfteres für meine Töne, und meine Töne sind an dieser Stelle unverbesserlich." — Bei den sanften Liedern lobte er sich selbst dadurch, daß er sie mehrmals hinter einander sang, und sagte dann wol wehmüthig: „Warum konnten wir nicht noch eine Weile vereint schaffen?"

Daß er außer seiner nächsten Umgebung niemand hatte, der seine Stimmung theilte, war ihm oft schmerzlich, weil er es nicht unterdrücken konnte, von dem zu reden, was ihn belebte. Theilnahme bedurfte er, nach Lob strebte er nicht.

Bei jedem Liede dachte er sich gern eine bestimmte Person, der er wohlthun möchte durch angenehme Empfindung. Zu dem Liede: der traurende Freund,

*) S. dritt. Bandes erste Abth. S. 111.

weckten ihn alte Erinnerungen an Stolberg. Bei den meisten aber war es Schulzens Seele, die ihm in der ganzen Zeit immer so nahe schien, als Hölty's Seele es war, wie er dessen Nachlaß besorgte. Das Festlied der Deutschrussen (in der Ausgabe von 1802: Hymne an den Kaiser Alexander) hatte eine eigene Veranlassung. Ein Prediger in der Nähe von Petersburg wandte sich an ihn mit der Bitte, ihm zum Geburtsfeste Alexanders ein Lied zu dichten, wodurch er seine Lage zu verbessern hofte. Das Klingende, was ihm etwa zum Lohne würde, erbot er sich mit Voß zu theilen, wenn dieser sein Eigenthumsrecht an ihn abtreten wollte. Beides verweigerte Voß ernsthaft, da das Gedicht seine eigenen Gefühle aussprach, und er nie einem Fürsten, außer seinem Landesvater aus Liebe und Dankbarkeit, ein Exemplar seiner Werke gesandt hatte. Wie es der Mann damit gehalten hat, ist in seinem Dankbriefe nicht gesagt worden.

Während dieser Zeit hatte sich seine seit Stolbergs Abzug verstärkte Reizbarkeit bedeutend vermindert, und er sprach mit einer Art Sehnsucht davon, daß er diese und jene gelehrte Arbeit wieder vornehmen wolle, und welche die erste sein solle. Weil grade eine neue Ausgabe des Homer bevorstand, fühlte er das höchste Verlangen, seine Homerischen Papiere zu ordnen und zu vollenden. Anders war es aber, als er die Schulzischen Noten zurücklegte, und nun eine große Leere sich seiner bemächtigte. Sein Unvermögen irgend

etwas vorzunehmen und seine Reizbarkeit stiegen in einem solchen Grade, daß ich oft verzagte, weil es nicht möglich war, alles zu entfernen, was ihn unsanft aufregte. Dabei fehlte der Schlaf, weil ihn jedes Geräusch in und außer dem Hause störte. Da war es oft eine Maus oder ein Mücken-Gesumm, was eine schlaflose Nacht brachte, und so manches was ihn bei heiterer Stimmung gar nicht berührte, konnte ihn in einen Grad von Unmut versezen, der ihn auf das traurigste verstimmte. Hierbei in seiner Gegenwart eine heitere Außenseite zu behalten, war eine Aufgabe, die nicht immer gelingen konnte, und dann ward das Übel nur noch größer. Höchst unglücklich habe ich mich in solchen Zeiten nur zu oft gefühlt, wo sich kein Ausweg zeigte, der zum Besseren geführt hätte. Wohl sagte er dann manchmal: ich bedaure uns beide, und hörte es gern, wenn ich in heiterem Ton hinzufügte: doch dich mehr als mich. —

Eine freundliche Einladung des Herrn Poel, Schwiegersohnes von Büsch, und der Madame Sieveking, die bei Jacobi's zum Besuch waren, im Frühling einige Wochen auf ihrem reizenden Landsize in Neumühlen bei Altona zuzubringen, erheiterte unsern Blick in die Zukunft. Jacobi's Schilderung von dem Aufenthalte daselbst gab uns das Gefühl, daß wir ohne Zwang für uns würden leben, oder uns in die Gesellschaft mischen können, wie es uns für Leib und Seele am passendsten schien. Diesen Eindruck hielten

wir fest, und bildeten ihn auf unsre Weise aus. Etwas Mut, sich zu beschäftigen, stellte sich auch allmählig wieder ein. Es ward nöthig, den Homer von neuem zu mustern, um nicht vom Drucker gedrängt zu werden, und wenn es damit nicht fortging, ward im Altdeutschen gelesen. Auch in der Schule, erwachte die Neigung, länger zu sein, als eigentlich nothwendig war. In nicht heiterer Stimmung kam Voß oft schon eine halbe Stunde vor dem Schluß erschöpft nach Hause; in besseren Zeiten nicht selten eine halbe Stunde später, wo ihn dann die Bemerkung der Köchin: „Heute pflegt der Herr Hofrath sich einmal wieder" nicht wenig belustigte. An solchen Tagen gab es immer heitere Tischgespräche, die uns alle auffrischten.

Der spät eintretende Frühling nöthigte uns, die Reise nach Neumühlen bis Ende Junius zu verschieben, und so gab es wieder viele Tage, von denen wir sagten: sie gefallen mir nicht. Der Empfang in Neumühlen übertraf unsre Erwartung weit. Es ward uns gleich wohl in diesem freundlichen Zirkel, der nach unserm Maßstabe nicht klein war; wir fanden viele uns ganz unbekannte Gesichter, und, was einen eigenen Eindruck machte, manche, die wir vor zehn Jahren als Kinder gesehn, waren jezt blühende Jungfrauen und kräftige Jünglinge.

Die erste Nacht sollte für uns eine Prüfung sein. Unser Zimmer lag nicht weit von der Treppe, und der

nächste Tag war der Geburtstag des Hausherrn, zu dem Jung und Alt Überraschungen für den folgenden Morgen bereitete. Da fehlte es denn nicht an Geflüster und Lachen, Hundegebell und anderem Geräusch. Voß war eben eingeschlafen, als das große Leben sich von unten heraufbewegte. Den Versuch im Bette zu bleiben widerrieth ich; wir standen auf, zündeten Licht an, und schon dieses wirkte wohlthätig. Anfangs erklärte er, wir wollten in aller Frühe wieder abreisen, und einige Tage in Hamburg bleiben, da man keinem zumuten könne, seine gewohnte Lebensweise umzuformen. Was zuerst Ruhe gab, war die nahe liegende Bemerkung, daß der Vorabend zu einem Geburtstage keinen Maßstab für das Ganze abgeben dürfe. Während unsers immer ruhiger werdenden Gesprächs ward es auch im Hause stiller, noch vor Mitternacht legten wir uns nieder, und schliefen die ganze Nacht ungestört, so daß uns das kleine Abentheuer am Morgen selbst komisch erschien.

Wie wohlthätig wirkte der schöne Aufenthalt auf Voß! wie gerne haben wir noch in der Folge dieser Zeit gedacht! Die alten Freunde, mit denen wir von Wandsbeck aus in herzlichem Verkehr standen, waren treu anhänglich wie sonst. Selbst Claudius thaute etwas auf, Rebekka war ganz unverändert. Von Klopstock war nur ein Schatten mehr da, selbst die Gestalt war so hingewelkt, wie ich nie einen Greis gesehen. Um so schroffer fielen die kleinlichen Eitel-

keiten auf, die durch das Alter nicht geschwunden waren. Gegen Voß war er so herzlich, als er zu sein vermochte: das Zeugnis gaben ihm alle. Aber aus Voßens Gedächtnis konnte sich dieses Bild immer und immer nicht verwischen, und wurde von neuem lebhaft aufgefrischt, als wir ein Jahr später den blinden Gleim noch so voll inneres Lebens und so theilnehmend für alles fanden, was jeder von sich selbst und aus der Welt mitzutheilen Lust hatte.

Die Folgen dieser Auffrischung hielten zu unsrer und zur Freude Anderer bis nach Neujahr vor. Voß nahm sogar unvollendete Arbeiten zur Hand, und es that ihm wohl, daß Bredow Theilnahme an seinen Planen und deren Ausführung zeigte. Angenehm unterhielten uns auch die Nachrichten aus Jena, wohin unsre ältesten Söhne im Herbst von Halle gezogen waren, da beide sich befriedigt bei dem Wechsel fühlten, und vorzüglich im Griesbachschen Hause als Familien-Glieder aufgenommen waren. Die alten Spaziergänge wurden nicht versäumt, kleine Besuche in unserm engeren Zirkel gemacht, und Windstille und Sonnenschein benuzt, um im Garten auszuführen, was bei Regen und Sturm im Zimmer beschlossen war.

Aber der Winter, welcher mit Nebel und feuchter Luft begonnen, ward später kalt bei scharfem Ostwind. Die Schüler ins Haus kommen zu lassen, oder mehrere Stunden auszusezen, dazu konnte Voß sich nicht entschließen. Da kehrten die gewohnten Übel verstärkt

wieder und nahmen alle Heiterkeit mit sich fort. Zum erstenmal fühlte er in seiner ganzen Stärke, daß er zu Grunde gehn müsse, wenn der Herzog ihn nicht zur Ruhe sezte mit der Freiheit, sich einen Ort zu wählen, wo er wieder hoffen könnte aufzuleben. Eben so bestimmt fühlte er, daß er eine Bitte nicht wagen dürfe, weil eine abschlägige Antwort seinen Zustand nur verschlimmern würde. Vergebens führte ich dagegen an, daß wir selbst bei nicht günstigem Erfolg den Trost behielten, alles Mögliche versucht zu haben, und daß wir auf des Ministers kräftige Mitwirkung rechnen könnten. Seine große Niedergeschlagenheit in dieser Zeit war noch schwerer zu ertragen, als jeder Ausbruch von Verstimmung, der doch meistens nicht anhaltend war. Stets suchte ich Mut festzuhalten oder einzureden, und, wo möglich, eine heitere Seite zu finden, aber mit geringem Erfolg. Endlich entschloß ich mich selbst an den Minister zu schreiben, und ihm alles vorzulegen, wie es war. Ein theilnehmender Hausfreund billigte meinen Entschluß, und mir ward das Herz leicht, als er sich auch mit dem Briefe zufrieden erklärte. Der Brief sollte den folgenden Morgen abgesendet werden, als ich in einer schlaflosen Nacht fühlte, ich dürfe ohne Voßens Beifall einen solchen Schritt nicht wagen. Am Morgen erzählte ich ihm alles offen, und gab den versiegelten Brief in seine Hand. Weinend schloß er mich in seine Arme, ehe er das Siegel abnahm, und war sehr bewegt, während

er las. Es erfolgte eine lange stumme Periode, in der er auf- und abging, in sehr ruhigem Schritt. Endlich sagte er: „Ich danke dir, denn du hast mich überzeugt, daß ich die Bitte wagen muß." Noch am nämlichen Tage trug er sein Anliegen dem Minister, und da dieser ihm Hofnung gab, auch dem Herzoge vor *).

Durch des Herzogs Krankheit ward die Antwort um einige Wochen verzögert; endlich erfolgte eine über Erwarten günstige: alle Wünsche waren von dem gütigen Fürsten genehmigt worden. Das war ein Tag, wie wir noch keinen erlebt! und unsre Freude mußten wir gleich allen mittheilen, die mit uns in enger Berührung standen. Jezt konnten wir mit Heiterkeit Plane machen, die bis dahin nur auf unsicherem Grunde ruhten. Bei der Wahl eines neuen Wohnorts wurde vor allen Rücksicht auf unsre studirenden Söhne genommen. Da die über Jena eingezogenen Erkundigungen alle genügend ausfielen, und uns im Griesbachschen Hause eine Wohnung angeboten wurde, in der Schiller früher mehrere Jahre gelebt hatte, entschieden wir uns bald, uns vorerst dort niederzulassen. Mehrere Vorschläge, uns in Eutin festzuhalten, nahmen wir als deutliche Zeichen, daß man uns ungern ziehen ließ. Hatten wir selbst ja auch nie das Gute ver-

---

*) Siehe diese Briefe und: Ernestine Voß an Miller, Voß an Gleim. Zweiter Band, S. 136 und 357—360.

kannt, was uns in Eutin zu Theil geworden, und es zù eigenem Nachtheil wol manchmal überschäzt!

Im Juli ward die Abschiedsreise zu unsern lieben Dithmarsern *) angetreten. Boie fanden wir niedergeschlagener als wir wünschten, und körperlich sehr abgespannt, aber nach der leichten Seite in seiner Natur konnte ihn ein Besuch wie der unsre in wenigen Tagen auffrischen. Unsre silberne Hochzeit sollte dort gefeiert werden, und wir hatten alle Mühe abzuwehren, daß er dieses Fest nicht zu einem glänzenden machte. Daß er Esmarch und Schmeelke heimlich eingeladen, war uns Freude, denn zu ihnen zu reisen erlaubte unsre Zeit nicht: beide wurden durch Geschäfte gehindert. Wie waren der alte Niebuhr und seine schon sehr schwache Frau noch an diesem Feste so froh! Uns war der Tag sehr ernst und feierlich. In der einsamen Frühstunde hatten wir die ganze Reihe Lebensjahre durchmustert, und uns selbst bei dem heiteren Blick in die Zukunft nicht verhehlt, daß uns auch manches Trübe bevorstehen könne, wovon wir jezt keine Ahndung hätten. Daß wir uns selbst noch waren, was wir am Hochzeitstage uns zutrauten, gab uns die ruhige Heiterkeit, die uns stets von allen

*) Eine Schilderung von Dithmarschen und seinen Bewohnern, bei denen wir uns so oft Stärkung für Leib und Seele holten, findet der Leser in der fünften Beilage.

Stimmungen die liebste gewesen, und was wir einander zu danken hatten, fühlten wir von ganzer Seele. — Die theilnehmende Liebe der Geschwister rührte uns von neuem. Die Kinder bekränzten uns, der Bruder hatte das beste aus seinem Gewächshause vor den Fenstern zierlich geordnet, und kleine Geschenke, als Andenken an diesen Tag, überraschten aus der Ferne und Nähe.

Unvergeßlich sind uns die Tage bei Piehl in Brunsbüttel geblieben. Er freute sich brüderlich, daß Voß den Ruhestand, den er bedurfte, erreicht, aber die Trennung auf immer stimmte ihn so weich, wie wir ihn nie gesehen. Er war sehr dringend, den nächsten Winter bei ihm zu bleiben, und seine lockenden Überredungskünste konnten uns wol zu ernsthafter Überlegung reizen. Drei schöne Zimmer in seinem neuen Bau sollten wir ihm für seine Lebenszeit einweihen, und die höchste Freiheit behalten, zu thun und zu lassen, was uns beliebte. Wie oft haben wir dieses liebevollen Ruhesizes gedacht in dem trüben Winter, den wir in Jena zu durchleben hatten! — Er fügte sich bei unserm Weigern, weil er selbst einsah, daß die Marschluft und das Regenwasser Voß nicht zuträglich waren. Mit Handschlag mußten wir geloben, beim nächsten Besuch in Holstein wenigstens vier Wochen bei ihm zu bleiben. Er versprach dagegen, uns in der neuen Heimat aufzusuchen. Wie wenig ahndeten wir damals, daß dieser thätige, kräftige und lebensfrohe Mann in den schweren Zeiten, die auch Dithmarschen

eine andere Gestalt gaben, ein Opfer seiner rastlosen Anstrengungen werden sollte! —

Unbeschreiblich heiter und auch körperlich gestärkt kehrte Voß von dieser Reise zurück, so daß der von so Vielen ausgesprochene Wunsch immer lebhafter in ihm ward, den Winter noch in Eutin zu bleiben. Voßens Nachfolger, Bredow, erbot sich entgegenkommend, uns gegen Miethzins die Rectorwohnung zu überlassen, als geheime Einwendungen von Seiten der Behörde diesen Entschluß wieder wankend machten. So erschien denn endlich die Stunde, wo wir uns zur Abreise rüsten sollten.

Während des Packens hatten wir noch einen Besuch von Esmarch, der sich mit seiner Versezung nach Rendsburg sehr zufrieden erklärte. Es machte ihm und uns gleiche Freude, daß er noch kleine Andenken, wie z. B. die hellklingenden Agnes-Gläser *), mitnehmen konnte, die ihm im Gebrauch mit uns lieb geworden waren. Den Abschied erleichterte uns die Hofnung eines baldigen Wiedersehens an seinem neuen Wohnorte. Auch Hensler kam noch; aber das war ein trauriger Abschied, denn sein Ansehn bestätigte, was seine Worte sagten, daß sein Ende nicht mehr fern sei. Doch war er heiter und sprach mit Zuversicht aus, daß Voß wieder frisch und rüstig werden würde, wenn er sich selbst überlassen leben könne. Wenige Tage vor

*) S. dritt. Bandes erste Abth. S. 84.

unsrer Abreise überraschte uns Boie. Wir schliefen schon auf geliehenen Betten, und fühlten uns unbehaglich und niedergeschlagen. Dies brachte wieder etwas frischen Lebensmut, denn der Bruder war so heiter, wie gewöhnlich auf Reisen. Uns erleichterte er die Abschiedsbesuche, indem er sie mitmachte, und es war ihm Freude, daß wir die Einladungen zu Mittags- und Abendschmäusen nicht ablehnten.

Am vorlezten Abend war noch ein allgemeiner Schmaus auf unserm Saale, zu welchem die Hausmütter nach Verabredung alles angeordnet hatten. Nach holsteinischer Sitte wurden die Gläser häufig angestoßen, doch vermochte selbst der Punsch nicht, die gewohnte Fröhlichkeit hervorzurufen, wie er in dem nämlichen Kreise so oft gethan.

Am folgenden Morgen in der Frühe verließ uns Boie. Als er weg war, machten wir uns im Garten durch Thränen leicht. Er war so treu und gut, und wie manche Auffrischung nach schwerem Druck hatten wir in seiner Umgebung gefunden, wie er in der unseren! — Es war ein stummer Tag für uns alle. Wir mochten uns nichts sagen, als wir zulezt im Garten noch jeden Baum und Strauch und den lieben Plaz am See besuchten. Noch weiß ich, daß Voß Bredow seine liebsten Bäume zur Pflege empfahl, und den weißen Rosenbusch der Agnes, und seine Efeuranken an der Planke, wie die Agnesbank am See, und die Laube, an der er immer selbst die

Zweige und Ranken leitete, um keine Lücken zu sehn. Den Tag über kamen nach und nach die Hausfreundinnen, un kleine Vorräthe in Empfang zu nehmen, und vorzüglich um Blumenzwiebeln und Pflanzen zu holen. Unter diesen bewegte mich am meisten die Nicolovius, die alle Kinder mitbrachte und mir eine schöne Haube auffezte, die sie für mich gearbeitet, nachdem sie vorher eine Locke abgeschnitten hatte. Jacobi's Schwestern waren je näher dem Schluß, je traulicher gegen mich. Doch blieb unser Verkehr im Hause, wie er immer gewesen war, freundlich, aber nicht herzlich.

Unsre Bitte, beim Verlassen des Hauses nicht gegenwärtig zu sein, wurde von allen gewährt, außer von unsern Nachbarn Hellwags, welche noch das lezte Frühstück besorgten. Wie viele Fenster aber öfneten sich, als wir durch die Stadt fuhren! Wie viele Freundlichkeiten der lezten Tage sollten uns den Abschied schwer machen!

Voß zeigte sich viel weicher als ich. Gewiß, ich empfand zu sehr das Ende von so vielem Drückenden, was Jahre lang auf mir gelastet, um die Lücken zu fühlen, die nach und nach entstehen mußten. Ich hielt mich zu fest an der Hofnung des inneren Auflebens in ihm, bei der mir alles, was mir noch bevorstehen konnte, leicht zu tragen schien.

In Lübeck hatten wir versprochen mehrere Tage auszuruhen. In Overbecks gemütlichem Gartenhause fanden wir den herzlichsten Empfang. Als wir Abends in unser Zimmer kamen, war Voß ungewöhn-

lich bewegt. Er weinte, und es dauerte lange, ehe er reden mochte. Sehr wehmütig sprach er sich darüber aus, daß wir keine Heimat hätten, und vielleicht lange keine wieder fänden, unter lauter uns fremden Menschen und Gegenständen, und auf der Stufe der Jahre, die wir erreicht hätten. Er hörte es gern, daß ich einen andern Ton anstimmte, und von den vielen Schwierigkeiten redete, die wir überwunden, von der Ruhe, nach der er sich so lange gesehnt, von der Wiedervereinigung mit unsern Kindern, von dem mutigen Vereinttragen dessen, was uns beschieden sein möchte. Wir legten uns schlafen mit dem Gefühl, daß wir schon so manches Herbe im Leben glücklich bestanden hätten, und jezt doch mit der größten Hofnung einem sorgenfreien Alter entgegen sehen könnten.

Schon auf der Reise, die sehr vom Wetter begünstigt ward, kehrte bei Voß die alte gewohnte Heiterkeit zurück, die sich stets so wohlthuend mittheilte. In Braunschweig hatten wir mehrere angenehme Tage, vorzüglich auf dem Campeschen Garten, wohin uns zu Liebe Alles, was wir zu sehen wünschten, eingeladen ward. Eschenburg, obgleich vom Schlage gelähmt und des Gebrauchs seiner Hände beraubt, zeigte die alte herzliche Theilnahme, und sein Geist war noch ungeschwächt.

Je weiter wir uns von der Heimat entfernten, leiteten sich unsre Gespräche hauptsächlich auf die Einrichtung für den nächsten Winter. Rührend war es mir, wie weit Voßens Vorsorge für mich sich aus-

dehnte. Nach so vielen Lasten sollte ich den ersten Winter gar keine zu tragen haben, wir wollten uns mit dem begnügen, was die beste Garküche in Jena uns bescheren würde, ich sollte nur für ihn und die Söhne, und mir selbst leben. Wohl mir, daß ich bei dieser erheiternden Aussicht nicht wußte, wie ganz anders es werden sollte! —

Von unserm Aufenthalte in Halberstadt ist an einem andern Orte *) geredet worden. In Naumburg blieben wir eine Nacht. Der Ort gefiel uns so wie seine Umgebung, und die bei dem braven Superintendenten Kaiser eingezogenen Erkundigungen eröfneten uns die Aussicht, hier im Nothfall eine freundliche ländliche Wohnung zu finden. Ähnliche Aussichten hatten sich durch Demme früher in Altenburg gezeigt. Die nächste Umgebung von Jena erschien uns in einem freundlichen Licht, besonders durch die herrlichen Wiesen, deren spätes Grün das Auge erfreute. Die kahlen Berge in der Ferne zogen nicht an. Griesbachs, welche die Stunde unsrer Ankunft ungefähr berechnen konnten, hatten unsern Wagen von ihrem Altan bemerkt, und einen Mann entgegen gesandt, der den Weg nach ihrem Garten zeigte. Als wir an der Pforte hielten, standen schon der liebe Alte und seine freundliche Frau zu unserm Empfange bereit.

*) Siehe die zweite Beilage.

Jena.

Jena, vom Herbst 1802 bis zum Sommer 1805.

Beide gaben uns das Gefühl der herzlichsten Theilnahme, welche schon ihre erste Handlung aussprach. Sie hatten gleich bei Erblickung des Wagens in die Stadt geschickt, um unsern Söhnen die frohe Botschaft mitzutheilen, und die Reisebedeckung war noch nicht abgelegt, als diese schon erschienen, und an dem gedeckten Tisch ihre Pläze mit einnahmen. Die beiden lieben Alten schienen die Freude des ersten Wiedersehens so ganz zu fühlen, sie waren an ihrem eigenen Tisch stumme Gäste mit heiterem Gesicht, die unsre Mittheilungen anhörten, als wären es eigene Angelegenheiten; und da unsre Briefe an die Söhne ihnen nicht fremd geblieben, schien unsre Unterhaltung ihnen nur eine Fortsezung dessen, woran sie sich durch Theilnahme ein Recht erworben. Nach dem Essen führte mich die freundliche Mutter in unser bequem eingerichtetes Gastzimmer, welches die Aussicht in das weite Thal gewährte, und den erfreulichen Anblick eines schönen Gartens mit Bäumen, die voll Obst hingen, und Blumen in allen Ecken. Die gemeinschaftliche Freude an un-

sern Kindern und die herzlichste Theilnahme an unserm Wohl war das erste Band zwischen uns beiden, unsre gemeinschaftliche Freude an Garten und Blumen das zweite. — Unsre Sachen waren wohlbehalten angekommen; das gab uns die ruhige Aussicht, bald zu einer Art von Häuslichkeit zu gelangen. — Voß und Griesbach erkannten sich schon in den ersten Gesprächen als Gleichgesinnte. Wie wohl that es Voß, einen gefunden zu haben, mit dem er sich über alles aussprechen konnte, und diesen mit solcher Freude über das Streben unsrer Kinder reden zu hören! Ziemlich erschöpft fühlten wir uns, als der Abend herankam, aber wie sanft und erquickend war nach einem heitern Gespräch die erste Nachtruhe!

Der Anfang des ersten Tages ward uns gleich dadurch behaglich, daß sich der alte Griesbach nicht in seiner gewohnten Lebensweise unterbrechen ließ. Die Mutter brachte uns selbst unser Frühstück, und es ward beschlossen, daß wir noch vor Mittag unsre Wohnung sehen wollten. Sie gefiel uns recht wohl, aber freilich bemerkten wir die undichten Fenster nicht, die allenthalben die Luft willig hereinließen. Eine Magdkammer war nicht da, aber eine Magd brauchten wir ja auch nicht, da wir eigentlich keine Wirtschaft führen wollten. Für die laufenden Bedürfnisse schien eine muntere kleine Schweizerin hinlänglich, die uns von der Mutter Griesbach empfohlen wurde. Konnte sie auch noch kein Bett machen, so war ich ja gewohnt, dieses

selber zu thun. In diese und ähnliche Vorschläge ging ich fröhliches Mutes ein, da Voß so heiter und hoffnungsvoll aussah, daß ich mit voller Zuversicht auf einen gesunden Winter rechnete.

Unter den Bekanntschaften der ersten Tage war auch der Kammerrath Vogel, noch ein Jugendfreund von Griesbach. Er erklärte sich gleich bereit, uns überall mit Rath und That behülflich zu sein, und hat sein Wort treu gehalten. Auch Thibauts*) wieder zu finden war uns eine große Freude. Es waren ja alte Bekannte, und sie schloß sich kindlich an die, welche sie oft in dem Hause ihrer Eltern zu Kiel mit Liebe aufgenommen gesehen.

Wir wünschten nun so bald als möglich einzuziehen, welches auch nach Verlauf einer Woche geschah, so sehr Griesbachs darauf drangen, daß wir ganz gemütlich bei ihnen ausruhn sollten. Die freundlichen Herbsttage zu der herzlichen Behandlung wirkten unbeschreiblich wohlthätig auf Voß. Er vergaß an seinen Körper zu denken, und machte große Spaziergänge, deren er lange entwöhnt war, zu jeder Tageszeit. Unter den Ausfahrten mit Griesbachs bleibt mir eine nach dem Rothen=Stein unvergeßlich, die mich lebhaft an unsre Eutiner Wirtschaft im Prinzen=Holz erinnerte.

Ganz wollte Voßens gründliche Heiterkeit nicht

*) Er war von Kiel nach Jena gerufen worden.

auf mich übergehn, so sehr ich auf alle Weise dagegen zu kämpfen suchte. Deutlich weiß ich noch, daß ich eines Abends in der Dämmerung bitterlich weinend auf einer Bank im Griesbachschen Garten saß, neben dem Wirtschaftsgebäude, welches von einer Pfälzer Familie bewohnt wurde. Die Pächterin trat eben aus dem Stall, in dem sie ihre Kuh gefüttert hatte. Sie sezte sich traulich zu mir und nahm mir das Tuch aus der Hand, um mir die Thränen zu trocknen, mit den Worten: „Sie haben gewiß eine Heimat verlassen, die Ihnen lieb war, aber man fügt sich allmählig darein." Ich konnte ihr nicht mit Worten danken, aber später habe ich nicht selten Gelegenheit gehabt, ihr zu zeigen, daß ich ihre Theilnahme lebhaft empfunden.

Die ersten Wochen in der neuen Wirtschaft waren untadelhaft; auch mir gelang es, die heitere Stimmung festzuhalten, die zu Voßens Wohl nothwendig war. Wir fanden unser Mittagessen aus der Garküche ganz genießbar; indessen waren alle sehr zufrieden, wenn Sonntags ein solider Braten auf den Tisch kam, und beim Abendtisch, dessen Besorgung die Mutter übernommen, irgend ein Gericht an Holstein erinnerte.

In dieser heitern Zeit des ersten Auflebens kamen Vorschläge, ein Haus in der Vorstadt zu kaufen. Daß die Lage des Hauses durch den vorbeifließenden Bach feucht wurde, daran dachte Keiner. Die innere Ein-

richtung zog uns an, indem sie Bequemlichkeit mit hinlänglichem Raum auch für die Söhne vereinigte. Kräftiges Zureden auf der einen Seite, einen so wohlfeilen Kauf nicht fahren zu lassen, unterstüzte unsre eigne Sehnsucht nach einem festen Ruhepunkt, wo jeder einen bestimmten Wirkungskreis hatte. Kaum konnten wir selbst daran glauben, so war das Haus schon unser, und gab zu mancherlei Planen Spielraum. Den Garten, welcher aus einem Akazienwalde bestand, versprach ein Landpfarrer zu säubern und zu ebnen, wenn wir ihm die Bäume überlassen wollten. Als aber im Frühling zum Graben Hand angelegt werden sollte, war zu unsrer Verwunderung so viel Wurzelwerk nachgeblieben, daß wir noch mehrere Wochen Arbeit fanden, während der Herr Pfarrer *) die jungen Bäume zweckmäßig ausgehoben, und die alten zu Brennholz genuzt hatte. — Im Hause gab es bei genauer Untersuchung mehr zu bessern, als wir nach der ersten Übersicht vermutet hatten. Da mußte Maurer und Zimmermann in anhaltende Bewegung gebracht, und viel Nachsicht und Geduld geübt werden, ehe der Bau ganz beendigt war. —

Sein Studirzimmer für den Winter hatte Voß bald eingerichtet, denn wie konnte er heiter bleiben ohne

*) Derselbe Pfarrer P. zu W—a, welcher im Jahre 1806 vor der Schlacht bei Jena Napoleon den Weg durchs Rauthal führte.

Thätigkeit, die ihm selber genügte? Dies vermehrte unser Aller Wohlsein. Die Schriften Geilers von Kaisersberg aus Griesbachs Bibliothek wurden laut vorgelesen, und an seinem Heinrich fand er einen treuen Theilnehmer bei der Bereicherung Adelungs und bei dem, was er innerlich selbst gewann. Auch in mir lebte die Hofnung eines heitern Winters allmählig auf. In einigen Auktionen fand sich Gelegenheit, mancherlei für die alte und die neue Wohnung anzukaufen. Welche Freude war es, als Voß in ein Stehpult seine Papiere einräumte, als wir das erstemal wieder am eigenen Tische aßen, und eine Hausuhr schlagen hörten, die der Eutiner glich und für ein solides Werk anerkannt ward! Dieser täglich sich mehrende Wohlstand gab erfreuliche Abendgespräche. Dann fanden die Kinder sich meistens bei uns ein, und Voß war es lieb, wenn sie einige ihrer Freunde mitbrachten.

Bald spürte Voß, daß er seiner Neigung zu Spaziergängen im feuchten Flußthal nicht so sehr hätte nachgeben müssen. Die alten Übel, Kopfreißen und Zahnweh, stellten sich allmählig ein, und mit diesen unbehagliche Stimmung. Das Übel nahm in einem so hohen Grade zu, daß er sich durch einen lauten Schrei Luft zu machen suchte. Solcher Anfälle kamen sehr oft an einem Tage mehrere, auch in der Nacht, und ließen stets eine unbeschreibliche Reizbarkeit zurück. Von Himly verordnete Bäder fielen beim ersten Versuch so unglücklich aus, daß kein zweiter gewagt wer-

den durfte, und manche äußere Mittel gewährten nur nothdürftige Linderung. Dieser Zustand hielt ungefähr vier Wochen an, und die Reizbarkeit erreichte bei der Unfähigkeit zu arbeiten den höchsten Grad, so daß ich noch jezt das Gefühl von diesen Wochen habe, sie wären die unglücklichsten meines Lebens gewesen. Wie wohl that mir da manchmal der kräftige Zuspruch des alten Griesbach, der meine Lage so ganz von Seiten des Gefühls zu fassen wußte! Das Schwerste war, eine heitere Außenseite fest zu halten, und Alles zu entfernen, was die Reizbarkeit vermehren konnte. Beides gelang nicht immer, und ich hatte vielfältig Gelegenheit, durch Schaden klug zu werden. Besuche machten ihm nie Freude, weil Reden sein Übel leicht hervorrief, und Töne des Bedauerns waren ihm immer unangenehm. Um elf Uhr kam regelmäßig Griesbach aus dem Collegium, und dieser hatte eine eigene Art, wohlthätig auf Seele und Leib zu wirken. Sie hatte dieses nicht, so hoch wir die Theilnahme, mit der sie überall Erleichterung zu schaffen suchte, anerkennen mußten. Wie oft bat er mich, in der Dämmerung, wo sie gewöhnlich ins Zimmer trat, zu ihr zu gehen, um sein Gewitterableiter zu werden! Aber meine Gegenwart war an vielen Orten nöthig. Ich mußte, so gut oder schlecht es gehen wollte, wenigstens für Voß kochen, und den großen Ofen in gleichmäßiger Wärme zu erhalten, war, bei dem Unvermögen der kleinen Magd, schon ein Hauptgeschäft. Die Söhne kamen

in dieser bösen Zeit des Abends gar nicht zum Essen. Hatte ich einmal etwas Gutes bereitet, so ließ ich Eichstädt einladen, den Voß gerne sah. Dieser konnte ihn immer unterhalten mit Manchem, was in der gelehrten Welt vorfiel, und so ging er heiterer zur Ruhe, als wenn wir allein waren.

Eine Kleinigkeit mag hier stehen, die uns einen Tag angenehm beschäftigte. Beim Auspacken der Wäsche fand ich eine Fliege, die mir todt schien. Ich brachte sie Voß, da sie doch in Eutin mit uns gelebt hatte, welcher sie auf die Fensterbank in die Sonne legte. Mit großem Jubel rief er mich nach einer Weile, als er bemerkte, daß sie Leben zeigte. Wir streuten nun Zucker um sie herum, brachten sie später an den abgekühlten Ofen und behandelten sie wie ein Glied der Familie, bis sie sich endlich unter den andern Fliegen im Zimmer verlor.

Auf alle Weise suchten wir den Gedanken zurückzudrängen, daß wir Eutin vor Winter nicht hätten verlassen und kein Eigenthum kaufen sollen, ohne sicher zu sein, ob wir an dem neuen Wohnsitze gedeihen würden. Beides war nicht mehr zu ändern, und wer gab uns die Versicherung, daß dieses Übel Voß in Eutin nicht auch hätte heimsuchen können? Wir ermahnten uns gegenseitig, in der jezigen Lage die beste Seite zu suchen, und stärkten uns mit der Hofnung, daß in der neuen Wohnung sich Alles anders gestalten werde. Die Nothwendigkeit, auf Ostern einziehn zu müssen, ward

uns dadurch erleichtert, daß beim Ausbessern des Hauses Alles rasch von Statten ging. Jeder Bericht ward freudig aufgenommen. Auch ich ging manchmal hinaus, und kam immer mit Hofnung einer besseren Zukunft belebt zurück.

Gegen Weihnachten ward es allmählig heller. Mit den Schmerzen verlor sich die Reizbarkeit, aber ziemlich fest stand es bei Voß, daß er in Jena schwerlich zum Wohlgefühl gelangen würde, worauf er gehoft hatte. Den ersten recht heitern Abend hatten wir zu Weihnachten bei Griesbachs, wo uns eine feierliche Bescherung bereitet war.

Über die Recension der Heynischen Ilias hat Voß sich in der Antisymbolik *) ausgesprochen. Sie begann bald nach Neujahr, und da erwachte wieder seine alte Lebendigkeit, wie immer, wenn ihn etwas von ganzer Seele beschäftigte. Bei Vorlesung derselben waren Griesbach, Schütz und Eichstädt gegenwärtig, nach deren Urtheil Voß sich bereit erklärte, zu streichen und zu mildern, wo es möglich sei.

Die Hauptanlagen im Garten waren gemacht, ehe wir unsern Umzug hielten. Das freundliche Wetter während desselben stimmte uns heiter neben dem Gefühl, wieder ein Eigenthum zu haben, das von allen Seiten die Sonne beschien. Wir fingen an, uns glücklich zu fühlen, in der Hofnung, es sollte besser

*) Siehe den zweiten Band S. 95—105.

werden, und fanden allmählig Trost im Leidlichen. Das Zusammenleben mit den Kindern fingen wir nun erst an von seiner lichtesten Seite zu genießen, da die unvermeidlichen Störungen sich immer seltener einfanden. Selbst die kleinen Freuden aus alter Zeit sollten zurückkehren. Voß hatte oft den Wunsch geäußert, wieder einen Vogel um sich zu haben. Da brachte Heinrich eines Tages einen Bastard-Stieglitz, der bald völlig zahm wurde, und als Liebling Aller uns nach Heidelberg gefolgt ist. Auch für ein Klavier, wonach sich der Vater vorzüglich sehnte, wußte der Sohn bald Rath zu schaffen.

In diesem Gefühle wiederkehrender Heiterkeit vergingen die Sommer-Monate, obgleich das Gefühl, eine Heimat gefunden zu haben, sich nicht einstellen wollte. Dem Vorsaz, uns keine Klagen gegen einander zu erlauben, blieben wir treu, so schwer uns dieses oft wurde, da wohl mancherlei eine Klage zuließ. Was uns fortwährend drückte, war die Geistesabnahme meines Bruders in Meldorf, die sich in Folge eines Schlagflusses einstellte, und für ihn und die Seinigen eine traurige Zukunft voraussehen ließ, wenn er in einem solchen Zustande noch eine Weile fortleben sollte. Dazu kam die Sorge um unsern Heinrich, der von einer zur Herstellung seiner Gesundheit unternommenen Reise in die Heimat bedenklich krank zurückkehrte, so daß wir längere Zeit auf das Äußerste gefaßt sein mußten. An die Freude über seine endliche Genesung

knüpften sich Unterhandlungen mit Weimar, welche namentlich für den Sohn entscheidend werden sollten.

Gegen Weihnachten kamen Anträge an Voß, die durch Böttigers Abgang erledigte Stelle als Director am Weimarschen Gymnasium zu übernehmen. Da er hierauf nicht eingehen wollte, bot man ihm die Oberaufsicht der Landesschulen, unter der alleinigen Verbindlichkeit, nur manchmal einige Wochen in Weimar zuzubringen. Seinen Sohn wolle man als Professor anstellen, mit der Aussicht, Director zu werden. Auch dieses mußte abgelehnt werden, und so vereinigte man sich endlich dahin, daß für Heinrich eine neue Lehrstelle errichtet wurde, die er mit dem nächsten Frühjahre antrat. Um auch Voß etwas Angenehmes zu erweisen, erfolgte eine Anweisung auf eine Naturalienlieferung von Holz, Korn und Wildpret, die sich auf etwa 200 Thaler belief.

Während uns der Plan zu einer Reise ins südliche Deutschland beschäftigte, auf welcher wir Miller in Ulm zu besuchen gedachten, gelangte an Voß der Antrag, als Vorsteher des filologischen Seminars nach Würzburg zu gehen. Die Geschichte dieses Rufs erzählt er in der Recension des Baierschen Lehrplans (Kritische Blätter, Band II. S. 21) auf folgende Weise:

„Im Anfange des Jahres 1804 schrieb mir Paulus *), ich möchte in dem wärmeren Würzburg, wenn

*) S. die Briefe an Paulus vom 3. Mai und 2. Aug. 1804.

nicht als Lehrer, doch als Rathgeber, für eine von mir zu bestimmende Vergütung, mich niederlassen. Ruhe, ländlicher Aufenthalt und Umgebungen fesselten mich in Jena. Es kam im April ein erneuerter Antrag, zugleich für meinen ältesten Sohn; auch dieser ohne Erfolg. Im Ausgange des Julius, als ich grade nach Ulm und Carlsruhe verreisen wollte, ward ich ersucht, Lehrer der klassischen Literatur für Würzburg und andere Örter vorzuschlagen. Ich machte den kleinen Umweg, meinem Freunde die Vorschläge mündlich zu entwickeln, und die unter glücklichen Einflüssen aufblühende Akademie zu sehn. Bald wurden die vorigen Anträge mit so einnehmender Güte wiederholt, daß, sie abzulehnen, Anstrengung erfoderte; aber, ländliche Ruhe! blieb meine Losung. Man begegnete allen Einwürfen, man sicherte mir die bisherige Lebensart, wenn ich, unter dem Schuze der Akademie, ein filologisches Seminar durch selbsterwählte Gehülfen einrichtete und in Aufsicht nähme. Nach entschiedenem Ob, vernahm ich das Wie aus dem Munde des innigst verehrten Grafen von Thürheim. Von mir ward keine Bedingung gemacht; ich hörte allein, und mehr als ich erwartete. Die Abrede ward der höchsten Bestätigung heimgestellt; ich reiste ab, und kam früher, als nöthig war, nach Würzburg zurück. Statt des Grafen von Thürheim, den Geschäfte in München aufhielten, fand ich den befremdenden Studienplan, und lebhafte Anstalten zur neuen Organisation. Herr Graser,

den ich hochachte, und Herr Wismayr ließen von Herrn Paulus sich zu mir führen, und hörten die Gründe meiner Abneigung; Herr W. zwar ohne sie zu verstehn. Ich sah nun wohl, daß die Hauptbedingung, in welche ich einging, ein ruhiger Wirkungskreis, jezt unerfüllbar, und für solche Schulen ein solches Seminar zwecklos sein müßte. Um wo möglich den raschen Gang der Schulrevolution zu hemmen, erklärte ich öffentlich (in der Jen. Allg. Lit.-Zeitung) meine Bedenklichkeit. Meine Bedenklichkeit hat sich nicht wieder in Mut verwandelt. Wo die hierarchische Hyder aus dem Scheintode im Verborgenen keimt und schlängelt, da ist nicht gut Kränze flechten."

Die Anstalten zur Reise wurden mit zunehmender Heiterkeit immer eifriger betrieben. Im August saßen wir in unserm gemächlichen Wagen, für dessen Anschaffung der treue Kammerrath Vogel Sorge getragen hatte. Jenseits Würzburg bezogen sich unsre meisten Gespräche auf die Hofnung, dort einen behaglichen Ruhesiz zu finden. Aber schon in Ulm wurde diese Hofnung bedeutend gestört, und wir fingen an, selbst im Gespräche mit Miller, alles Gute in Jena fest zu halten.

Das Leben mit Miller, in welchem Voß so ganz den alten herzlichen Freund wieder erkannte, wirkte einzig wohlthätig auf ihn, nur war der Eindruck bei beiden verschieden. Miller fand Voß äußerlich wenig verändert, aber heiterer und sanfter und duldsamer.

Voß hingegen fand Miller, den er zulezt als schlanken, sich leicht bewegenden Jüngling gesehn, voll und rund und zu feierlich als Consistorial=Rath, woran er sich erst gewöhnen müsse. Beide gestanden sich ihre Eindrücke mit alter Offenherzigkeit, täglich wurden mehr alte Gefühle frisch, und oft war ich Zeuge der innigsten Liebeserklärungen zwischen beiden. Voß konnte nicht aufhören zu sagen: „Du wirst mir täglich mehr der alte Miller!" und dieser: „Du wirst mir täglich mehr der alte Voß!" In allen Wendungen des Gesprächs waren sie bei den wichtigsten Dingen eines Sinnes, und auch wenn es das Heiligste nicht galt, ward es ihnen nie schwer, einen Vereinigungspunkt zu finden; nur war Miller in Manchem leichter befriedigt, als Voß, und dieses gab nie — Streit. Jeder gab Rechenschaft von seiner Ansicht, und meinte dann, daß es ein langweiliges Leben auf Erden sein würde, wenn Alle dieselbe hätten. Sie wurden sogar so jugendlich, daß sie die beiden Samstage ihres Zusammenseins Bundestag hielten, und manches seitdem Geschriebene strenge kritisirten, auch Plane machten zu künftigen Arbeiten, ehe jeder diese schöne Welt — denn wahrhaft schön schien sie beiden im Wieder=Vereintleben! — mit einer schöneren vertauschte. Voß hob sich in solchen Stunden einmal so weit, daß er zu Miller sagte: „Wenn Stolberg einige Tage unter uns lebte, er würde sich und seine jezigen Ansichten so weit in den Hintergrund stellen, daß er ein

Bundesbruder sein würde wie in alter Zeit, und wie er es auch noch manchmal in Eutin sein konnte." — Es ward nun beschlossen, daß wir uns wo möglich jedes Jahr besuchen wollten. Die erste Zusammenkunft sollte bei uns sein, in Würzburg oder in Jena. Wenig ahndeten wir, daß diese die lezte sein würde.

Die wunderherlichen Gegenden fast überall und die fröhliche Thätigkeit der Landleute gaben uns die angenehmsten Unterhaltungen. Hier sahen wir zuerst die frischen Landmädchen die in den Wiesen geschnittenen Futterkräuter in ungeheuren Lasten auf dem Kopf tragen, als wären sie nicht schwerer wie die weggethane Haube, die auf dem Rücken hing. Voß fühlte so frisches Leben in sich, daß er oft sagte, er möchte jezt wieder Lieder singen, wenn Schulz mit seinen Tönen noch lebte. Ein großer Genuß war es, das Brechen des Obstes zu sehen, an Wegen, in Äckern und Gärten; dabei das fröhliche Gekreisch der Kinder, wenn die überreifen Äpfel herunterfielen, und die große Sorgfalt, mit der der Segen vor Beschädigung geschont und heimgebracht ward.

Die einfachen häuslichen Sitten der Ulmer erinnerten uns lebhaft an unser liebes Dithmarschen. Gastfrei ward dem Besuchenden vorgesezt, was die Tageszeit zum Bedürfnis machte und was sich grade vorfand, ohne in der Bewirtung bedeutend von dem abzuweichen, was Haussitte war. Galt es aber einen Ehrenschmaus, deren wir mehrere erlebten, so mochte

einen wol die Angst anwandeln, wie man den großen Anmuthungen Genüge leisten würde; doch herschte auch hier die heitere Laune der Wirte, die sich durch freien Genuß des Gastes geehrt fanden, ohne ihm durch zudringliches Nöthigen Fesseln anlegen zu wollen.

Sehr wohl ward es uns an allen Orten, welche wir auf der Reise außerdem berührten, und die gemachten Erfahrungen konnten nur dazu dienen, die angenehmsten Eindrücke zu hinterlassen. In Carlsruhe lebten wir einige Tage mit Weinbrenner. Wie einzig herzlich erschien uns gleich dieser Mann, und welche Freude gab uns seine Zufriedenheit mit unserm Sohne, welchen er vor kurzem in sein Institut aufgenommen hatte. Von den Würzburger Planen wollte er nichts hören. Ins Badische müsse Voß ziehen, und bei der neugestifteten Universität in Heidelberg nüzlich werden. Ja er wollte durchaus mit Voß nach Baden gehn, um daselbst die Sache mit dem Kurfürsten einzuleiten, und gab fast unwillig nach, als Voß dieses standhaft verweigerte.

In Heidelberg schickte Voß gleich nach Creuzer, welchen ihm Griesbach als ehemaligen Hausgenossen empfohlen hatte; ich aber nach einem Schmied, um unsern Wagen repariren zu lassen. Als ich gerufen ward, um mit dem Wagenarzt zu reden, stand Creuzer vor mir, und ich wollte eben meine Unterhandlung mit ihm beginnen, als er sich Voß zu erkennen gab. Der Abend wurde zu einem Spazier-

gange nach dem Schlosse benuzt. Damals war die Umgebung der Ruine noch eine Wüste, wenn man sich erlauben könnte, so Schönes eine Wüste zu nennen.

An Creuzers Bekanntschaft hatte Voß im Ganzen Freude, obgleich ihm eine gewisse mit Demut gepaarte Freundlichkeit nicht gefallen wollte; wobei er vielleicht besser für sich würde gesorgt haben, wenn er den ersten Eindruck festgehalten hätte. Wir legten uns spät zur Ruhe, aber die lebhaften Abendgespräche und die Aufregung nach solchem Spaziergange bei untergehender Sonne ließen uns wenig schlafen.

Früh am Morgen saßen wir wieder im Wagen, und die Fahrt nach Neckarelz mit allen ihren wunderbaren Abwechselungen entzückte uns fast noch mehr als der gestrige Abend, weil wir sie allein genossen. Es war ein einzig schöner Herbsttag, an dem der leichte Frühnebel uns häufig verbarg, was er uns eben so häufig durchschimmern ließ. Dieser Tag steht recht fest in meinem Herzen. Voß war so heiter, so ganz der alte Voß in seiner vollen Liebenswürdigkeit — obgleich eine ungewisse Zukunft vor uns lag —, daß ich nie die Worte vergessen werde, die er mir unterwegs sagte: „Wir wollen uns freuen, daß wir noch wie die Kinder ganz in der Gegenwart leben können."

Die Tage in Würzburg waren nicht geeignet, eine heitre Stimmung zu unterhalten, sie gaben uns aber die Überzeugung, daß unser Paulus ein echter Freund sei, und das achteten wir für Gewinn des Lebens.

zwar nicht ohne Hofnung, daß sich alles noch besser gestalten könne, war er doch weit entfernt, irgend etwas beschönigen zu wollen, was sich in der Zwischenzeit geändert hatte. Wir reisten mit dem frohen Gefühl ab, noch zur rechten Zeit gefunden zu haben, daß Würzburg für Voß kein Paradies werden könne, und mit dem festen Vorsaz, in Jena alles Gute möglichst anzuerkennen.

Im Winter ging es mit Voßens Gesundheit wenigstens leidlich, doch sank der Mut wieder, da es mit der Arbeit nicht nach Wunsch gehen wollte, und er bei rauherem Wetter die Spaziergänge einstellen mußte. Sehr angelegentlich drang er darauf, daß ich die auf mir ruhenden Hauslasten bald möglichst vermindert sehen sollte. Denn wohl hatte er bemerkt, daß mein Antheil, seit wir in Jena waren, meine Kräfte überstieg, aber wir hatten vermieden, über diesen Punkt zu reden, weil wir kein Mittel zur Abhülfe vor uns sahen. In Ulm hatte ich erfahren, daß es dort nicht an Mädchen fehle, die daran gewöhnt wären, ohne übertriebene Ansprüche an die Welt, keine Arbeit für zu niedrig zu halten, zu welcher eine rechtliche Hausfrau sich unter Umständen gern entschließt. Eine solche ward mir vorgestellt, wir vereinigten uns über die Bedingungen, und die Wahl fiel gegenseitig nach Wunsch aus, so daß ich wieder herzlich dankbar mich meines Lebens freuen konnte.

Im Frühjahr 1805 bekam Voß einen Brief von Weinbrenner mit der Meldung, der Kurfürst

wünsche, er möge Heidelberg zu seinem Aufenthalte wählen, und ihm 500 Gulden Pension biete. Die Freude darüber war sehr groß, aber das Gefühl doch vorherschend, daß Voß für diese Summe Jena nicht verlassen dürfe, ohne undankbar gegen so manche Freundlichkeiten zu erscheinen. Da kam ein zweiter Brief vom Curator Hofer, nach welchem die Pension auf 1000 Gulden erhöht und freier Umzug bewilligt wurde. Wer war nun froher als wir? Es war ein einziges Leben, welches von diesem Augenblick an in uns erwachte, und wir konnten uns kaum überzeugen, daß nicht alles ein Traum sei.

Ehe wir Jena verließen, entschlossen wir uns noch nach Leipzig zu gehen, wozu der alte Nicolai, der damals sehr leidend war, Voß dringend aufgefodert hatte. Auch in Giebichenstein bei Reichardts ward vorgesprochen, wo wir die liebe alte Mutter Alberti wußten, die ihr traurig gewordenes Leben bei den Söhnen in Schlesien zu enden gedachte. Das war ein höchst trauriges Wiedersehen! Wir sahen kaum einen Schatten der alten Gestalt, fanden aber ganz die liebende Mutter wieder, die sie uns immer gewesen war und der wir so vieles verdankten. Drei von ihren Töchtern waren in der Zeit katholisch geworden. Gespräche über diese, das fühlten wir gleich, mußten vermieden oder abgeleitet werden, wenn ihr volles Herz manches gab, was sie nicht zurückhalten konnte.

II.

Über Voßens Verhältnis

zu

Schiller und Göthe.

Über Voßens Verhältnis zu Schiller und Göthe.

(Von Ernestine Voß.)

Ich habe den Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt gelesen. Dabei sind mir Schiller und Voß einander gegenüber so lebendig geworden, daß ich, so weit das Vermögen geht, versuchen will, die Eindrücke meiner Seele im Zusammenhange wiederzugeben.

Schiller und Voß als Menschen mußten sich liebgewinnen. Der Erfolg hat dies bewiesen, als sie sich kennen lernten, obgleich die Umstände bei unserm Leben in Jena sich nicht so fügten, daß sie sich oft und anhaltend gesehn hätten. Aber als Schriftsteller war eine zu große Kluft zwischen ihnen, die ihre gegenseitige Ansicht vom Dichterberuf nicht auszufüllen erlaubte. Vom höchsten Ideal hatten beide ganz verschiedene Begriffe. Voß auf seinem von Jugend auf abgeschiedenen Standpunkte schloß sich, sobald er denken

und empfinden konnte, an die Alten, und je vertrauter er im Fortschreiten seines Wissens mit ihnen ward, desto fester ward auch seine Ansicht, daß unsre eigene Veredelung nur auf den Alten beruhe. Oft und lebhaft hat er sich hierüber ausgesprochen, aber es wieder mitzutheilen liegt nicht in meiner Macht; so glücklich es mich machte, wenn ich, was warm im Gespräche lebte, stillhorchend mitfühlen konnte. Schiller dagegen hatte keine warme innere Liebe für die Alten; sein Ideal war: die Kraft der Neueren könne und müsse etwas Höheres erstreben, und dieses schien ihm bei seiner Lebhaftigkeit und redlichen Anstrengung in allem, was er vornahm, nicht schwer. Diese Anstrengung mit dem Gefühl verbunden, sein Ziel zu erreichen, hätte Voß mit lebhafter Freude empfunden, wenn er diese Briefsammlung noch erlebt, aber die Hauptansicht in derselben, wenn auch in sanftem Tone, gemisbilligt, so wie sich Schiller auch wol der Ergießungen über Voß enthalten hätte, die Vorurtheil voraussezen. Gerne wäre ich Zeuge eines Gesprächs zwischen beiden über griechische Weiblichkeit gewesen, da Voß von der Schönheit der weiblichen Charaktere im Homer so ganz durchdrungen war. Lebendig ist mir noch im Sinne, wie er sich im Jahre 1817 über die Nausikaa aussprach, als er in Eutin mit dem Herzog von Oldenburg bei Tischbein zusammengetroffen war. Tischbein hatte eben seine drei schönen homerischen Gemälde vollendet, der Herzog bestellte ein vier=

tes, und Voß sollte den Inhalt angeben. Er schlug den Abschied des Odysseus aus dem Kreise derer vor, die ihm das Leben gerettet. Es ward die Scene gewählt, wo das unschuldige Mädchen mit der Liebe zum Odysseus im Herzen hervortrit, und von Odysseus den Segen für ihr künftiges Leben in Empfang nimt. Mittheilen möchte ich auch wol, wie er sich über den Charakter der Penelope äußerte: ihre rührende Stimmung in der Einsamkeit, ihr Verhältnis zum Sohne und zu den Freiern, zum Laertes und allen Dienenden. Selbst für die Helena konnte er Nachsicht und Mitleid erregen.

So gewiß Voß und Schiller über den Begriff von Sentimental und Naiv nie einig werden konnten, bin ich doch überzeugt, daß sie im Gespräch sich in ihren Meinungen näher gerückt wären. Sicher aber wäre Schiller vor dem Gedanken erschrocken, ein Urtheil über Voß, in einem Briefe so kurz und scharf hingestellt, nachdem beide von der Welt geschieden, der öffentlichen Mittheilung zu übergeben. Schillers Freude an der Schlegelschen Homer-Recension, sein Verdammungswort über die Gedichte des Almanachs von 1796, verbunden mit den Äußerungen im Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller, als zeigten sie Nachlaß des Geistes, und fielen sogar in einen frömmelnden Ton —, alles dieses würde Voß wehe gethan haben, weil er auf jene Lieder Werth legte, und sein ganzes Wesen in ernsten und heiteren Stun-

den von den Gefühlen durchdrungen war, die in ihnen mit solcher Wärme ausgesprochen sind. Aber nach seiner Natur hätte eine solche Aufwallung der Seele nur von kurzer Dauer sein können, und was sein guter Geist ihm später eingab, wäre dennoch entstanden, ohne Beimischung des Gefühls, ob es Beifall erhalte oder nicht. Wie er in dieser Rücksicht dachte und fühlte, mögen zwei seiner Epigramme deutlich machen:

Treflichkeit.

Trefliche nennt hier einer mit Lob, dort einer mit Tadel;
Doch das Gemeine versinkt, weder gekannt noch bemerkt.

Kunstregel.

Thue dir selber genug! Im misurtheilenden Volke
Wird dich ein anderer schlecht nennen, ein anderer gut.

Tadel konnte Voß wohl ertragen, aber im gerechten Gefühl seines eigenen Werthes, und bei dem ihm stets nahen Gedanken, wie weit er noch von dem erstrebten Ziele entfernt sei, keinen ungerechten Tadel. So wenig ihm daher die Schlegelsche Recension im Ganzen weder gerecht noch billig schien, so ernstlich prüfte er dennoch die einzelnen Rügen und Vorschläge zu Verbesserungen, obgleich die Ausbeute eben nicht bedeutend war.

Schillers Worte über Voß haben auch mir wehe gethan, aber in Verwunderung konnten sie mich nicht sezen, da sie mit Voßens Empfindung über

Schiller als Dichter in Einklang stehen. In der Periode, wo Schillers Gedichte in den Almanachen zuerst mit großem Beifalle aufgenommen wurden, hat Voß, selbst in geselligen Zirkeln, wohl sein Urtheil gegeben, wenn auch weniger scharf, als im traulichen Stübchen. Denn er merkte bald, daß es bei manchem nicht in dem Sinne wirkte, wie es gegeben war, sondern daß man ihn eines kleinlichen Gefühls fähig hielt, welches nicht in seiner Seele lag. Mit Stolberg über Schiller zu reden, vermied er gern, da die Götter Griechenlands diesen in einen heiligen Zorn gesezt hatten, den Voß nicht theilen konnte.

Voß fand in Schillers Gedichten das unleidlich, was Schiller Pathos nennt. Er sagte wol: Sie reizen den Vorleser, sich selbst dabei in seiner Kunst zu heben, aber ich möchte den Zuhörer sehen, der sich selbst und anderen Rechenschaft geben könnte, was ihm innerlich eigentlich wohlgethan. Wie oft hat er mir ein Gedicht vorgelesen, und die einzelnen Schönheiten lebhaft empfunden; aber fast jedesmal legte er mitten im Lesen das Buch schweigend hin, sich in einem Gespräche Luft machend, nachdem er einigemal im Zimmer ruhig auf- und abgegangen war. Auch bei den Schauspielen machte er den Versuch, ob er mit der Welt fortschreiten könne. Den Wallenstein las er uns in den Abendstunden vor, aber es ging bei weitem nicht so, daß wir uns nach ihnen sehnten. Die Weitschweifigkeit in den Ergießungen Einzelner er-

regten ihm Misbehagen, so wie das Übermaß der Sentenzen; doch ward er leicht wieder so geduldig, um weiter zu lesen. Maria Stuart las er ebenfalls noch vor; gegen die Jungfrau von Orleans sträubte er sich, so sehr er auch Einzelheiten, die nach seinem Ausdrucke rein menschlich waren, zu loben hatte. Über die Braut von Messina unterhielt er sich in Jena lange mit seinem Sohne Heinrich, dessen enthusiastische Liebe für Schiller ihm nur Freude machen konnte. Es war sehr angenehm für mich, zu bemerken, wie beide sich allmählig begegneten, und am Ende in ihrem Urtheile sich ziemlich vergleichen konnten. Denn nach dem Eindrucke, den Schillers liebenswürdige Persönlichkeit auf Voß gemacht hatte, ward jedes Urtheil von ihm über den Dichter bei weitem eindringender für andere, als es vorher sein konnte. Als Wilhelm Tell in Weimar aufgeführt ward, war er selbst leidend, aber sehr dringend, wenigstens der Gattin und den Söhnen die Freude dieses Genusses zu verschaffen. Dieser Abend wird mir stets unvergeßlich sein. Ich saß in Schillers Loge neben ihm, und ich sah in seinem unbeschreiblich heitern Gesicht, wie jedes Gelungene in der Aufführung, und jeder Beifall, der dem Dichter galt, auf ihn wirkte; besonders die Scene mit dem Apfel, welche von Vater und Kind so gegeben ward, daß jeder Zuschauer von der Angst ergriffen ward, als ob er Wirklichkeit vor sich sähe. Auch ich mußte ihm die Hand reichen, die er mir herzlich drückte.

Über Schillers Schauspiele hat Voß, wenn er dazu veranlaßt ward, sich schon in Eutin offen ausgesprochen; es geschah um so unbefangener, da von Vergleichungen mit sich selber hier nicht die Rede sein konnte, und oft fand er in den Gefühlen Anderer Einklang mit eigenen.

Der Xenien-Almanach machte einen sehr üblen Eindruck auf Voß, den er lange nicht verschmerzte, so viel anziehendes für ihn sie auch enthalten mochten; nur fühlte er, Wiz und Laune dürften nicht angewandt werden, anderen wehzuthun oder gar zu schaden. Es sei unrecht, Gleim, der einen Halladat gedichtet, Kriegslieder gesungen, die eine Zeitlang im Munde Aller gewesen, und Fabeln geliefert, die zum Theil schwer zu übertreffen seien, so an sein Alter zu erinnern, weil seine Lieder nicht mehr den für ächt gehaltenen Ton anstimmten, obgleich selbst diese Lieder auf einen großen Theil der Leser zum Guten wirkten *). Die erste lermende Wirkung dieser Menschen-Ausstellung war ihm sehr unangenehm. Selbst in Eutin, wo wenig Gedrucktes Theilnahme fand, waren mehrere Exemplare in Umlauf, und es fehlte nicht an zudringlichen Bitten um Entzifferung der angedeuteten Namen, wozu er sich aber nicht verstand, und sich auch mit seiner

*) Vergl. den Brief an Gleim vom 9. April 1797. Bd. II. S. 334.

Unkenntnis der damaligen Schriftstellerwelt glaubwürdig entschuldigen konnte.

Das unbegränzte Lob, welches Schiller der Humboldtschen Entwickelung von den Schönheiten in Göthe's Hermann und Dorothea spendet, würde Voß sehr misfallen haben, besonders wo von den großen Folgen die Rede ist, welche diese Ansicht auf Mit- und Nachwelt haben werde. Seine Ansicht über das Gedicht hat er in einem Briefe an Gleim (24. Sept. 1797) ausgesprochen, daß man für manche zu eilfertig gearbeitete Stellen durch sehr schöne entschädigt werde. Aber im Ganzen entsprach das Werk seinen Erwartungen wenig, und der Gedanke konnte ihn sehr angenehm beschäftigen, denselben Gegenstand, welchen Göthe gewählt, episch zu behandeln, wie ja auch die Alten auf diese Art mit einander gewetteifert hätten.

Als wir im Herbst 1802 unsern Wohnsiz nach Jena verpflanzten, war Voß in den ersten Wochen sehr heiter und frei von allen Neckereien des Körpers, die ihn Jahre lang heimgesucht hatten. Wir benuzten sie zu einem Besuche bei Göthe und Schiller in Weimar; von lezterem wurden wir zum Mittagessen eingeladen. Seine liebenswürdige Herzlichkeit stimmte uns schon bei dem Aussteigen aus dem Wagen gemütlich, ich möchte sagen häuslich; er stand an der Hausthür, und seine freundliche blasse Gestalt hatte etwas rührendes. Lebhaft ist mir noch im Sinne, wie wir Abends im Gasthofe uns mehrere Stunden im Ge-

spräch über eine angenehme Zukunft erheiterten. Wir hatten beide das wohlthuende Gefühl, in Schiller einen Mann gefunden zu haben, dem man sein Herz aufschließen könne, und Voß hegte die frohe Hofnung, daß sie sich auch in Dingen, bei denen das Herz keine Ansprüche macht, verständigen, wenn auch nicht vereinigen würden. Während ich mit Göthe im Schauspiel war, hatten beide manche Plane gemacht, wie sie als gute Nachbarn mit einander leben wollten.

Im Winter, wo Voß viel an gichtischem Zahnweh litt, sahen wir Göthe nur einmal flüchtig, Schiller gar nicht; doch war uns seine Theilnahme, die wir häufig durch das Griesbachsche Haus erfuhren, sehr wohlthuend. Besonders rührte es uns, daß er mit der Frau Griesbach besprochen, unter den Bäumen, die für unsern neuen Garten bestimmt waren, auch mehrere für ihn und die Seinigen zu bestellen: wirklich trafen sie auch im nächsten Frühling ein, und sind von Voß selbst gepflanzt und sorgfältig gepflegt worden. Im Laufe des Sommers 1803 haben wir mit Schiller einen Tag auf dem Griesbachschen Garten verlebt, der auch uns Heiterkeit brachte, obgleich Voß, dessen Mut selbst bei zunehmender Gesundheit nicht wiederkehren wollte, in seiner Stimmung zur geselligen Unterhaltung wenig beitragen konnte. Schillers Versprechen, auch bei uns einen Tag zuzubringen, ging nicht in Erfüllung, da er selbst sehr leidend war, und den Einladungen nach Weimar konnten wir nicht fol-

gen, indem eine Krankheit unsres Sohnes Heinrich sich sehr in die Länge zog, und die mühsam errungene Heiterkeit vollends hinwegnahm.

Gegen Frühling 1804, als die Unterhandlungen über Heinrichs Berufung nach Weimar sich anknüpften, kam wieder Leben ins Haus, und Voß erfüllte gern Göthe's Bitte, einige Tage bei ihm zu wohnen, um gemeinschaftlich die Sache zu einem festen Beschluß zu bringen. Da fehlte es denn auch nicht an näheren Berührungen mit Schiller, der sich immer nach dem Mittagsessen bei Göthe einfand und bis zum Abend verweilte. An der Freude, unsern Sohn in Weimar glücklich, geachtet und geliebt zu sehen, nahm er den lebhaftesten Antheil, und sprach sich darüber auf eine Weise aus, die unserm Herzen ungemein wohlthat.

Im Sommer hatte Schiller auf mehrere Monate eine Wohnung in Jena gemiethet, wo seine Frau ihre Wochen halten wollte. Plane, sich öfters zu sehen und dies und jenes mit einander zu lesen, waren eben unter den Männern gemacht, als Schiller plözlich erkrankte. Er lag grade ohne Hofnung, als seine Frau die jüngste Tochter zur Welt brachte. Das war ein schrecklicher Augenblick für alle, die sich in seiner Nähe befanden. Sie kannte die Gefahr, und hatte ihn wenige Stunden vorher verlassen. Aber der Arzt urtheilte richtig, daß die Freude wohlthätig auf den Kranken wirken werde. Schiller erholte sich sehr langsam, und nur die ihm Pflege leisten konnten, durften um

ihn sein, so sehr er sich auch nach Unterhaltung sehnte. Wir sahen ihn selten in der Genesung, aber wie wohlthuend war immer das Wenige, was ihm zu reden erlaubt ward! An Voß gelangte die schriftliche Bitte, seine Tochter über der Taufe zu heben; leider hat sich dieses Billet nicht erhalten.

Unsre Reise nach Schwaben traten wir noch während Schillers Anwesenheit in Jena an, und nahmen manche freundliche Erinnerungen mit auf den Weg, worauf wir zu achten nicht versäumen sollten. Nach unsrer Rückkehr durfte Voß wieder lange das Haus nicht verlassen. Mir machte es große Freude, daß Schiller mich durch meinen Sohn bitten ließ, nach Weimar hinüber zu kommen, um ihm von seinem Vaterlande zu erzählen. Wirklich war ich auch bei der Unterhaltung beredt, wie ich es in Jena noch nicht gewesen war. Denn seine Liebenswürdigkeit im Fragen und seine Theilnahme an allen Kleinigkeiten war so groß, daß sie mich durchaus erwärmen und erfreuen mußte. —

Im Jahre 1805 hat Voß Schiller noch einmal gesehen, aber nur kurz. Wie innig haben wir mit getrauert über das, was die Seinigen und die Welt an Ihm verloren! —

Daß der Name Voß weder in dem Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller, noch in dem zwischen Schiller und Humboldt mit Herzlichkeit genannt wird, erkläre ich mir am liebsten so, daß in beiden

Sammlungen nur Namen freundlich erwähnt werden, mit denen Göthe und Schiller gleichstimmig als Schriftsteller sich berührten.

Voßens Verhältnis zu Göthe gestaltete sich von Anfang an sehr freundlich. Daß es kein herzliches werden konnte, fühlten wir gleich; dazu waren beide Naturen zu verschieden. Dem Manne, der sich überall vielseitig bewegte und in allen Fächern zu glänzen bemüht war, konnte das Streben, in einem engeren Kreise nach Vermögen zu wirken, leicht einseitig und beschränkt erscheinen. Indessen strengten beide sich an, die Seiten, wo sie sich berührten, festzuhalten, und das Gute, das sie an einander schäzten, zu würdigen: Göthe augenscheinlich weniger als Voß, denn es zeigte sich bald, daß die gewöhnlichen Gespräche, in denen so mancherlei nicht zur Sprache kam, Göthe nicht befriedigten. Doch hatte er recht viele Stunden, in denen er sich in seiner ganzen Herzlichkeit zeigte. Er konnte in unsrer Nähe fühlen, daß Voß sehr Schweres überstanden, indem er eines kränklichen Körpers wegen einen Ort verlassen, an den ihn so viele schöne Erinnerungen knüpften, an den er so fest gewurzelt schien, daß er sogar unsre Gräber schon gekauft hatte. Er fühlte, daß in einer neuen Umgebung Wurzel zu schlagen, die Zweige und Blüten trieb, für Voß

eine schwere Aufgabe sei, und wirkte in der Folge oft, gern und thätig mit, dieselbe befriedigend zu lösen. Aber die gewünschte Schonung, welche solche Lage erfoderte, lag nicht in Göthe's Natur. Er bedurfte mehr einer Unterhaltung, die er bei Voß nicht fand, da dieser in so vielen Fächern, in denen Göthe lebte, ein Fremdling war, und so manches, was Göthe in den lezten Jahren geschrieben hatte, Voß nicht ansprach; dagegen Voß bald bemerkte, daß Beschäftigungen, die ihm hebend waren, und zum Theil nur als Zeitverkürzung vorgenommen wurden, Göthe nicht anzogen.

Alles dieses wies auch mir sogleich meinen Standpunkt zu Göthe an. Von Jugend auf gewöhnt, mich in den Hintergrund zu stellen, und gerne Gesprächen zuzuhören, die, wenn ich auch nicht alles fassen konnte, mich doch angenehm unterhielten, war das Bewußtsein fest in mir geworden, daß es meine Bestimmung nicht sei, im geselligen Leben eine unterhaltende Person zu werden. Diese Bestimmung ward mir in der Folge immer mehr eine wohlthuende, weil sie mir im stillen Leben mit Voß stets neuen Ersaz gab für das, was man in geselligen Zirkeln so oft entbehrt.

Göthe besuchte uns gleich, als wir im Griesbachschen Hause eingezogen waren. Ich sah ihn zuerst, als ich aus einer Auction zurückkam. Es schien ihm zu gefallen, daß ich, erfreut durch meinen Ankauf, welcher die häusliche Bequemlichkeit vermehren sollte, mich

durch seine Gegenwart nicht stören ließ, von allem zu erzählen, was ich erhascht. Ich holte Wein und was sich sonst fand herbei, um den Gast zu erfreun, und wir stießen auf ein behagliches Leben in Jena an.

Den ersten Winter sahen wir Göthe gar nicht; wie schwer er war, konnte Göthe nicht wissen, da es nicht in Voßens Art lag, überstandene Übel durch Erzählung aufzufrischen. Ein paar freundliche Billette erhielt Voß von ihm durch Reisende, die seine Bekanntschaft wünschten.

Als wir im neuen Hause eingerichtet waren, kam Göthe auf mehrere Wochen nach Jena, und besuchte uns oft; auch holte er Voß mehrmals zu einer Spazierfahrt ab, von der dieser stets heiter nach Hause zurückkehrte. Unsre Bitte, Abends zuweilen mit uns vorlieb zu nehmen, erfüllte er gern; sich anmelden zu lassen, dazu war er nicht zu bewegen, hinzufügend, für das, was er bei uns sich holen wollte, wäre auch das kleinste Mahl das rechte.

Gegen mich war er stets sehr artig. Eine Freundlichkeit werde ich ihm nie vergessen, die mein Herz traf. Einmal fand er mich im Garten knieend auf dem Boden, um die Einfassung auszubessern. Er untersuchte theilnehmend mein Geschäft, und rieth Sachen zu wählen, die nicht so leicht vom Zufall gestört würden. Meine Antwort war, ich wäre noch zu unkundig in Jena, um die Pläze zu wissen, wo man sich dergleichen verschaffe. Ich arbeitete fort, während die Herren

auf- und abgingen. Als wir einige Tage später Abends aus einer Gesellschaft heimkehrten, fanden wir alles gar zierlich und hübsch eingefaßt, und überall Sommerblumen hingepflanzt, unter denen so manches alte Bekannte. Göthe wollte den Dank dafür nicht annehmen, ward aber beim nächsten Besuch sehr heiter gestimmt durch unsre Freude daran.

Göthe redete auch mit Voß traulich über den Erziehungsplan seines August, den er zuweilen mitbrachte. Es war ein gar lieber lebendiger Knabe. Der Rath fand Eingang, daß er ihn früh gewöhnen müsse, sich in bestimmten Stunden zu irgend einem Zweck zu beschäftigen, und Rechenschaft von dem zu geben, was er aufgefaßt. Während des Aufenthaltes in Jena ward das Anerbieten, ihn täglich eine Stunde und auch wol länger zu beschäftigen, freudig aufgenommen. Ein paarmal ging dies zu gegenseitiger Freude, so lange die Sache dem Knaben noch ein Spiel schien. In der Folge schlief er das Buch vor sich habend ein. Voß erzählte dies Göthe mit Laune, und fügte hinzu: „Ich will nicht bestimmen, ob die Schuld an mir oder an August liegt, denn wir haben beide Gefallen an einander." Göthe meinte gleichfalls im scherzenden Ton, er könne es wohl bestimmen, denn er habe ähnliches schon an sich selbst und anderen erfahren. Der Knabe kam noch fortwährend zur bestimmten Stunde, war aber sichtbar froh, wenn Voß grade beschäftigt war und ihn zu mir schickte.

Göthe ließ damals grade die natürliche Tochter drucken, und Voß erfüllte gern seine Bitte, diese in einer bestimmten Stunde mit ihm zu lesen; vorzüglich wolle er seine Ansichten über den Versbau benuzen. Als er das erstemal zu diesem Zwecke kam, begegnete er mir auf der Treppe. Aus Erfahrung kannte er meine Gewohnheit, mich neben die Männer zu sezen, wenn sie mit einander lasen oder sprachen. „Diesmal, sagte er, dürfen Sie nicht bei uns sein, bei der nächsten Vorlesung werde ich Sie aber selbst bitten, Siz und Stimme zu haben.“ Dazu war der Reineke Fuchs bestimmt, über den beide sehr verschiedene Ansichten hatten; denn Voß hielt dafür, daß Göthe schon durch die Wahl des Hexameters den rechten Ton habe verfehlen müssen*). Zu dieser Vorlesung kam es nie, für Voß ein Beweis, daß die erste Göthe nicht befriedigt. Es war Voß sehr recht, daß Göthe von ihm kein Urtheil über dieses Stück begehrte, da es, wie er sich äußerte, bei ihm einen Eindruck zurückgelassen, den er nicht einmal im Gespräch mit mir wiederholen könne. Solche Verschiedenheit der Ansichten vermochten keinen vertraulichen Verkehr zu begründen, zur Noth nur einen freundlichen.

Gegen die Zeit der Weinlese war Göthe wieder auf einige Monate in Jena, aber er traf es bei uns nicht so, daß bei ihm die Lust zu häufigen Besuchen

---

*) Vergl. Band II. S. 392.

entstehen konnte; denn was uns drückte, lag außer dem Kreise seiner Theilnahme. Doch sollten wir ihn auch in dieser Zeit von seiner liebenswürdigsten Seite kennen lernen. Dann kam er Abends in seinen Mantel gehüllt, den er, wie er erzählte, noch in seiner Kriegsperiode genuzt, und hatte vorn auf der Brust eine Laterne, an einem Haken hängend. So faßte ihn einmal Voß, als er seine Hülle abgeworfen hatte, kräftig schüttelnd an beide Schultern, nnd sagte: „Ihr habt etwas gemacht, was uns gar sehr misfallen." — Wie so? rief er verwundert, mit ernstem Gesicht. — „Ihr habt eine Sammlung so schöner Lieder so eben drucken lassen, und uns nicht einmal auf diese Freude vorbereitet." Der Übergang vom Ernst zu heiterer Gemütlichkeit in seinem schönen Auge war unbeschreiblich, und er ließ uns beide fühlen, daß ihn dieses angenehm überrascht. Voß las nun mehrere Lieder selbst vor, über andere entstand ein lebhaftes Gespräch. — Ein andermal trat er ins Zimmer, als ich eben einen herzlich kindlichen Brief von seiner Nichte Nicolovius erhalten hatte, in dem sie auf ihre gar zu liebe Weise aus dem häuslichen Kreise erzählte, wo ich so ganz heimisch war. Von dieser Nichte hatte ich ihm schon manches mitgetheilt. „Wenn Sie diesen Brief lesen," sagte ich zu ihm, „so sehen Sie das liebe Kind ganz wie es ist." Er nahm ihn rasch aus meiner Hand, und fing mit heitern Zügen an zu lesen. Allmählig wurden sie ernster, und am Ende liefen ihm die hellen

Thränen über die Wangen. Er saß eine Weile schweigend, bis er mit lebhaftem Gefühl ausrief: „Diese Tochter ist das wahre Ebenbild meiner Cornelia."

Als die Unterhandlungen mit Weimar über unsern Sohn in Gang kamen, entschloß sich Voß, auf Göthe's Bitte, selbst auf einige Tage hinüber zu gehen. Wie gerne wär' ich daheim geblieben, aber eine Flechtenwunde an seinem Rücken machte meine Gegenwart nothwendig. Göthe hatte für eine bequeme Wohnung in seiner Nähe gesorgt. Der Empfang in seinem Studirzimmer war sehr freundlich. Selbst meine Gaben fanden eine herzliche Aufnahme: ein lockeres Hausbrot, woran er bei uns öfters Freude geäußert, und ein selbstgezogener schön blühender Rosenstock.

Voß hatte sich am Thore den Namen Hofrath Bach gegeben, weil er, durch den Körper gehemmt, dem Herzoge nicht persönlich aufwarten durfte. Eines Nachmittags war dieser ohne Begleitung zu Göthe gekommen, und hatte im launigen Ton geäußert: Er habe aus dem Thorzettel die Ankunft eines Hofrath Bach ersehen, der bei ihm abgestiegen sei. Da er gern neue Bekanntschaften mache, möge er ihm diesen vorstellen. Dies geschah nun auf die ungezwungenste Weise, Voßens Entschuldigung ward als eine natürliche aufgenommen, und er von jeder ferneren Rücksicht freigesprochen. Der Herzog zeigte ihm große Theilnahme, und fügte den Wunsch hinzu, daß er sich bald im

besseren Clima erholen möge, nebst der Versicherung, daß es ihm eine Freude sein würde, wenn er zu seinem Wohlsein beitragen könne.

Über unsern Sohn ward zwischen Voß und Göthe beschlossen, daß er vor dem Antritte seines Lehramtes einige Wochen bei Göthe wohnen, und sich mit den näheren Verhältnissen seines Berufs allmählig vertraut machen solle. Wie wohl er sich dort gefühlt, und wie wahrhaft väterlich er von Göthe behandelt ward, das hat er selbst in Briefen mit aller Wärme eines fühlenden Herzens ausgesprochen *). — Bei der feierlichen Einführung des Sohnes konnte Voß nicht zugegen sein. Er zog es vor, Göthe's Einladung einige Wochen später zu folgen, und seinen Sohn in der Schule zu besuchen. Auch damals war Göthe sehr herzlich gegen uns, besonders Abends, wenn wir an einem kleinen Tisch, in einem kleinen Zimmer unser Abendbrot verzehrten. Lebhaft wiederholte er einen schon früher geäußerten Wunsch, Voß solle vom Herzog eine Pension annehmen, und da dieses verworfen ward, hieß es, Kleinigkeiten für die Wirtschaft dürfe er doch nicht ablehnen: Korn zum Brotbacken, Futter für die Hühner, Brennholz, ein

---

*) Diese Briefe an seinen Onkel Boie stehen abgedruckt im Sophronizon, Jahrgang 1829, und werden nächstens mit andern zusammengefaßt herauskommen.

paar Hasen und Rehe in die Küche, für welche Gegenstände denn auch bald die nöthige Anweisung erfolgte.

Als die Würzburger Angelegenheit sich zerschlug, war Voß sehr gerührt über die herzliche Freude, mit der Göthe diese Nachricht empfing. Von neuem suchte er seine Bedenklichkeiten wegen der Pension zu heben, und mancherlei Plane kamen zur Sprache, die sein künftiges Leben erheitern sollten. Bei der bald darauf folgenden Verlegung der Allgemeinen Literatur-Zeitung nach Halle, und der Begründung einer neuen in Jena, für die sich Göthe und Voß gleich lebhaft interessirten, fehlte es zwischen beiden nicht an Berührungen, welche Voßens Mut, in Jena zu bleiben, erhöhen mußten. Dazu dienten auch Vorschläge von Weimar aus, unsr[e] feucht befundene Wohnung mit einer anderen zu vertauschen, oder auf einem zu schenkenden Plaze ein neues Haus hinzustellen, bei dessen Bau Voß kräftig unterstüzt werden sollte. Daß Göthe bei allem diesem, wenn nicht Triebfeder, doch Mitwirkender war, wurde freilich nicht ausgesprochen, erhellte aber deutlich aus seiner herzlichen Theilnahme.

Um so auffallender war die Kälte, welche bei Göthe eintrat, als er hörte, daß Voß geneigt sei, die Heidelberger Anträge anzunehmen. Gewiß hat Voß bei seinem Abschied von Göthe mit aller Anerkennung des Guten gedacht, welches ihm in Jena zu Theil geworden, denn er war tief bewegt, daß er bei Göthe nicht den mindesten Anklang gefunden, und

die Art des Zurückziehens von Göthe's Seite hat er sein Leben hindurch schmerzlich gefühlt.

Einigen Aufschluß über diese plötzliche Entfremdung fanden wir schon damals in der Art und Weise, wie von einzelnen Äußerungen Voßens über Göthe gegen diesen ein ungeschickter oder übelwollender Gebrauch gemacht wurde. So entstand unter andern auch das bekannte Gerede, daß Göthe's Recension der Voßischen Gedichte eine Satire sei, die Jeder dafür nehme, nur der nicht, der von sich selbst so über Gebühr eingenommen sei. Eine offene gegenseitige Erklärung, die Voß überall geübt, und so häufig mit Erfolg ausgeübt, hätte vielleicht zum richtigen Verständnis geführt, aber ohne ein Bedürfnis des Herzens konnte sie nicht stattfinden.

Auf Voß läßt sich anwenden, was Johannes Müller bei Übersendung seines Bildes an Zschocke schreibt: „Den gewandten Weltmann werden Sie an mir nicht finden, wenn wir uns einst sehen, eher glaube ich eine gewisse, nur zu offene Gutmütigkeit, wie sie einem natürlich ist, der sein Leben so viel möglich mit Büchern und in der Freundschaft zubringt." Durch arglose Offenheit hat Voß sich manches nachtheilige Urtheil zugezogen. Er sprach gerne gegen Jeden sein augenblickliches Gefühl über Menschen und Sachen aus, wo es nur einer kleinen Weglassung oder Ergänzung bedurfte, um dem Gesagten eine andere Gestalt zu geben.

Etwas Tröstliches für Göthe's inneres Gefühl liegt in folgendem Briefe unsers Sohnes Heinrich an seinen Freund Niemeyer, dessen Inhalt er seinen Eltern nicht mitgetheilt hat:

„Bald nach Schillers Tode habe ich einen Auftritt erlebt, den ich nie vergessen werde. Göthe hatte einen kleinen Rückfall von seinem Übel gehabt, und ging zum erstenmal im Park spazieren. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehen würde. Seine Krankheitsschwäche, Schillers Tod und der Verlust meines Vaters lagen schwer auf seinem Gemüte; er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsezen erstarrte. „Schillers Verlust," sagte er unter andern, und dies mit einer Donnerstimme, „mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versezung nach Heidelberg, — das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht." — Wir gingen wol fünf Minuten stumm neben einander, denn ich vermochte in dem größten Jammer, den ich je gefühlt, nicht ihm zu antworten. Endlich ergriff er meine Hand, und schüttelte sie mit einer Heftigkeit, wie er nie gethan. Ich sah ihm ins Gesicht, ich fand so viel Güte in seinen Augen, so viel Wohlwollen auf seiner Stirn, so viel menschlich Erquickendes. Er glich einem sanften Regen nach einem Gewitterschauer. Dies war zu viel für mich, ich that mir Gewalt an und verließ ihn. Aber ich hatte den ganzen Abend keine Ruhe,

weil ich einen Rückfall für Göthe zu erblicken glaubte. Noch spät erfuhr ich, Göthe sei sehr bewegt nach Hause gekommen, und habe lange Zeit mit dem Gesicht ans Fenster gelehnt gestanden. Endlich sei der kleine August gekommen, und habe durch allerlei muthwillige Scherze den Vater wieder aufgeheitert." —

Erfreulicher für Voß war die Entlassung des Herzogs von Weimar. Unsre Reise nach Heidelberg führte uns über Eisenach, in die Nähe des herlichen Sommeraufenthalts der Weimarschen Fürsten-Familie. Voß benuzte den Rasttag, durch persönliches Abschiednehmen zu zeigen, daß er fühle, wie wohlwollend der Herzog ihn während seines Aufenthaltes in Jena behandelt habe. Er fand die freundlichste Aufnahme. Der Herzog sagte unter andern: „In Heidelberg können Sie bei Ihren körperlichen Übeln nicht gedeihen; denn in Heidelberg ist man bei aller seiner Schönheit dem Zuge ausgesezt. Sie sollen mir mit Handschlag versprechen, wenn es Ihnen dort nicht wohl ist, daß Sie es mir gleich melden wollen. Dann schaffe ich Ihnen in Weimar ein Haus mit freundlicher Lage, und suche es Ihnen auf alle Weise behaglich bei uns zu machen."

Bei der Herzogin Amalie, in deren Umgebung keine Hof-Etikette statt fand, ist Voß mehrmals mit Göthe gewesen; auch einmal in ihrer Sommerwohnung in Tieffurt zu Mittag.

Leid hat es mir gethan, daß Voß nicht zu be-

wegen war, dem Herzog von Weimar bei seinem funfzigjährigen Regierungs- und Vermählungsfeste Glück zu wünschen. Seine Ansicht war, an einem solchen Feste wären derer, die Theilnahme aussprächen, so viele, daß er sich fürchte, unter den Zudringlichen zu erscheinen. Mein Gefühl war anders.

Seit wir in Heidelberg waren, fanden wechselseitig freundliche Grüße statt. Gegen unsern Sohn in Weimar blieb der väterliche Ton nicht bloß in wissenschaftlichen, sondern auch in persönlichen Verhältnissen. So zeigte er ihm bei einem schmerzhaften Lippenübel die herzlichste Theilnahme, die sich so weit ausdehnte, daß er gerne mit beitrug, ihn aufzuheitern und vor ängstlicher Sorge zu bewahren. Sehr billigte er es, daß der Sohn seine Stelle aufgab und nach Heidelberg zog, um seine Gesundheit zu stärken. Als er später auf einer Reise Göthe wieder besuchte, und gewiß nicht mit vorlauter Andringlichkeit ihm nahte, fand er mit Trauer im Herzen, daß das alte Verhältnis sich anders gestaltet. Er ward freundlich aufgenommen, aber mit der Steifheit, in der Göthe nie liebenswürdig war.

Im Jahre 1814 besuchte Göthe Heidelberg zum erstenmal, und zwar in heiterer Stimmung. Gegen uns war er sehr freundlich, und hatte Gefallen an unsrer gemütlichen Wohnung, so wie an Voßens gestärkter Gesundheit. Auf eine herzliche Theilnahme hatten wir nicht gerechnet, waren also vollkommen be-

friedigt mit der Unbefangenheit und Freundlichkeit. Er brachte auch einen Tag bei uns zu in heiterer Gesellschaft, und wir mit ihm bei anderen Freunden. Im folgenden Jahre kam er wieder nach Heidelberg, aber körperlich unwohl und dadurch verstimmt. Wir hatten nur ein freundliches Wiedersehn mit ihm auf ein halbes Stündchen. Er kam gleich den ersten Abend, und traf Voß in seinem kleinen Zimmer bei der Arbeit. Die Aussicht aus dem Fenster machte ihm so lebhafte Freude, daß er ankündigte, er wolle zu einer Stunde wiederkommen, wo ihn die Sonne nicht störe, und diese herliche Aussicht zeichnen. Die Stunde kam bei seinem Übelbefinden nicht. Unser Sohn nahte ihm diesmal noch schüchterner als das erstemal, und merkte bald, daß ein kurzer Besuch der angemessene war.

Als Göthe's Sohn in Heidelberg studirte, den wir in seiner kindlichen Unbefangenheit gern hatten, fand er in unserm Hause die Aufnahme, welche es ihm zum Bedürfnis machte, oft wiederzukehren. An Heinrich schloß er sich kindlich an, wie er es in Weimar gewohnt gewesen war, und nahm Rath und Warnung so herzlich hin, wie beides gegeben ward.

Nach Voßens Scheiden habe ich an Göthe geschrieben, weil mein Herz es bedurfte, und ich bereue nicht es gethan zu haben, obgleich die Erwiederung durch ein bronzenes Medaillon, ohne einige Zeilen seiner Hand, mich nicht befriedigte. So sehr mich dieses schmerzte, hab' ich doch später erkannt, daß es zum

Ganzen paßte, und eigentlich wol gut gemeint war. — Ein gewisses Dankgefühl gegen Göthe werde ich mit ins Grab nehmen, wie auch Voß es gethan hat. —

Was hier über Göthe gesagt ist, war bis auf die lezten Absäze geschrieben, als er noch unter uns weilte, und wäre ihm ohne die mindeste Scheu vorgelegt worden, wenn ihn sein Gefühl dahin geleitet hätte, es zu wünschen.

III.

Allgemeine Andeutungen über Voß.

Allgemeine Andeutungen über Voß.

(Von Ernestine Voß.)

Es sind vielleicht Wenige in dem Fall gewesen, so oft über Zurückgezogenheit von der Welt und zu große Arbeitsamkeit getadelt zu werden, als Voß. Dieses hat ihn oft verstimmt, noch öfter traurig gemacht, indem es ihm das Gefühl gab, daß er so äußerst selten einen fand, der ihn beurtheilte, wie er wünschte beurtheilt zu werden. Für mich war es immer ein hebendes Gefühl, wenn er mich in solchen Stunden in seine Arme schloß, und sagte: Gottlob, daß wenigstens du mich verstehst! Lebhafter als er haben vielleicht Wenige es empfunden, daß es kein Fluch für den Menschen ist, wenn er im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen muß. Sobald er sich körperlich wohl fühlte, hatte er stets Heiterkeit und Mut für seinen öffentlichen Beruf, aber nach Beendigung desselben wollte er sich auch nie durch Tadel beschränken

lassen, wie er seine Ruhestunden anzuwenden habe. Er für seine Person, meinte er, sei nicht im Stande, Jemand ernsthaft zu tadeln, der seine Ruhestunden am Spieltisch oder im geselligen Verkehr zubringe, und wenn er einen in dieser gewählten Weise heiter und zufrieden sehe, so halte er sich gerne daran, daß jede Menschennatur in der Grundanlage von der andern verschieden sei. Den Haupttrieb sich zu beschäftigen habe Gott in jeden Menschen gelegt, und ihm dabei die Freiheit gelassen, ihn nach seiner Eigenthümlichkeit auszubilden. Dieser Trieb äußere sich sehr früh im Menschen, und bei der Entwickelung desselben zeigten sich die ersten Spuren von Verstand und Überlegung. Selbst ein kleines Kind werde widerspenstig, wenn man es gegen seine Neigung mit etwas beschäftigen wolle, so leicht es sei, es an bestimmte und zweckmäßige Thätigkeit des Geistes wie des Leibes zu gewöhnen, sobald man ihm das Gute und Nothwendige derselben begreiflich machen könne. Nie aber werde es Liebe und Zutrauen zu dem gewinnen, der sich einfallen lasse, eine genaue Aufsicht und Leitung seiner Spiele und Ruhezeit haben zu wollen. Warnen möge man es wohl, es werde sich indessen auch nicht unglücklich fühlen, wenn es durch eigenen Schaden vermeiden lerne, was ihm unter strenger Aufsicht nicht begegnet wäre.

Sehr lebhaft fühlte Voß den inneren Beruf, seine Geisteskräfte auszubilden, um sich selbst Genüge zu thun, und der Mit- und Nachwelt sich nützlich zu

machen, wobei ihm der Gedanke stets nahe lag, daß, wenn er diesen Zweck nach dem Maße seiner Wünsche auch vielleicht verfehle, die Heiterkeit des Geistes, die er bei der Übung seiner Kräfte und der Erweiterung seiner Kenntnisse sich selber schaffe, der beste Lohn sei, den er begehren könne. „Von allem dem," pflegte er zu sagen, „was wir hier durch Fleiß und Anstrengung „erringen, nehmen wir wol wenig in jene Welt mit „hinüber; aber der Ernst, der Eifer, den wir anwen„den, das Wahre und Gute zu unserm Eigenthum zu „machen, stärkt unsern Geist, und was den Geist „stärkt, das nehmen wir mit, und dieses giebt uns „schon hier das bestimmte Gefühl von der Unsterblich„keit unsrer Seele." Wie oft habe ich Gesprächen solcher Art mit Gleim, Schulz und meinem jüngeren Bruder gehorcht! wie oft mich ihrer auf Spaziergängen erfreut! Wie oft hat er sich hierüber auch mit seinem Sohne Heinrich ausgesprochen! Beide gingen in Anwendung ihrer Kräfte oft sehr verschiedene Wege, aber darin waren sie einig, daß geregelte Thätigkeit und Ausdauer bei einer Sache das beste Mittel sei, den Geist und auch den Körper frisch zu erhalten. Der Körper, meinte er, habe eine sehr laute Stimme, die vor dem Zuviel warne, und ihm immer deutlich anzeige, wann er ausruhn müsse. Kam er aus einer Gesellschaft, wo unbedeutende Gespräche mit einer Art Anstrengung lebhaft erhalten werden mußten, so fühlte er sich eigentlich entkräftet und unmutig, welches nie

der Fall war, wenn er sein Tagewerk nach selbstgewählter Weise vollendet hatte. Dann war er stets heiter, ging wol einigemal schweigend die Stube rasch auf und ab, sezte sich dann zu Tisch, und seine Gespräche waren stets belebend und erheiternd für die Seinigen. Aber auch wenn er vergnügt in einer Gesellschaft gewesen war, brauchte er eine geraume Zeit, um sich wieder zu sammeln, wie er sich ausdrückte, und schlief meistens die Nacht unruhig. Außerdem hatte er beständig den ruhigsten Schlaf, wenn ihn nicht zufälliges Geräusch störte, und Morgens rühmte er die heiteren Träume, die fast immer in Verbindung mit der Thätigkeit des Tages standen. So pflegte er, wie er am Aratus arbeitete, Morgens von den schönen funkelnden Sternbildern zu erzählen, die ihn so leuchtend umgeben, und von ihren Bewohnern in allerlei Gestalten. Nicht selten gelang es ihm, im Traume eine Schwierigkeit zu überwinden, die er am Tage umsonst bekämpft hatte.

Was ihn am meisten verstimmen und oft heftig machen konnte, war eine Störung zur Unzeit. In diesem Punkt habe ich manche drückende Erfahrung gemacht, bis ich allmählig die Festigkeit erlangte, für ihn zu sein, was ich so gerne wollte. Für seine und meine Ruhe war es Nothwendigkeit und ward unvermerkt Neigung, daß ich immer genau wußte, womit und wie er beschäftigt sei, und daß ich in jeder Beschäftigung mit ihm fortlebte. Sonst hätte ich ihm

sein Leben dadurch nicht erleichtern können, daß ich bei Anfoderungen von Außen, ohne ihn zu fragen, zur rechten Zeit mein Nein oder mein Ja geben konnte; denn nie wußte er gerne vorher, wenn irgend etwas fürs gesellige Leben vorgenommen werden sollte.

Im eigenen Hause sah er gerne Gesellschaft, und war stets der heiterste, seine Gäste belebende Wirt; nur mußte alles vermieden werden, was ihm das Gefühl von Anstrengung und Zurüstung erweckte. Da gab es denn wieder zu lernen und zu üben für die Hausfrau, denn es lag ihm eben so sehr daran, alles rechtlich und ordentlich zu sehn. Vor allen lieb war ihm bei jedem Schmause das heitre Gesicht der Hausfrau, der man es nicht ansieht, daß sie Lasten zu überwinden gehabt. In diesem Sinne ist die Danksagung an die Justizräthin Niebuhr gedichtet (S. Sämtl. Gedichte, dritter Bd. S. 156). Es war ein sehr heitrer Morgen, den wir allein in unserm Zimmer genossen, als er es in Meldorf beim Kaffe machte.

Ein Lieblingstraum seiner Jugend, den er mit Hölty träumte, war, daß sie beide, die sich kein langes Leben zutrauten, als unabhängige Männer die schönsten Gegenden von Deutschland und Italien durchwandern wollten, um das Leben und die Geschäfte der Landbewohner veredelt in Liedern und Idyllen darzustellen. Bei wenigen Bedürfnissen sahen sie keine Schwierigkeit, sich durch Übersezen und einen heiteren sorgenfreien Mut die nöthigen Mittel zu erwerben.

Damit hat Voß mich oft lebhaft unterhalten, und dann wol hinzugefügt: Diesen schönen Plan hast du gestört! Öfters sprach er für unser beider Zukunft den Wunsch aus, daß er einen Fürsten finden möchte, der ihm jährlich eine kleine Summe sicherte, mit dem Zutrauen, daß er die ihm verliehene Kraft zur Veredelung des Landmanns anwenden würde. In diesem Gefühl hatte er schon im Jahre 1775 an den Markgrafen von Baden*) geschrieben. Die Aussicht, zu der ihm Böckmann in Karlsruh Hofnung gab, machte ihn eine Zeitlang sehr heiter, doch war er keineswegs traurig, als sie sich in ein Luftschloß verwandelte. Er hatte dabei noch den Gedanken gehabt, seine Eltern mitzunehmen, und vielleicht das Leben seines Vaters zu verlängern, wenn er ihn von dem beschwerlichen Geschäft, eine Menge kleiner Kinder im engen Zimmer zu unterrichten, befrein könne.

An Bücher hat Voß, so lange unsre Kinder bedeutende Unterstüzung bedurften, wenig gewandt. Der nämliche Grundsaz, nach dem wir alle unsre Ausgaben auf das Unentbehrlichste beschränkten, ward von ihm auch bei seinen Büchern befolgt. In Hamburg standen ihm viele Bibliotheken zu Gebot, und an einem sehr gebildeten Antiquar daselbst, Namens Ruprecht, hatte er sich einen treuen Freund erworben, der genau

---

*) S. die Beilage.

aufmerkte, wo er etwas für gute Preise erhaschen konnte. Dieser sandte ihm schon nach Otterndorf alle Kataloge von Auctionen, und war stets selber froh, wenn er in irgend einem Trödel etwas für seinen Freund fand. Auf diesem Wege ist ihm von altdeutschen Sachen manches zu Theil geworden. Hensler erzählte einmal mit vieler Freude: Er habe einmal in Hamburg auf einer Auction sehr hizig einen alten Autor in die Höhe getrieben. Ruprecht, der auch mit Eifer geboten, habe ihn endlich bei Seite gezogen, und gebeten aufzuhören, weil Voß das Buch nothwendiger brauche, als er. „Ich hörte auf," fügte er hinzu, „so gerne ich das Buch mein genannt hätte." Ein großes Fest war es, wenn ein solches Paket oder Kistchen aus Hamburg ankam. Seine liebsten Schüler mußten die Freude noch den ersten Tag theilen, und jedes der Kinder legte mit Hand an, die neuen Sachen nach dem Saal zu schleppen, wo sie auf einen Tisch ausgebreitet, und von innen und außen beschaut wurden. Waren die Bände gut erhalten, so war die Freude noch größer. Pergamentbände hatte die Mutter schon bei ihrem Vater sauber zu puzen gelernt. Die beschädigten wurden nur in sehr schlechtem Zustande zum Buchbinder gesandt. Wie manchen beschmuzten Pappband hat Voß in seinen Ruhestunden selbst neu überzogen, und mit zierlichen Zügen die Titel aufgeschrieben! Bei solchem Geschäft sah er mich gern in seiner Nähe. Wie lebendig waren dann seine Ge-

spräche, vorzüglich wenn es solche Bücher betraf, die er grade im nächsten Zeitpunkt nuzen konnte!

Erst in Heidelberg ist seine Lust, auch neue Bücher zu kaufen, bedeutend gestiegen. Er pflegte dann zu sagen: „Es ist ja wol endlich einmal Zeit, das ohne Rücksicht auf die Kinder zu thun, was man gerne thut; obgleich ich auch wieder denke, es sei thöricht, um sich zu häufen, was man nicht mehr lesen kann.“ Dagegen habe ich immer gestritten, und bin selbst gerne seiner freundlichen Auffoderung gefolgt, dies und jenes Buch, neu oder alt, für mich zu erbitten. Merkwürdig ist es mir immer geblieben, daß er sich, weder früher noch später, je ein Buch gekauft, ohne daß er sich selber und mir Rechenschaft gab, warum er es jezt thäte.

Als Voß die erste Ausgabe des Virgilischen Landbaus dem Herzoge von Oldenburg zueignen wollte, fragte er deshalb erst bei dem Grafen Holmer an. Die beifällige Antwort des Ministers enthielt zugleich die Anfrage, was ihm als Zeichen des Wohlgefallens das Liebste sein würde: ein Werk für seine Bibliothek, ein Kleinod von Gold und Silber, oder eine Summe Geldes. Seine Verlegenheit drückte Voß in folgendem Briefe aus:

„Wenn die vorgelegte Wahl unter den drei guten Dingen, Geld, Kleinod und Buch, nicht ganz zu umgehen ist, welches Ew. Excellenz am besten beurtheilen werden; so wähle ich ein Buch. Würdiger als Geld

könnte zwar auch ein Kleinod, weil es ein Familienstück sein würde, das Andenken der fürstlichen Gnade erhalten. Aber was? Eine Tabatiere brauche ich nicht. Eine Uhr habe ich schon, und die ich, als ein Geschenk von Agnes, gegen das köstlichste Gnadengeschenk nicht ablegen möchte. Also ein Buch, und zwar von dem edelsten Werthe, ein gerne gelesenes. Ich habe diesen Winter dem spanischen Don Quixote bestimmt. Wenn Ihre Durchlaucht mir statt der schlechten Madrider Ausgabe, womit ich mich behelfe, die saubre Holländische (mich deucht in Haag gedruckte) zu schenken geruhten; so wäre die huldreiche Absicht, mich durch ein Ehrenzeichen zu erfreun, am vollkommensten erreicht. Ew. Excellenz werden meinem Wunsche bessere Gestalt geben, als ich es vermag."

Wie groß war sein Schrecken, als die von der Königlich Spanischen Akademie so eben veranstaltete Prachtausgabe in vier Quartbänden anlangte! „Da bin ich doch ein Thor gewesen," sagte er zu mir, „daß ich mir nicht ein schönes Klavier ausgebeten habe."

In den späteren Jahren seines Lehramtes fühlte Voß es oft recht drückend, daß er zu viele der heitersten Stunden seines Lebens einem Berufe zu widmen habe, in dem er sich vielleicht nicht einmal den Beifall seiner Oberen erwerbe, wie er ihn zu verdienen glaube. „Etwas mehr Freiheit wünschte ich mir," sagte er dann wol, „bei der Sehnsucht noch manches zu singen, was mich selbst stärken, und außer dir auch

einen kleinen Kreis erfreuen könnte!“ In sehr verschiedenen Stimmungen habe ich Klagen der Art aus seinem Munde gehört, in heiterer Stimmung die meisten. Die im klagenden Tone gingen mir besonders ans Herz, weil ich so ganz fühlen konnte, was es für ihn war, so manche Lieblingsideen nicht verfolgen zu können, die seine ganze Seele füllten. In beiden Tönen hat er sich selbst ausgesprochen im Abendgang und an den Genius. (Sämtl. Ged. Dritter Bd. S. 30 und 40.) Auch in den bitteren Ton fiel er manchmal, wenn er sehr erschöpft war, doch sehr selten. Dann war er, selbst gegen mich, sehr auf seiner Hut. In solchen Stunden pflegte er sich wol in sein Zimmer einzuschließen, um sich auszuweinen. Dieses war einigemal der Fall vor der Zeit, wo der Herzog ihm einen Gehülfen für die Nachmittagsstunden bewilligte. Er litt damals an Schwindel, und ihm fehlte das Vermögen, sich Morgens und Abends durch Arbeit zu erheitern. Das gab recht schwere Stunden für die Hausfrau, die bei innigem Mitgefühl streben mußte, ein heiteres Gesicht zu behalten, und so viel sie vermochte, zu entfernen, was seine große Reizbarkeit vermehren konnte. In ruhigen Stunden dagegen erkannte er es stets als ein Glück, einen öffentlichen Beruf zu haben, und nicht wie Klopstock oder Claudius zu leben, so lange er noch Jugendkraft fühle. Diese Bemerkung machte er häufig, wenn seine Schulferien zu Ende gingen, und seine Schüler ihn wol um Abkürzung der-

selben baten. Wahrhaft kindlich froh war er beim Anfange der Feste, die ihm völlige Freiheit gaben, namentlich Weihnachten, wenn es nicht zu kalt war. Dann ward gewöhnlich zuerst ein großer Spaziergang oder eine Lustfahrt beschlossen. Wenn er sich sehr abgespannt fühlte, so war eine Reise zu Esmarch, die er seine Wohlfahrtsreise zu nennen pflegte, das beste Mittel, sich wieder zu heben. Hier fand er die innigste Theilnahme an allem, was ihn von innen und außen so vielfach drückte, und des treuen Freundes Beifall oder Tadel war ihm von gleich hohem Werthe in Fällen, wo er in eigenes Urtheil Zweifel sezte. Zu Esmarch flüchteten wir gleich, als Stolberg katholisch ward, um den ersten Stürmen auszuweichen; zu ihm, als wir die herbe Botschaft aus Kopenhagen empfingen, daß unser treuer Bruder, Rudolf Boie, eines langsamen Todes sterben müsse. Und als Voß nach seiner schweren Krankheit wieder im Zusammenhange reden konnte, drückte sein erstes Wort die Sehnsucht aus, Esmarch bei sich zu sehen. Auch vernahm er nach dem Druck seiner Schrift über Stolberg mit nicht geringer Freude, daß der schon hinsterbende Freund, welcher sehr ängstlicher Natur war, sie mit ungetheilter Billigung gelesen habe.

Ich will versuchen, ohne Rücksicht auf Zeitfolge, von Voßens früheren Planen und Ideen zu reden, zu deren Ausführung er leider nicht gelangt ist.

In einer Reihe von Idyllen alle ländlichen Be=

schäftigungen lebendig darzustellen, war stets ein herschender Gedanke bei ihm, und sein größter Genuß, ländlichen Festen und Geschäften als ein stiller Beobachter beizuwohnen. Besonders gern machte er die Bemerkung, wie verschiedenartig die Freude sich äußere, je nachdem sich der Landmann gedrückt, weniger gedrückt oder frei fühle. Die Leibeigenen in Holstein schienen ihm bei weitem nicht so tückisch und dumm, wie er sie in Mecklenburg gefunden, aber auch nicht so kräftig, wo sie Gutes wollten, und Gelegenheit fanden, Gewalt abzuwehren. Das Wenige, was er bei seinen Besuchen in Flensburg vom Lande Angeln kennen lernte, gab ihm den sehnlichen Wunsch, dort einmal einige Monate als Beobachter zu leben. Auch hat er sehr bedauert, nicht auf der Insel Alsen gewesen zu sein, wo wieder so ganz eigenthümliche Sitten und Äußerungen der Freude zu finden sind. Die Hadeler sowohl wie die Ditmarsen, so hoch er beide in ihrer Betriebsamkeit schäzte, waren ihm zu unpoetisch: Jeder treibe nur tüchtig das Seine für sich; nirgends gebe es beim Schluß eines ländlichen Geschäfts ein gemeinschaftliches Fest, nirgends in den Feierstunden unter dem jungen Volk Gesang und Geschäker, — was ihn in Eutin so oft erheiterte, wenn wir in Dämmerung und Mondenschein durch Dörfer nach Hause kehrten.

Die Luise hätte nach dem ersten Plan, den er schon in Wandsbeck entwarf, eine größere Reihe von Idyllen bekommen. Das Edelste, was er in sich

fühlte, wollte er in den Familienkreis seines Pfarrers von Grünau legen, in ihm selbst sein Ideal eines Landpfarrers geben. Wie heiter und lebendig war er, und ich mit ihm, als er in Otterndorf die ersten Idyllen machte, die im Deutschen Merkur und Almanach abgedruckt wurden! Auch der siebzigste Geburtstag war nach seiner ersten Anlage für die Luise bestimmt, wo dann Walter der Pfarrer von Seldorf gewesen wäre. Die Luise sollte in allen Lebensverhältnissen dargestellt werden, auch als Kind und im ersten Aufkeimen ihrer Liebe. Recht traurig stimmte es ihn oft, wenn er die Unmöglichkeit vor sich sah, sein Lieblingskind auszustatten, und eine Reihe von Jahren gedachte er der Luise selbst im Gespräch selten, so wohl es ihm immer that, wenn jemand mit Liebe von ihr redete. Gleim regte ihn zuerst lebendig auf, das Ganze zusammendrucken zu lassen, und der Gedanke, den kranken Bruder und sein Haus zu erheitern, bestimmte ihn, die erste Ausgabe zu beschleunigen. Ohne die traurige Wendung mit des Bruders Krankheit wäre noch eine Idylle gefolgt, enthaltend: die Schilderung der Nachhochzeit auf dem Schlosse, die feierliche Einsegnung des jungen Paares in der Kirche mit einem Schlußliede, die Hochzeitsgeschenke von allen Dorfbewohnern, reichen und armen, und die Trennung von Eltern, Gespielen und allem, was ihren Jugendgefühlen Reiz gegeben.

Sorgfältig hatte ich mich immer zu hüten, Ge-

spräche der Art gegen ihn zu berühren; kam er von selbst darauf, so hörte er gerne, wenn ich Mut einsprach, und seine Zweifel an sich selbst zu widerlegen strebte. Es war ein schöner Spaziergang am kleinen See in der Nähe des Friedhofes, als er einmal sagte: „Dort knüpfen wir wieder an, was uns hier oft durch„schnitten wird, und sind nicht mehr unmutig, wenn „uns ein Geschäft zur Unzeit stört, oder ein ungelege„ner Besuch oder der böse Ostwind. Freilich werden „wir dort auch zu lächeln haben über manches, was „uns hier wichtig scheint; aber das, woran wir uns „hier kindlich gefreut haben, soll uns nicht gereun, „selbst wenn wir fühlen, daß wir was Besseres leisten. „Aber dort werden wir auch verdienen, beisammen zu „bleiben, weil es uns hier Ernst ist, alles Unangenehme „uns leicht zu machen."

Schon mit meinem Vater, der eine auserlesene Sammlung alter Gesangbücher besaß, war es oft Gegenstand seines Gesprächs, daß der Kirchengesang als Nebensache betrachtet werde, und daß so manches alte Kernlied nur einer kleinen Nachhülfe bedürfe, um dem Verständnis und dem Gefühle näher gebracht zu werden. „Ein neues Gesangbuch," sagte mein Vater oft, „dazu möchte ich mitwirken können, „in welchem selbst der niedrigste und die lieben alten „Mütterchen kein Lied vermißten, das ihnen im Leben „je Trost und Stärke gegeben, wobei sie sich nur zu „freuen hätten, daß manches kürzer gefaßt worden, und

„mehr angewendet auf ihr Bedürfnis. In diesem „Sinne würden auch die neu eingemischten Lieder kei„nen Anstoß erregen." — Dieser Gedanke frischte sich bei Voß von neuem auf, als bei unsrer Ankunft in Eutin grade an einem neuen Gesangbuch gedruckt ward; und obgleich man ohne alle Vorbereitung dabei zu Werke ging, so würde er seine Mitwirkung vielleicht nicht verweigert haben, wenn er sich in einer weniger drückenden Lage gefühlt hätte. Später bei seinem zweiten Besuch in Halberstadt faßte er den Gedanken, eine Kirchenagende und ein Gesangbuch für die Gemeine zu Grünau zu schreiben, worüber er sich lebhaft mit Streithorst unterhielt, und auch mit Gleim, der in den ersten Jahren Theologie studirt und auf mehreren Dörfern gepredigt hatte. Seitdem aber die Verhältnisse mit Stolberg gespannter wurden, besonders in der Zeit, als die neue Kirchenagende in Holstein so viele Trennungen in großen wie in kleinen Zirkeln verursachte, hat er dieser Sache nie wieder erwähnt, so oft ihn sein Gespräch auch auf Veredelung des Gottesdienstes brachte.

Bei dem, was in der Menschensprache Gottesdienst heißt, vermißte er meistens die wahre Hebung des Herzens zu Gott, die uns die wahre Grundlage geben soll, Gott wohlgefällig zu leben, das Gute zu thun und das Böse zu meiden. Seine Foderungen an einen Lehrer der Menge, den ihm Anvertrauten einen richtigen Begrif zu geben, daß wir Gott nicht

dienen, wenn wir die Glaubenslehren im Katechismus bloß nachsprechen, und regelmäßig die Kirche besuchen, um zu beten, zu singen, eine Predigt anzuhören, — fand er selten befriedigt; das Höchste, was er wünschte, hebenden, andächtigen Gesang, nirgend. Wie oft haben Voß und Schulz diesen Gegenstand mit einander verhandelt, und den Wunsch geäußert, daß man Fürsten veranlassen sollte, die Vorübung für Chorgesänge in den Kirchen wieder herzustellen. Schulz war als Knabe Chorsänger in Lüneburg gewesen; Voß war in Penzlin, wo die Kirche damals keine Orgel hatte, vom alten Präpositus und einem verständigen Gehülfen zum Tonhalten im Singen eingeübt worden, und redete oft mit Wärme davon, was er und seine Mitschüler an hohen Festtagen in der Kirche, unter Begleitung der Stadtmusikanten, mit ihren geringen Kenntnissen geleistet hätten. Ähnliches, meinte er, müsse in jedem Dorfe möglich sein, wenn nur der Pfarrer Sinn dafür hätte, und kein Schulmeister angestellt würde, der nicht fähig wäre, den ersten Grund zu legen.

Eine Kirchenagende mit stehenden Formularen zu liefern, war nie seine Absicht, nur Anreden, Gebete, Ermahnungen wollte er geben an Stellen, wo das überströmende Gefühl sich nicht zurückhalten lasse. Den Gesang des Predigers am Altar, wo ein Chor antwortet, hätte er, um ein mechanisches Einerlei zu vermeiden, für jeden Sonn- und Festtag verändert, und dazu einen Bibelspruch gewählt, entweder nach

Luthers Übersezung, oder metrisch geordnet, wie es die einfachen Töne erfoderten. Solche Versuche hat er mehrere mit Schulz am Klavier gemacht.

Darin habe der Pfarrer bei seiner Gemeine einen festen Grund zu legen, daß sie Taufe und Abendmahl nicht so leicht als Gnadenmittel zur Seligkeit betrachtete. Die Taufe, war seine Ansicht, müsse erst nach der Genesung der Mutter in Gegenwart der Eltern geschehn, und wo Schwäche beim Kinde eine Nothtaufe erfodere, müsse dieser eine feierliche Einsegnung in der Kirche folgen. Die Eltern hätten dann vor der Taufe das Kind den Pathen zu übergeben, und der Pfarrer der Taufhandlung eine kurze Erläuterung voranzuschicken, daß die Taufe geordnet sei als ein Vorbild, daß Gott Reinheit von uns fodere, und Wegtilgung aller Flecken, die an uns haften, wenn wir nicht ernstlich über uns wachen. Dieselbe Kraft, die Gott dem Wasser gegeben, unsern Körper zu reinigen, habe er der Seele verliehn, wenn sie, durch Gebet gestärkt, den festen Vorsaz habe, sich rein zu erhalten. Folgen müsse dann eine Ermahnung an Eltern und Pathen, sich des Kindes nicht bloß im Leiblichen durch Vorsorge anzunehmen, sondern auch auf die Entwickelung seiner Seele zu achten, und es vor allen Dingen durch gutes Beispiel zu leiten. — Mit einem Liede bei der Taufhandlung sowohl als beim Abendmahl hat Voß sich lange und oft im Gespräch beschäftigt, und ich könnte mehrere Lieder aus alten

Gesangbüchern nennen, die er dazu genuzt hätte. Klopstocks Lied beim Abendmahl befriedigte ihn nicht.

Über den Genuß des Abendmahls wich er sehr von der gewöhnlichen Ansicht ab, aber davon war er überzeugt, daß wir es nach einer geläuterten Vorbereitung, was wir dabei zu unsrer Hebung zu denken haben, ein Gnadenmittel zur Seligkeit nennen dürfen. Christus erlöste uns vom Fluch des Gesezes. Er lebte ein reines Leben, wie Menschen aus eigener Kraft nicht vermögen. Seine Lehre war überall einfach und faßlich und kräftig, das Innerste zu bewegen. Seine Handlungen waren überall wohlzuthun, und Irthümer und Hergebrachtes zu bekämpfen; überall leitete er die Seinen, durch Überwindung ihrer selbst die Welt zu überwinden, und sich mit ihm an den Lohn jenseits zu halten. Dieser Lehre blieb er in jeder Gefahr und Noth treu, treu bis zum Tode am Kreuze. Aber auch hier ward er den Menschen nach seiner menschlichen Natur ein Vorbild, daß wir an uns nicht zu verzagen brauchen, wenn wir ein schweres Leiden mit dem Ausruf im Herzen empfinden: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch vorüber; doch nicht mein, dein Wille geschehe!" Am Abend, ehe Jesus von den Seinigen schied, folgte er der damaligen Sitte, durch Essen von einem Brot und Trinken aus einem Becher, die lezte Stunde vor dem Abschied zu heiligen, nannte das Brot seinen Leib, den Wein sein Blut, als Sinnbild, seiner dabei zu gedenken, und auf diese Weise sein Andenken

heilig zu halten, zur Stärkung in seiner Nachfolge. Aber nicht sollen wir glauben, daß der Genuß des Abendmahls auch nur die kleinste Sünde von uns nehmen könne, wenn wir nicht redlich streben, Christi Lehre zu unserm Eigenthum zu machen, und uns mit allen Kräften in seiner Nachfolge zu üben.

Als feierliches Andenken an Jesu Leben, Leiden und Sterben war ihm das Abendmahl stets heilig, aber nicht unerläßliche Pflicht, daran Theil zu nehmen in der öffentlichen Christenversammlung für den, welcher mit sich selbst einig sei, der inneren Stimme zu folgen, die ihm darüber keine Vorwürfe mache. Er hat früher oft gesagt: „Das Trinken aus Einem Kelch mit so vielen, mit denen ich nicht in der mindesten Berührung stehe, hat für mich etwas Störendes, es kann mich also nie zur Andacht heben.“ Doch hat er bis zu seiner schweren Krankheit am grünen Donnerstag immer in der Kirche das Abendmahl genossen, schon aus dem Gefühl, durch Unterlassung seine Pflicht als Lehrer zu verlezen. Die lezten Jahre in Eutin achtete er die Pflicht höher, sich nicht so lange der Kirchenluft auszusezen, welche stets nachtheilig auf seine Gesundheit wirkte. Am Reformationsfeste sagte er zu mir: „Wenn ich die Kirche nicht zu scheun hätte, so wären wir heute beim Abendmahl Theilnehmer.“ Auf meine Antwort, wie recht mir dieses gewesen, da mancher so freigebig mit dem Namen Unchristen sei, und man uns nach unserm Scheiden aus der Welt wol

gar noch ein Grab auf dem Kirchhofe verweigern könne, erwiederte er lächelnd: „Da sei nur ruhig; so tief ist „die Finsternis noch nicht bei uns. Und glaube mir, „ich und du genießen das Abendmahl im Andenken an „Christi Lehre und Tod öfter und andächtiger als manche, „die auf uns, als Unchristen, sich Mühe machen, ver„ächtlich herabzusehn.“ — Befremdet hat es ihn oft, daß ihn keiner, selbst Stolberg nicht, je über seine Ansicht in dieser Sache befragt hat.

Den grünen Donnerstag bestimmte er zur Hauptfeier des Abendmahls. Tags zuvor in der allgemeinen Beichte habe der Pfarrer seiner Gemeine ans Herz zu legen, in welcher Stimmung sie beim Abendmahl erscheinen müßten, um gesegnete Folgen zu erwarten. Keiner solle sich der Vergebung der Sünden trösten, dem sie nicht von ganzer Seele leid seien; keiner sich des Verdienstes Christi, seines Leidens und Sterbens erfreun, der nicht den festen Vorsaz fasse, die Sünde zu meiden, da nur bei solchem festen Willen, den jeder täglich vor Gottes Augen zu erneun habe, ehe er an sein Geschäft gehe, die freudige Hofnung in uns aufgehn könne, daß Gottes Geist unsre Kraft unterstüzen werde. Der Spruch: „Wenn du zum Altar gehest und opferst, und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so gehe zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komme und opfere deine Gabe“ — müsse gehörig erklärt bei keiner Vorbereitung zum Abendmahl

fehlen, weil Haß im Herzen zu allem Guten unfähig mache. „An der Predigt vor dem Genuß des Abend-„mahls," hat Voß oft geäußert, „möchte ich selbst „meine Kraft versuchen; sie würde kurz werden, aber „ich würde suchen, auch die Herzen der sogenannten „Einfältigen zu heben." Das Nämliche hat er auch oft bei dem Liede: „Herr Gott, dich loben wir!" gesagt, und hinzugefügt: „Es wird bei allen Gelegen-„heiten gesungen, wo wir fühlen, daß wir Gott im „Verein zu loben haben; es ist aber zu viel und auch „zu wenig Menschliches darin, um die Seele zu dem „Lobe Gottes zu heben, das noch den ganzen Tag in „uns forttönt."

Der stille Freitag sollte uns der feierlichste von allen christlichen Festen sein; er sollte aber nicht gefeiert werden in schwarzen Kleidern und ohne Musik und durch Gesang von Klageliedern, wie sie sich in den meisten Gesangbüchern finden. Er führte als Beispiel von sich selbst an, wie es ihm schon als Knabe nicht möglich gewesen sei, das Lied: „O große Noth, Gott selbst ist todt!" mitzusingen, und wie er Schelte bekommen, als er dies seiner Mutter erzählt. — Sanfte, aber zur Freude hebende Gefühle wollte er an diesem Tage geweckt wissen, daß Christus mutig und freudig Schmerzen und Tod geduldet, um uns ein Vorbild zu geben in Lehre, Leiden und Sterben, und daß wir uns seines Verdienstes freudig zu getrösten haben, nicht wenn wir ihn mit dem Munde bekennen, sondern nur

wenn wir seinem Beispiel zu folgen den Zweck unsres Lebens sein lassen.

Über das Osterfest hat er sich oft ausgesprochen, noch in den lezten Tagen seines Lebens. Mit dem Liede: „Christ ist erstanden" sollte nach seinem Wunsche der Gottesdienst an diesem Tage beginnen. Nur müsse der Schluß jeder Strofe in etwas allgemein Verständliches umgeändert werden. An die Auferstehung Christi solle der Prediger die freudige Hofnung knüpfen, daß auch wir die Gewißheit haben, nicht im Grabe zu enden; daß wir aber die Auferstehung Christi nur dann als Trost für uns zu denken haben, wenn wir fest an die Lehre Christi glauben, und dies dadurch beweisen, daß wir bei allem, was Gott sendet, seinem Beispiel treu folgen. Von einem Osterliede in diesem Sinne hat er oft geredet, wenn er sein Gefühl darüber aussprach, daß unsern Osterliedern die rechte Hebung fehle. Auch war sein Gedanke, das frische Aufkeimen in der Natur müsse dazu genuzt werden, daß wir in Gottes Werken überall von ganzer Seele empfinden, was wir nicht begreifen, und mit aller Anstrengung andern nicht begreiflich machen können. Dies nannte er die Geheimnisse Gottes, die unser Inneres durchdringen, und uns mit der freudigen Hofnung beleben, daß wir höher steigen und heller sehn werden, weil Gott dazu den Wunsch in uns legte, und bei festem Wollen uns die Kraft gab, schon hier zu empfinden, daß im Höhersteigen die erste Stufe der Seligkeit liegt.

Die Kreuze am Wege und die verzerrten Bilder daran waren nicht nach seinem Sinne. Wenn man sie zur Hebung der Andacht als Bedürfnis erkenne, meinte er, solle man uns den Erlöser nicht im Stande der Erniedrigung darstellen, sondern einen Christus, der dem Tode die Macht genommen, Bilder aus seinem Leben und Wirken auf Erden.

Seine Ansicht über das Pfingstfest hat er im Pfingstliede niedergelegt. „An diesem Tage," sagte er einmal, „möchte ich zu einer Landgemeine reden, um es ihr recht eindringlich ans Herz zu legen, wie Gottes Geist uns überall anredet in seinen Werken, vom größten bis zum kleinsten, wie er uns überall auffodert zum Dank und zur Freude, zum Suchen auf allen Spuren, die uns nicht nahe vor Augen liegen, zum Selbstverbreiten von Segen und Freude, wo es in unsrer Macht steht.

Die öffentliche Confirmation, als Erneuerung des Taufbundes und Aufnahme in die Gemeine der Christen wünschte er sehr feierlich, und zwar zu Anfang und zu Ende mit einem Liede. Zu Anfang solle der Chor die Gelübde aussprechen, dann die Kinder ihre Vorsäze und ihr Gebet zu Gott, und hier die Gemeine einstimmen. Einige Lieder in alten Gesangbüchern schienen ihm mit wenigen Änderungen für diesen Zweck brauchbar; aber der Teufel, dem man dort einen festen Siz eingeräumt habe, wäre fast aus allen zu bannen. Statt der Predigt, die an diesem Tage

ganz wegfallen müsse, wollte er bloß eine ernste Anrede an die Kinder, verbunden mit einer Erinnerung und Ermahnung an die Eltern, zu wachen, daß die Kinder ihrer Bestimmung eingedenk bleiben, und sich nicht, vom öffentlichen Unterricht getrennt, für vollendet im Lernen und Üben halten. Dann ein nicht zu langes Examen über das, was sie als Grundlehren ihres Glaubens gefaßt, vor der feierlichen Einsegnung. Zum Schluß ein Lied der ganzen Gemeine, worin der Dank gegen Gott sich ausspräche, daß er diesen Kindern das Glück widerfahren lassen, zur Erkenntnis ihres wahren Heils zu gelangen, und das Gebet, sie in fester Treue an ihrem Gelübde zu erhalten, und vor Leichtsinn zu bewahren.

Das Weihnachtsfest müsse recht benuzt werden, den Eltern eindringlich zu machen, wie wichtig ihr Beruf sei, ihre Kinder zu Gott wohlgefälligen Menschen zu erziehn, die nur so geleitet andern sich nüzlich machen, und selbst ruhig und glücklich werden könnten. Am Weihnachtsabend hätte sein Pfarrer Väter und Mütter sich in der Kirche versammeln lassen, und ihnen eine Erklärung gegeben über die Worte Jesu: „Wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen." Er hätte sie aufgefodert, ihren Kindern frühe zu erzählen, daß Christus von Gott in die Welt gesandt worden, um auch den Kindern ein Beispiel zu werden von Folgsamkeit und Gehorsam gegen alle, die ihnen Liebes erzeigten; daß

er, so lange er lebte, die Kinder geliebt, und die guten Kinder überall gesegnet und zu sich gerufen habe. — Eltern, die diesen Tag wählten, ihre Kinder zu erfreun, thäten nicht grade Unrecht, wenn sie ihnen sagten, das Christkind sei in der Nacht gekommen, und habe die Geschenke für gute Kinder mitgebracht; aber besser könnten sie doch auf ihre Kinder wirken, wenn sie ihnen sagten: „Wir Eltern beschenken unsre Kinder an diesem Tage gern, damit sie frühe lernen, Christus wolle, daß gute Kinder fröhlich sein an dem Tage, an dem er in die Welt gekommen.“ Sein Pfarrer hätte alle Bibelstellen für das Weihnachtsfest benuzt, wo Christus ermahnt: Werdet wie die Kindlein! in der Liebe! in der Hofnung! im Vertraun! in der Unschuld! Erst dann könnt ihr allmählig mit Kindersinn stark zu allem Guten werden. — Auch gegen den Gebrauch hätte er geeifert, durch einen Verkleideten den nicht folgsamen Kindern mit Ruthe und ähnlichen Schreckmitteln drohn zu lassen. Er hätte den Eltern empfohlen, ihre Kinder früh zu gewöhnen, mit Wenigem froh zu sein, und von dem Wenigen, was sie glücklich gemacht, anderen mitzutheilen, die sich keines mit Kerzen geschmückten Baumes zu erfreun hätten; er hätte auch die Neigung, wenn man selbst froh ist, andere zu erfreun, lebhaft aufgeregt, und das Bestreben, sich der empfangenen Wohlthaten würdig zu erhalten. — Das Weihnachtsfest in der Kirche hätte frühe bei Kerzenschein begonnen, mit Chorgesängen, bestehend aus Bibel-

sprüchen: Uns ist ein Kindlein geboren! Ob er wol reich war, ward er doch arm um unsertwillen! —

Wie oft haben wir bei solchen Gesprächen unsre kindlichen, oft kindischen Weihnachtsempfindungen wieder lebendig gemacht! Das wußten wir beide noch, daß wir das Lied: „Ein Kindelein so löbelich!“ immer mit wahrer Herzensandacht gesungen hatten!

Seine Gefühle beim Schlusse und Anfange des Jahrs hat Voß schön und kräftig in seinen Neujahrsliedern ausgesprochen. Bestimmt hätte er diese in seiner Agende in Form gegeben.

Ein Frühlingsfest sollte nach seinem Wunsche noch in der Luise seinen Plaz finden: An einem heiteren Morgen, wo die Sterne noch schimmern, versammelt der Pfarrer die Jugend, die sich vom Confirmationsunterricht, den Kindern gleich, an ihn geschlossen, um sich, um sie auf eine Anhöhe zu führen, und mit ihm den Aufgang der Sonne zu sehen. In einem Liede wird das allmählige Aufleben der Natur geschildert, welches ich mehrmals an seiner Seite empfunden, gehoben durch seine begeisternden Worte, die, aus heiterer gerührter Seele gesprochen, noch auf lange Zeit stärkend fortwirkten. Zum Schlusse werden bei einem ländlichen Frühmahl unter der Linde die jungen Zweige und vom Thau noch feuchten Blumen zu Kränzen geflochten, um den Altar damit zu schmücken.

Öfters in seinem Leben machte Voß die Bemerkung, wie wenig der Segen Gottes, der sich uns

überall zum Dank und zur Hebung der Seele aufdringe, selbst von guten Geistlichen zu gemeinsamer Andacht benuzt werde. Solche Gespräche wurden von neuem lebendig, als er in Heidelberg zum erstenmal den Umzug am Frohnleichnamsfeste sah, der einen höchst unangenehmen Eindruck auf ihn machte, besonders da ein großer Haufe aus der Kirche ins Wirthshaus ging, und zum Schluß eine Pilgerschar in Lumpen gehüllt mit unwillkommnem Geschrei, das sie Gesang nannten, durch die Gassen zog, um in einem Wallfahrtsorte begangene Sünden von sich zu schütteln. Sehr lebhaft ist es mir noch, wie er auf einem Spaziergange einer solchen Schar mit starken Schritten auswich, und wie kräftig er sich über diesen Unfug aussprach. — Dieses Fest sollte nach seiner Idee an einem Sonntag Nachmittag die Stelle der selbst auf manchen Dörfern nicht ungewöhnlichen Nachmittagspredigt vertreten, gegen das Ende der Heuernte, wenn das Korn zu reifen beginnt. Versammeln sollte sich alles auf einem schön gewählten Plaz, auf einer Wiese, die Kornfelder und Wald im Hintergrunde habe. Gleim hatte eine gewaltige Freude, als er ihm einmal nach Jugendeindrücken eine solche Gegend beschrieb, die er auch in Holstein oft wiedergefunden. Hier, meinte er, würde die ganze Gemeine sich gern einfinden. Für die Alten und Schwachen dachte er sich Size von frischem Heu; was sich frisch fühle, müsse stehen; von den Kindern dürften nur zugegen sein, die

schon durch eigenes Gefühl geleitet, sich stille halten könnten. Den Anfang der Feier sollte das alte Lied: Nun danket alle Gott! machen, zweckmäßig umgewandelt, und mit nicht rauschender Musik begleitet. Nachdem darauf der Pfarrer sorgfältig gewählte, zum Dank für Gottes Segen stimmende Bibelsprüche gelesen, entwickelte er in einer herzlichen Rede, den fünften Vers von Klopstocks Vaterunser vor Augen habend, wie vom ersten Frühlingshauche bis zur Sichel täglich neue Wunder an Gras und Halm sich offenbarten, wie leicht ein Ungewitter alle Hofnungen zerstören könne, und wie wir doch nicht verzagen und gegen die Vorsehung murren dürften, wenn unser Feld von Gottes Hand getroffen sei, und des Nachbarn Acker in freudigem Wuchse dastehe. Zum Schluß folgte eine kräftige Auffoderung, Feld und Acker zur rechten Zeit und mit angestrengtem Fleiß zu bestellen, und mitzutheilen, wenn unser Segen reichlicher sei, als der des Nachbarn, der auch nach Kräften das Seinige geleistet. — Dann ginge der Zug paarweise unter abwechselndem Gespräch und Gesang wieder ins Dorf, und den Kindern ließe man die Freiheit, unter der Aufsicht Herangewachsener, sich an den Rändern der Kornfelder große Blumensträuße zum Heimtragen zu suchen. Am Abend sollte die Dorfjugend mit den frohgestimmten Eltern und dem Pfarrer und dessen Familie vereint sich im Freien mit Tanz und Gesang die Zeit verkürzen, und jeder würde gern bereit sein, seinen Antheil an Erfrischun-

gen zu liefern, wenn Mäßigkeit das erste Gesez wäre. Den Pfarrer dachte er sich im Gespräch mit solchen, die den lauten Jubel nicht theilen möchten. —

Es hat Voß oft traurig gemacht, daß er zu Liedern der Art, die so lebendig in ihm lebten, nicht die edelste Zeit nuzen konnte, wo sie sich in ihm regten. Dann sagte er wol: „Aufschreiben möchte ich sie für euch und mich selbst, wenn ich auch wüßte, daß keiner sie mir nachsingt." — Das Nothwerk (Sämtl. Ged. vierter Bd. S. 26) ist der Nachklang eines Gesprächs mit unserm wackeren Pfarrer Weise von Malent, als beide einmal an einem Sonntag, wo es die Woche viel geregnet hatte, unter fröhlichen Menschen Korn aufladen und nach Hause fahren sahen.

Als Rudolf Boie krank aus Kopenhagen zurückkehrte, und noch so wohl war, den Abend in unserm Hause zuzubringen, konnte er sich am lebendigsten auffrischen, wenn wir im Gespräch unsre Kinder- und Jugendzeit durchlebten, in der der Vater Kinder und Hausfreunde Abends in Feld und Wald führte, und unter Gesang der Heimweg angetreten ward. Da gedachten wir denn auch einmal der schönen Quelle, die auf einer Anhöhe aus weißem Sande sprudelte, und mit einiger Nachhülfe zu einem sanften Bächlein bergab geleitet war. An dieser Quelle, in Flensburg der Gesundbrunnen genannt, gingen wir nie vorbei, ohne einen frischen Trunk aus der hohlen Hand zu nehmen, und uns Blumen im feuchten Grase zu suchen. Oft

maß

haben auch Voß und ich uns an derselben gelagert, und uns der weiten schönen Aussicht über einen großen, mit Wald und Gebüsch umkränzten Mühlenteich erfreut. — Am folgenden Abend brachte uns Voß den Chorgesang an der Quelle (Sämtl. Ged. dritter Bd. S. 179), ein Gedicht, das ihm selbst lieb sei, und lieber werden würde, wenn es von Schulz seine Vollendung erhielte.'

Ein recht fröhliches Erntefest einmal mitzufeiern gehörte zu Voßens Lieblingsgesprächen. Die Jugendeindrücke lebten im Gespräch mit seiner Mutter frischer in ihm auf. In Hadeln, wo alles bei der Ernte so munter war, brachten wir die Zeit nach der Schule meistens im Freien oder auf den Höfen Befreundeter zu. Auf unsrer lezten Reise im Jahre 1817 begegneten wir in der Nähe von Halle einem Zuge mit mehreren geschmückten Wagen, die, von Musik begleitet, dem Gutsbesizer Kränze von Ähren und Blumen bringen wollten. Voß sagte lebhaft: „Leibeigne können das nicht sein, aus den fröhlichen Gesichtern mit der frischen Farbe leuchtet der gute Wille zu sehr hervor." Er wünschte dem Zuge zu folgen, und sich beim Gutsherrn, dem der lustige Postillon eine große Lobrede hielt, ein Nachtlager auszubitten. Von einer Krankheit in Lübeck mich noch schwach fühlend, durfte ich leider nicht zureden. Was wir konnten, thaten wir. Wir ließen den Zug voraus, und Voß folgte zu Fuß eine lange Strecke, bis wir an die geöfnete

Pforte eines großen Hofes kamen, wo ein schönes Wohnhaus von vielen Wirtschaftsgebäuden umgeben stand. Hier bewegte sich, die Musik an der Spize, der Zug langsam nach dem Hause, Mädchen und Bursche im Verein trugen die Kränze mit bunten Bändern geziert, die an einer Vorrichtung im Hause befestigt wurden, worauf der geschlossene Kreis die Musik mit Gesang begleitete. — Der kleine Umweg verschafte uns einen frohen Abend, und ein gutes Trinkgeld einen noch lustigeren Postillon, so daß wir das spätere Einkehren in einem recht schlechten Gasthofe mit fröhlichem Mut ertrugen. —

Zu einem Erntefest, wie er es sich wünschte, sollten die Vorkehrungen schon am Samstag zuvor geordnet werden: Ährenkränze von jeder Art Feldfrucht mit Blumen und schönem Laub durchflochten; Körbe voll auserlesenen Obstes mit Blumen geschmückt; Flachs, Hanf und was sonst zum Segen Gottes gezählt wird, wozu jeder, der sich gesegnet fühle, nach Willkühr seinen Beitrag liefere; auch die lieben Kartoffeln, freundlich geschmückt, bekämen einen Ehrenplaz. Wer nichts geerntet, bringe Blumen und frische Ranken von Efeu und Immergrün, die ein Segen für Reiche und Arme sind. Dieses alles würde früh Morgens in die Kirche geschaft, und die Kränze am Altar befestigt: der schönste oben in der Mitte, die anderen in Abstufungen zu beiden Seiten; Obst in kleinen und großen Körben durch Vorrichtungen dazwischen, und auf den Stufen

und zur Seite des Altars. Die versammelte Gemeine folge dann dem Pfarrer in die Kirche, der, gleich vor den Altar tretend, mit einem Dankgebet die Feier des Tags beginne. Hierauf werde von der Dorfjugend ein passender Chor gesungen, welcher mit einem Danklied, worin die ganze Gemeine einstimme, endete. Nach einer eindringlichen Predigt sollte ein Schlußlied das feste Vertrauen aussprechen, daß Gott nicht aufhöre zu segnen, und auch da segne, wo er nicht giebt, was wir wünschen und begehren. — Nachmittags sollte jung und alt sich sammeln zur lustigen Feier. Einen dazu geeigneten Versammlungsplaz wünschte er bei jedem Kirchdorf zu finden, mit Tischen und Bänken, die unaufgefodert in gutem Stande erhalten würden. Jede Hausfrau sollte ihren Antheil zur Erfrischung Aller liefern, viel oder wenig, wie es guter Wille und Umstände zuließen. Die Frau Pfarrerin müsse mit gutem Beispiel vorangehn. Auch die Helfer bei der Ernte, die für Taglohn gearbeitet, und sich selbst keines Segens zu erfreun hätten, dürften als geladene Gäste nicht fehlen, und unter diese müsse der Segen vertheilt werden, der am Vormittage die Kirche geschmückt habe, und dadurch zu gutem Zweck geweiht worden sei. Dieses könne zugleich eine Aufmunterung sein, die Gaben Gottes reichlich zu spenden. Der Jugend würde Tanz und jede sittliche Belustigung gestattet, während sich die minder Kräftigen und Alten unter einander und mit dem Pfarrer im Gespräch unterhielten. Auch für

die Kranken und Schwachen, die nicht mehr Theil an der allgemeinen Freude nehmen könnten, müsse etwas Liebes geschehn. Austheilungen der Art würden der Schuljugend anvertraut, die durch Fleiß und Sittlichkeit sich die besten Zeugnisse erworben. —

Über das Fest Aller Seelen, zum Andenken der Vorangegangenen, hat Voß sich oft lebendig ausgesprochen; zum leztenmal in großer Bewegung mit wenigen Worten nach seines Heinrichs Scheiden. Er schloß mich weinend in seine Arme und sagte: „Unser Wunsch war, ihm voranzugehn, aber Gottes Wille fügte es anders!" — Eine stille, ruhige, Gott ergebene Feier wünschte er für diesen Tag vom Pfarrer in den Herzen aufgeweckt, wodurch sich die Sehnsucht nach den Geschiedenen in Dank auflöste für alles Gute, was uns im Leben durch sie zu Theil geworden. Nicht die Klage des Vermissens solle aufgeregt werden, aber kräftig das Gefühl der Unsterblichkeit und des Fortschreitens, wenn Körperleiden und Schwächen nicht hindern und hemmen. Eindringlich solle die Auffoderung sein, zu streben, alles zu meiden, was uns nicht mit Freudigkeit an unsre lezte Stunde denken läßt; so wie die Auffoderung zur Liebe und Schonung gegen alle, die noch mit uns leben. Auch die Ermahnung müsse nicht fehlen, Schwachen, Kranken und Sterbenden ihren Ausgang aus der Welt zu erleichtern durch Erquickung und trostreichen Zuspruch. Ein Lied dazu trug er auch im Herzen, denn das von Jacobi befriedigte ihn nur

in der ersten Zeile. — So war es ihm auch ein störender Gedanke, die Gräber im Verein zu besuchen, aber ein sehr erfreulicher der stille Besuch bei den Gräbern, wo die Liebe sich ausweint, und Blumen pflanzt und streut. — —

Ach, wie heiß wird auch mir oft die Sehnsucht, an seinem Grabe mich unbemerkt ausweinen zu können, und gute Vorsäze zu befestigen, und das Wiedersehn jenseits in der Nähe seiner Asche noch kräftiger zu fühlen, als ich es allein stehend vermag!

Beilage zu Seite 76.

An J. L. Böckmann.

Wandsbeck, 22. December 1775.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen einen Auftrag von der Art gebe, wie man ihn eigentlich nur vertrauten Freunden giebt. Meine Achtung und Liebe haben Sie schon lange, und ich hoffe, daß ich der Ihrigen nicht unwerth bin. Also ohne Umstände. Wollen Sie die Güte haben, dem Markgrafen beigeschlossenes Päckchen eigenhändig zu überreichen? Es enthält einen Musenalmanach mit einem Briefe, wovon Sie hier eine Abschrift sehn. Ich bitte Sie nicht, mich zu empfehlen, denn Sie kennen mich nicht; sondern nur, wenn's nöthig sein sollte, zu erinnern, daß mein Brief weder eine Quête, noch das Gespinst eines brausenden, unbesonnenen Jünglings sei. Beides widerspricht meinem Charakter; und nicht alle Enthusiasten sind Schwärmer. Ich rechne es nicht zu den kleinsten Reizen der gesuchten Stelle, daß sie mir Ihre nähere Bekanntschaft verschaffen würde. Dazu kommt, daß Claudius, den

ich sehr liebe, einen Ruf nach Darmstadt, als Commissär zur Verbesserung des Baurenstandes, mit 800 Gulden, erhalten hat.

Klopstock ist sehr heiter, und arbeitet fleißig an seiner vortreflichen Grammatik, und am zweiten Theil der Gel. Republik. Ich wünschte nicht, daß Sie für's erste des Briefes an den Markgrafen gegen ihn erwähnten; denn ich schwaze nicht gern vor der That.

An den Markgrafen von Baden.

Wandsbeck, 20. December 1775.

Ich wage es endlich, dem Triebe zu folgen, der mich seit länger als sechs Monaten Tag und Nacht beunruhigt. Bei einem Fürsten, der so hell und edel denkt, darf ich freimütig sein, ohne den Schein des Sonderbaren zu fürchten.

Sie haben durch die Belohnung unsers großen Klopstocks gezeigt, daß Ihnen die Einflüsse der Dichtkunst auf die Tugend und Glückseligkeit eines Volks nicht gleichgültig sind. Die Geschichte freut sich, nach einer so langen Barbarei in Deutschland einen Namen zu finden, den sie den Octavianen, Ptolomäern und Hieronen zugesellen kann; und Ihr Nachruhm wird desto

glänzender sein, je weniger Ihre Handlung dadurch bestimmt wurde.

Ein früher Eifer für die Tugend und ein Bund mit den edelsten unsrer Sänger, trieb mich an, die Gabe der Dichtkunst, die mir Gott verliehn hat, ihrem ersten Zwecke, der Freiheit und Religion, zu heiligen. Ich hielt es für meine Pflicht, mich vorzüglich auf mein Vaterland, und die Provinz meiner Geburt, Mecklenburg, einzuschränken. Allein ich vermutete nicht, daß das Mittel, welches ich versuchte, die Unterdrükkung des wichtigsten Standes im Staate zu hemmen, meine Landsleute gegen einen ihrer patriotischsten Brüder empören würde. Ein Amt, um welches ich mich würdig fühlte anzuhalten, ward, bloß um mich zu entfernen, einem Ausländer gegeben; und ich lernte bei der Gelegenheit, daß selbst die niederträchtigsten von den gewöhnlichen Bewerbungen für mich fruchtlos sein würden.

Vortreflicher Fürst, ich liebe Sie. Hören Sie die Geschichte meines Herzens. Ich studirte schon zwei Jahre in Göttingen, ohne erfahren zu haben, was Liebe wäre, als ich mit der jüngsten Schwester meines Freundes Boie in Briefwechsel kam. Durch ihre Bitte und eine geheime Ahndung bewogen, unternahm ich vor sieben Vierteljahren eine Reise von funfzig Meilen (ihr Vater ist Probst in Flensburg), sahe sie, liebte sie und ward geliebt. Eine tödtliche Krankheit, die mich sieben Wochen in ihrer Eltern Hause aufhielt,

machte uns beide offenherziger, als sich mit der Fortdauer unserer Ruhe vertragen konnte. Die Eltern gaben ihre Einwilligung, und wir waren verlobt. Ich bin zu stolz, meine Braut zu rühmen, weil ein jeder die seinige rühmt; aber das darf ich sagen, daß sie nicht verdient, durch mich unglücklich zu werden.

Der Gedanke, der mich so unaufhörlich verfolgt, besteht darin, daß eben die Dichtkunst, die mir den Unwillen meiner Mitbürger zugezogen hat, mich einem Fürsten empfehlen müßte, der den Baurenstand als die Wurzel betrachtet, aus welcher das Wohl des ganzen Staats emporblüht. Man hielt ehedem Hofpoeten. Der Ton der Zeit und die Unart ihres Herzens machte sie zu verächtlichen Possenreißern, und sie wurden abgeschaft. Gewiß einen besseren Erfolg verspricht die jezige Periode unserer Literatur, wenn man einen Landdichter bestellte, den Herz und Pflicht antrieben, die Sitten des Volks zu bessern, die Freude eines unschuldigen Gesangs auszubreiten, jede Einrichtung des Staats durch seine Lieder zu unterstüzen, und besonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und ein regeres Gefühl seiner Würde beizubringen.

Obgleich die Liebe allein einen Hufschmied zum größten Maler seiner Zeit umschaffen konnte; so halte ich mich doch verbunden, Ihrer Durchlaucht eine Probe meiner etwanigen Anlage zu dergleichen Volksgedichten, die in neuern Zeiten durch ein Misverständnis der Theokritischen Sitten in nüchterne Arkadische

Eklogen ausgeartet waren, unterthänigst zu überreichen. Durch Hülfe meiner Freunde getraute ich mir, in etlichen Jahren eine ganze Sammlung Idyllen und Lieder zu liefern, die größtentheils eine nähere Beziehung auf die glücklichen Unterthanen von Baden hätten. Außer einer freien Wohnung in der Gegend, wo ich die Sitten des Landes am besten überschauen könnte (etwa in einem Dorfe um Karlsruh?), brauchte ich nur so viel, als zum mäßigen Haushalt in einem so wohlfeilen Lande hinreichte, wobei sich fürs erste immer etwas auf den Musenalmanach rechnen ließe. Und sollten auch auf dies Wenige Ihre angebornen Unterthanen ein näheres Recht haben; so würde ich mich auch durch eine Cameralbedienung, bei der ich nur Muße und Gelegenheit für diese Dichtungsart behielte, verbinden lassen, sie so gut, als bei einer Nebensache geschehn könnte, zu bearbeiten. Ich könnte noch im Fache der alten Literatur gebraucht werden; allein ich fürchte, daß meine dichterischen Talente, die ich als einen Ruf der Vorsicht betrachte, durch ein Lehramt zu viel von ihrem Feuer verlieren würden.

Ich weiß wenige Fürsten, denen ich, als ein freidenkender Mann, solche Vorschläge thun dürfte; denn auch die feinste Schilderung eines Landes ist selten so sehr ein Lob für seinen Beherscher, als es die ganz nackte Darstellung des Badenschen Gebiets für seinen Karl Friedrich sein würde. Ich habe Klopstocks Empfehlung nicht gesucht, weil es mir Mangel an

Ehrfurcht für die Weisheit und Gnade Ihrer Durchlaucht schien, bei einer solchen Sache zu überreden. Noch nie hat mich eine Unternehmung geteuscht, die so lange und so heiß in meiner Seele gebrannt hatte; ich bin überzeugt, daß auch diese ein Werk der Fürsehung ist.

Ich bin mit der tiefsten Verehrung u. s. w.

IV.

Vermischte Briefe.

Vermischte Briefe.

I.

An Hölty*).

Wandsbeck, 15. Mai 1775.

Du mußt es mir nicht zurechnen, liebster Hölty, daß ich dir so spät antworte; ich habe entsezliche Zerstreuungen gehabt! So lange die Grafen hier waren, war nicht viel Ruhe zu suchen. Miller ist schon seit vierzehn Tagen bei uns, und wir leben hier recht vergnügt. Claudius und seine Frau sind gar vortrefliche Leutlein. Wir schlendern den ganzen Tag im Walde, oder im Garten, und athmen Blütenduft und Nach-

*) Ludwig Heinrich Christoph Hölty, geb. zu Mariensee im Hannöverschen 1748, gest. zu Hannover 1776. Einen Abriß seines Lebens gab Voß in der Ausgabe von Hölty's Gedichten. Hamburg 1804.

tigallengesang. Ich bedaure recht sehr, daß du nicht bei uns sein kannst. Oft reisen wir auch nach Altona, schlafen bei Ehlers, fahren auf der Elbe bei Tage und im Mondschein, werden auf Hamburgische Gärten an der Elbe genöthigt, und übersehn den königlichen Strom mit stolzen Masten gekrönt. Henslern hab' ich deinethalben gefragt. Auf Zimmermann hält er viel; du kannst also ohne Sorgen sein, so weit die Kräfte der Arzneikunst zureichen. Armer Hölty, ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich dich bedaure! Wir wollen's Gottes Weisheit vertrauen, die unsre Tage gezählt hat. Du bist gegen mich noch sehr glücklich, denn du hängst nicht mit so vielen Banden an diesem Leben. Denk' dir meinen Zustand, wenn der Tod in meiner Brust wühlt, und ich dann die Thränen aller Geliebten im Geiste sehe. Dich erwarten deine Eltern, und vielleicht das unbekannte Mädchen, das die Vorsehung deiner Liebe bestimmte, und der Tod ist dein Brautführer. Wenn du vor mir stirbst, so schwebe dein Geist um mich, wenn meine Todesstunde über mir schattet. Sie kann nicht fern mehr sein, ich fühle beständig Schmerz in der rechten Brust, und habe kurzen Othem. Ich weiß gewiß, daß wir auch droben nicht unnüze Glieder in der Schöpfung sein werden, denn sonst würde uns Gott nicht von hier rufen, wo wir so viele Hofnung haben, Gutes zu thun. Und wer weiß auch noch, ob wir diesmal schon abgerufen werden. Du machst mir und Claudius eine sehr an-

genehme Hofnung zu deinem Besuch. Vielleicht findet sich etwas, um dich ganz hier zu behalten. Von Luft, schöner Gegend und guter Gesellschaft will ich gar nicht reden. Froher Mut, sagt man mir, ist bei uns Leuten kräftiger als Arznei. Sieh zu, ob du das durchsezen kannst, so wollen wir den Brunnen in Gesellschaft trinken.

Du bist hier sehr berühmt, und jedermann bedaurt deine Krankheit. Reichardt hat auf deine Landelegie eine schöne Melodie gemacht, die bei der Königsberger Zeitung als Beilage gewesen ist.

Wandsbeck, 3. Febr. 1776.

Hölty, was machst du? Warum schreibst du nicht? Deine Stube wartet schon zwei Monate auf dich. Du wirst doch nicht gar wegbleiben? Sonst hättest du mir's sagen müssen, weil die Stube für dich gemiethet ist. Ich bleibe noch hier, aber Claudius reist im Frühling nach Darmstadt. Von Gerstenberg hab' ich den Auftrag, dich, sobald du ankömmst, nach Lübeck zu bringen. Es wird dir da behagen. Komm bald, ich habe recht viele Neuigkeiten für dich. Gott stärke deine Gesundheit.

Wandsbeck, 28. Merz 1776.

Daß du diesen Winter nicht hast bei uns zubringen können, hat mir sehr leid gethan. Armer Junge, mit deiner bösen Krankheit! Wärst du doch nur noch mit Sprickmann gekommen! Wir haben diese Tage noch sehr vergnügt zugebracht. Sprickmann und Claudius werden dir davon erzählen.

Was ich gedichtet habe, liegt unter Feilspänen so versteckt, daß es dir wenig fruchten würde, wenn ich's dir auch schickte. Du weißt nicht, was ich alles um die Ohren habe. Ich höre, du arbeitest an einer Zauberballade; das ist mir lieb zu vernehmen. Deine drei Bogen mußt du wieder liefern.

Sei recht vergnügt mit Claudius und Sprickmann. Gott schenke dir Linderung und Heiterkeit, und gebe, daß wir uns nach Johannis gesund sehen.

Flensburg, 1. Juli 1776.

Boie schrieb mir die traurige Nachricht, daß du wieder kränker geworden seist. Du armer Junge, könnte ich dir doch helfen! Gleim fragt mich, ob er dir worin dienen könnte. Er hat herzliches Mitleid mit dir.

Millers beide Romane hab' ich durchgeblättert, und hin und wieder vortrefliche Stellen gefunden; aber

sein ewiges Moralgeschwäz gefällt mir nicht. Könnte man ihm doch die Nuzenstifterei abgewöhnen!

Ach, Hölty, ich habe hier herliche Tage! Warum muß ich nun wieder in meine Einsiedelei, und alle Wonnescenen traurig wiederträumen!

Hast du noch neuere Gedichte gemacht, so schick sie mir, oder bringe sie mit.

Lebe wohl, guter Junge, und sei so heiter, als du kannst. Ich liebe dich von ganzem Herzen.

2.

An Miller*).

Eutin, 21. September 1787.

Es ist doch eine wahre Herzensfreude, den Namen: Alter Miller! in Gedanken als gegenwärtig auszusprechen. Eine Erinnerung, die mit meinen Flensburger Reisen zu Ernestine verwandt ist. Noch gestern Abend vertiefte ich mich in ein Gespräch über unsre Göttingischen Zeiten, als ich bei meiner einsamen Ernestine behaglich mit der Pfeife im Gartensaal herumwanderte; ich wünschte Ruh den Entschlafnen, und sehnte mich nach dir, du Weitentfernter. Wär's denn nicht möglich, daß wir uns nur Einmal wiedersähen? dachte ich in mir, und maß den Weg und meine Ketten. Bald wäre ich traurig geworden, aber die Sterne blinkten so schön über dem dämmernden See. Wir werden uns wiedersehn, und nie wieder getrennt werden; aber dort über den Sternen, wo Hölty wohnt, und Hahn,

*) Später gefundener Brief.

der nicht mehr Schwermüthige, und Closen, und — Nein, nicht die frischeren Wunden berührt! Aber, du alter, lieber Herzensmiller, wär's denn nicht möglich, noch hier, nur Einmal noch hier? —

Als ich deinen lezten lieben Brief erhielt, dachte ich nicht, daß ich dir so spät antworten würde. Du dachtest es auch nicht. Aber du hast mich gewiß keiner Kälte beschuldigt. Ich mag dir nicht vorklagen, aber sonst begreifst du mein Stillschweigen nicht. Ernestine hat seit dem lezten Wochenbette etwas zurückbehalten, das uns viele Sorge gemacht. Im Herbst 85 reisten wir nach Hamburg, um Hensler persönlich um Rath zu fragen. Ich brachte ein Ohrensausen mit Doppelsichtigkeit und Betäubung zurück. Ernestine verbrauchte eine Medicin nach der andern, ich auch; und es blieb, wie es war. Mir verging alle Lust zu arbeiten, ich vergaß im Schreiben und Sprechen das Ende der angefangenen Periode, und ward immer schwermütiger. Im Frühling 86 reisten wir nach Meldorf, und vergaßen bei Boie und seiner vortreflichen Frau alles, was uns drückte. Ich war auch einige Tage in Otterndorf, wo mich die guten Hadeler als einen Bruder aufnahmen. Wir kehrten vergnügt zurück. Wenige Tage vergingen, als ein schwarzer Trauerbrief von B's zitternder Hand uns den Tod seiner Luise verkündete. Keiner von den Meinigen ist mir näher abgegangen. Der trübe Sommer verging. Da drang Hensler auf den Brunnen; ich fühlte neues Leben. In einer be-

haglichen Stunde gerieth ich über einige Stellen der Ilias, und verglich Stolbergs und Bürgers Übersezung. Beide gefielen mir nicht; ich versuchte, und es gelang. Verschiedene einzelne Stellen, die mir als vorzüglich schön und mit Kunst gearbeitet im Gedächtnis lagen, bezwang ich, und wollte es nun mit einem ganzen Gesang versuchen. Der erste ward in kurzem fertig; ich schickte ihn an Stolberg, und fragte, ob er seinen Vorsaz, nicht zu ändern, aufgeben, oder mit mir gemeinschaftlich arbeiten, oder mir die Arbeit überlassen wollte. Stolberg stuzte. Ich legte die Ilias weg. Bald besann sich St., verglich meine Übersezung, und drang mit Ernst auf ihre Vollendung. In der Mitte des Mais war ich mit der ganzen Arbeit fertig, und hatte in der Zwischenzeit noch den ersten Gesang von Virgils Georgica vollendet *).

---

*) „Troz allem Unwetter," heißt es in der Bestätigung S. 176, „wuchs die Ilias fröhlich fort. Wer einmal tapfer sich angestrengt, zu finden, worauf es ankommt, der arbeitet sicherer und leichter, als der flatternde Liebhaber, der ohne Kunstfertigkeit huscht und pfuscht. Auf dem abgelegenen Stübchen konnte mit lebendiger Stimme gedeutscht werden; und, ob Leben gewonnen sei, entschied in der Feierstunde die unbestechliche Hausrichterin. Für uns hätt' ich auf Robinsons Insel mit Begeisterung das Werk vollendet, und dann freilich gewünscht, daß es ein Schif nach Deutschland brächte."

Ich habe gute Hofnung, daß der diesjährige Almanach die Sünde des vorigen wieder tilgen, und Lust zu den künftigen erwecken wird. Nun gürte dich auch, lieber Miller, mir zu helfen. Du versprachst in dem lezten Briefe Naturlieder. O schicke bald, was du gemacht hast, und mache mehr. Du mußt dein edles Pfund nicht vergraben. Ein gutes Lied wirkt oft mehr als eine lange moralische Abhandlung, und daurender.

Der Dichter Nicolay aus Petersburg hat mir seinen einzigen zehnjährigen Sohn unangefragt mit Stolberg zugeschickt, um ihn sieben Jahre bei mir zu behalten. Das Zutrauen war rührend, und der kleine Paul fügt sich, wie eins von meinen eigenen Kindern.

Du hast dich ohne Zweifel über meinen Hofrathstitel gewundert. Bei einer Trauerverordnung fand es sich, daß der Rector mit einem fürstlichen Kammerdiener rangirte. Ich trauerte, wie es mir gut schien, und beschwerte mich, sobald es schicklich war *). Die Folge war der neue Titel, der mich im Anfange sehr belästigte, da ich die Woche oft dreimal mit dem Degen an der Seite zur Tafel gehn mußte. Jezt hab' ich Ruhe, nachdem ich oft abgesagt habe. Diesen Winter mußte ich mit der gesamten Dienerschaft im Trauerornat nach Lübeck, um den Sarg der Herzogin durch die Domkirche zu tragen.

---

*) S. den Brief an den Grafen Holmer vom Herbst 1785.

Stolberg hat mir ein vortrefliches moralisches Lied für den nächsten Almanach geschickt, von der Art, wie ich so gerne selbst welche machen möchte, und von dir mehrere wünschte. Einen tiefen wohlthätigen Eindruck aufs Herz machen nur solche Empfindungen, die Homer und Sokrates auch empfinden konnte, Staunen über Gottes Größe, Weisheit, Liebe, die sich in seinen Werken offenbart. Unter uns, Bruder, ich bin kein Freund von eigentlichen *Kirchenliedern*. Wenn ich Gott anbete, so denke ich mir alle Guten unter allen Völkern als Mitanbeter und Brüder. — Doch selbst dieses Wohlwollen, das Gott in jedes ehrliche Menschenherz gepflanzt hat, wird von den Buben, die den Geist zu unterjochen trachten, gemisbraucht. Ihr duldet alle, warum uns nicht? — Euch unduldende, hinterlistige, alles außer euch verdammende Mörder des Menschengeschlechts? euch dulden? — Eben die *Toleranz* verpflichtet uns, der *Intoleranz* mit unversöhnlichem Hasse zu begegnen, wiewohl der einzelne *Intolerant* Achtung und Schonung verdienen kann. Ich habe hierüber mit Stolberg scharfe Briefe gewechselt, endlich verstanden wir uns. Ich glaube nicht, daß er sich des engelreinen *Lavaters* ferner annehmen wird *). Der engelreine Heilige wird öffentlich

*) S. *Stolbergs Ode an Lavater* und *Etwas über Lavater*. D. Museum. 1787. Januar und Februar.

der Lüge und Verleumdung angeklagt, wehrt sich mit lügenhaften Verdrehungen und Ausflüchten, wird eingetrieben, und schweigt. Schweigt? Fährt fort, im Stillen zu verleumden; öffentlich seine Freunde anzuflehen, nichts mehr weder für ihn noch gegen seine Feinde zu schreiben, und heimlich sie, wie Reicharden, zu seiner Vertheidigung aufzuwiegeln, und mit Ohrenbläsereien auszurüsten. Ich glaube gern, daß Lavater lange Zeit nur ein Betrogener seiner frommen Eitelkeit und fremder Schalkheit war; aber jezt ist er Betrieger. Aber was hilft's viel, wenn auch hie und da einem Lavater oder Stark oder Cagliostro die Larve entrissen wird? Der Betrogenen, die sich in Betrieger verwandeln, sind unzählige. Du kennst doch Haugwiz. Wer hätte es dem Johannesgesicht ansehn können, daß er noch einmal ein so thätiger Apostel der unbekannten Obern sein würde? O die Freimaurerei! man wagt es noch kaum, auf die Gefahr, die in ihren Finsternissen lauert, nur hinzudeuten; so mächtig und tiefgewurzelt ist sie. Ich habe durch das Freimaurerlied*) ihnen durch Scherz zu widerstreben gesucht;

Beleg

Gegen die Freimaurerei

*) S. Sämtl. Gedichte, dritter Bd. S. 128. „Um viele gutmütige Genossen des Maurerordens gegen die Arglist der geheimen Oberen, denen unter dem Schirme der fremdartige Fuß hervorragt, altbrüderlich zu verwahren, nahm ich die Symbole, die auf hierarchisches Blendwerk und blinden Gehorsam ausgehn, als harmlose Gebräuche eines frohen und zu Menschenliebe und

der Himmel segne meine gute Absicht! Die Illuminaten erlauben sich gegen die Schälke im Dunkeln, sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Aber das ist ein unseliger, gefährlicher Plan, woran ich keinen Theil nehmen möchte. Die Waffen des Lichts sind die einzigen, die den tiefgelegten Bau, zwar langsam, aber sicher stürzen werden. Schreib mir hierüber eben so umständlich und aus dem Herzen, wie ich dir. Es ist die Sache der Menschheit. — Schreib mir, wie du lebst, und was du arbeitest. Du hast Unrecht, du thust Sünde, daß du Dichter zu sein aufhörst. In Göttingen gingst du am schnellsten zum Ziel, und nun säumst du. Erwache, Brutus! Ich umarme dich mit herzlicher alter Liebe.

Wohlthun gestimmten Trinkgelags. Die guten Brüder, die hier profane Entweihung argwöhnten, mögen sich ungestört ihrer Spürgabe und Glaubseligkeit erfreun." Anm. zur Ausgabe v. 1802.

3.

An Clamor Schmidt.

Eutin, 21. September 1787.

Ich danke Ihnen, lieber Freund Schmidt, für Ihre treue Hülfe. Hier erhalten Sie ein Exemplar des neuen Almanachs, der unter Angst und Schmerzen entstanden ist, weil Göckingk mich unvermutet mir selbst überließ. Künftig werde ich allein herausgeben, und mich bei Zeiten so haben, als einer, der allein 14 Bogen mit guten Gedichten voll schaffen muß. Fahren Sie fort, mir beizustehn, wie Sie thun. Ihr Frühlingslied habe ich zurückgelassen, weil ich Sie noch um einiges befragen wollte. Den zweiten Vers hörte ich lieber so oder ungefähr so:

Der Geißbock umklettert
Das schroffe Gestein:
Die Nachtigall schmettert
Im sprossenden Hain.

Im dritten: Herr Mai! wie so selig. Ins Kärtchen der Liebe schaun, hätte ich auch gerne anders.

Und am Ende: Freund Amor, das bitt' ich. Das Gedicht hat übrigens einen so eigenen selbständigen Ton, daß ich es ungerne zurückgelassen habe. Aus Furcht, einem Dichter, wie Sie, etwas zu verderben, mochte ich ohne Anfrage nichts ändern; und wenn Sie finden, daß ich mit meinen Kritteleien Unrecht habe, so lasse ich's ohne Änderung in dem nächsten Almanach drucken.

Mich verlangt, etwas mehr von Ihrer häuslichen Glückseligkeit zu hören. Noch vorige Woche war ich mit meiner Familie in einem Walde am See, wo wir ein großes Feuer anzündeten, Wasser aus dem Quelle schöpften, Kaffe kochten, und im Grase mit der Aussicht nach Plön aus Türkenröhren schmauchten. Leider habe ich hier niemand, mit dem ich über andre Sachen als den Türkenkrieg und die holländischen Käsemänner schnacken kann. Als Stolberg noch hier wohnte, da war's anders! Wie glücklich Sie sind, solche Nachbarn, als Gleim und Fischer, zu haben. Was Sie künftig beitragen wollen, das thun Sie frühe, damit ich mit frohem Mute lauter Ausgesuchtes abdrucken könne.

Eutin, 10. Juni 1788.

Ich schreibe und schmiere Subscriptionsbriefe (für die Georgica), mein lieber Schmidt, und denke dabei mit

Schrecken an die Almanachsnoth, die mit jedem Tage mir näher rückt. Für den ersten Anfall ist gesorgt; aber lange halte ich die Belagerung nicht aus, wo meine Freunde nicht beispringen, wie ehmals. Also, lieber Freund, ehe das heiße Stündlein kommt, entfaltet das Fähnlein und werft euch mit in meine Festung. Auch dem Ritter Kretschmann gebt einen Wink, daß seine Hülfe hier nicht verloren sein würde.

Vergessen Sie nicht, mir über das Frühlingslied zu schreiben, ob ich bei den angemerkten Stellen, wo ich's in seinen Ton hineingeführt wünschte, Ihnen auch aus dem Tone gefallen zu sein scheine. So etwas pflegt uns Kritikern am häufigsten zu begegnen. Ich gehöre indessen zu denen, die sich gerne belehren lassen; und es bedarf nur Eines Winkes, so wird das fröhliche Lied in seiner ursprünglichen Freude hintanzen.

Melden Sie mir doch etwas von Ihrem häuslichen Leben, lieber patriarchalischer Schmidt. Wie glücklich würde ich sein, wenn ich einmal eine Woche unter Ihnen aufleben könnte! Dort oder hier. Denken Sie, wenn Sie vergnügt sind, auch manchmal nach Eutin.

Eutin, 29. September 1788.

Hier, mein theurer bester Schmidt, haben Sie den neuen Almanach, und reichen Dank für Ihre treflichen

Beiträge. Sie sind mir dies Jahr ein braver Ritter gewesen! Ich selbst habe im Schulstaube gewühlt, und wühle noch, damit Virgil das Seinige erhalte. So geht es uns nach Jahrhunderten, Freund Schmidt; man gräbt und zankt und murmelt Bannsprüche, den ächten Sinn aus dem Moder zu ziehn. Verzeihn Sie dem Bestäubten seine Eilfertigkeit.

Eutin, 21. Oktober 1789.

Hier haben Sie denn meinen jüngsten Almanach, der mir neben den Georgicis ein wenig sauer ward. Sie sind ein lieber Mann, daß Sie mir so ehrlich beisprangen. Wenn Sie etwas für die Musik haben, lieber Freund, so schicken Sie mir's, damit ich meinen Kapellmeister beschäftige, wenn er auf's Land hinauszieht. Er giebt nächstens einen neuen Theil Volksmelodien heraus.

Sie sind mit einer Veränderung irgendwo unzufrieden, lieber Schmidt, und mögen sehr Recht haben. Aber ich weiß nichts mehr von der Sache. Es muß ein geringer Zug in einem Epigramme sein, wovon Ihre Handschrift sich verloren hat; denn die Vorschläge für das Mailied hatten Sie gebilligt. Ich bitte um Vergebung, lieber Schmidt, was es auch sein mag. Böse gemeint ist es nicht gewesen.

Ich soll in den Gothaer Zeitungen manchmal was abkriegen, wie die Leute es nennen; ich habe mir sogar Mühe gegeben, die Recension meiner Gedichte zu erhalten; aber umsonst. Ein gewisses Männchen, sagt mir jemand, soll einen Zahn gegen die Niedersachsen haben. Was sind Sie für ein Landsmann? Ich wollte ja gerne aus einer andern Provinz sein, wenn ich nur könnte. So weit von solchen Dingen.

Diesen Winter denke ich meine Odyssee zu vollenden, und Ostern, so Gott will, meine Ilias anzukündigen, die noch auf dem Stroh nachreift.

Eutin, 11. Juli 1790.

Dank, mein lieber Schmidt, für das Übersandte und für das schöne Briefchen dabei in Versen, worauf ich besser in Versen als in Prosa antwortete, wenn mir der Schnabel nur darnach gewachsen wäre. Ich hoffe, daß dieser Brief Ihnen meinen Virgil, der in Hamburg auf Abfoderung wartet, mitbringen wird. Ich gebe Ihnen gern die Erlaubnis, das Meiste in meinem Kommentar, der einer wahren Polterkammer gleicht, zurückzuwerfen. Vielleicht wäre es besser gewesen, eine doppelte Ausgabe zu machen: eine für den Geist, die andre für das Fleisch. Jezt nehmen Sie's so, wie das Meiste in der Welt, Gutes und Böses durch einander.

Sie werden sich freuen, daß ich jezt nur drei Schulstunden täglich habe. Der Bischof hat mir auf meine Vorstellung eine Zulage für einen Gehülfen gegeben, der mir eine Vormittagsstunde samt den beiden beschwerlichen Nachmittagsstunden abnimt. Jezt bleibe ich ewig in dem lieben Eutin; denn sowol vor einer größeren Schule, als vor dem akademischen Leben habe ich Abscheu.

Eutin, 1. Oktober 1795.

Sie haben mir dies Jahr vorzüglich schöne Beiträge gegeben, mein lieber Schmidt; doch keines schöner, als den Gesang an Gleims Geburtstage. An der Martinsgans habe ich ein klein wenig zu künsteln mir erlaubt. Schelten Sie, wenn's schlechter geworden ist. Dank für die empfindungsvolle Lebensbeschreibung des Entschlafenen *). Auch von ihm müssen wir künftig noch viel in Ihrem traulichen Stübchen schwazen, wo ich selbst den redlichen Greis noch gesehn habe. Nur noch ein Winter, den ich leider mit Gelehrsamkeit verderben muß.

Der Ihrige

Voß.

---

*) Abel, Schwiegervaters von Schmidt.

4.

An Christoph Friedrich Nikolai *).

Eutin, 27. August 1787.

Auf Verlangen des Herrn von Nikolay **) schicke ich Ihnen den Abdruck seiner neuen Romanze.

---

*) Christoph Friedrich Nicolai, geb. zu Berlin 1733, gest. daselbst 1811.

„Nikolai, heißt es in der Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe S. 207, wiewohl mein Angrif auf die A. D. Bibliothek (nämlich die zwei Verhöre im D. Museum 1780 und 81) ihn bis zu Persönlichkeiten gereizt hatte, näherte sich mir in Briefen, und besuchte mich im Jahr 1794 mit seinen Töchtern. Es entstand gegenseitiges Wohlwollen, das ungestört fortdauerte. Im Januar 1797, nach meiner Hirnentzündung, erhielt Boie bei mir eine Anweisung auf 1000 Mark Banko, die mir ein Ungenannter zu einer Gesundheitsreise bestimmt habe. Ich weigerte mich; genannt ward Nicolai. Dankend meldete ich ihm, ich sei solcher Freigebigkeit nicht bedürftig. Er aber drang so anhaltend, daß nicht annehmen unwürdig schien. Ein Versuch der Erwiederung ward abgelehnt, mit der Bitte, ihm nicht die Freude zu verkümmern. Edleren Werth gab dem Geschenke der Sinn des Schenkenden. Guter Mann, du hast Größeres gethan, nicht Dank berechnend, auch gewiß der Verunglimpfung und Verkennung.“

**) Ludwig Heinrich v. Nikolay, geb. zu Strasburg 1737, gest. zu Petersburg 1817.

Bei Ihrem siegreichen Kampfe mit Schwärmerei und Pfaffenlist wird Ihnen der freudige Zuruf eines Fremden — nicht ganz gleichgültig sein. Warum wenden Sie Ihre Waffen nicht auch gegen die Bonzen mit dem Maurerhammer?

Ich verharre mit der Achtung, die jeder Redliche, er sei Freund oder nicht, wahren Verdiensten schuldig ist,

Ihr

gehorsamster Diener

Voß.

Eutin, 5. April 1789.

Ich hofte, um diese Zeit schon auszuruhn, und muß noch eine Anzeige *) voranschicken, lieber Herr Nicolai. Sie sind so gütig, dieselbe in Ihre A. D. Bibliothek einzurücken. Sehr vielen Dank bin ich Ihnen schuldig für Ihre lebhafte Theilnehmung an diesem Werke. Sie war mir ein neuer Sporn, alle meine Kräfte auf die erreichbare Vollendung zu richten. Durch die neue Umarbeitung ist mein Kommentar so angeschwollen, daß ich sehr eng drucken muß. Für ein Schulbuch sollte es auch wol eigentlich so sein; andere lesen es doch nicht. Wenn mich Virgil nicht fesselte, so könnte ich leicht diesen Sommer mit Stolbergs Familie eine

---

*) Von der ersten Ausgabe der Georgica.

Reise nach Berlin machen. Auch um Sie zu sprechen, wünschte ich's: denn ich glaube, daß wir manche gemeinschaftliche Angelegenheiten haben, und es Beide ertragen, uns anderswo nicht zu begegnen. Ich bin u. s. w.

Eutin, 17. Juli 1790.

Meinen besten Dank für Ihre Schrift über den unseligen Stark, der ja wol endlich das Urtheil der Gerechtigkeit, wozu sich alle bedeutenden Stimmen vereinigen, in Ruhe ertragen wird. Die geheimen Gesellschaften zum Guten zu lenken, scheint mir ein misliches Unternehmen; sie unschädlich zu machen, damit, deucht mir, ist man schon ziemlich weit gekommen.

Eutin, 13. Merz 1791.

Wieder eine Streitschrift! *) werden Sie sagen, lieber Herr Nicolai. Ja leider! man könnte wol von beiden Seiten etwas Besseres thun, als Krieg führen. Aber wenn der Nachbar uns heimlich die Pflanzungen ver-

*) Über des Virgilischen Landgedichts Ton und Auslegung.

wüstet, so muß er bestraft werden, damit er selbst anbaue, und andere Anbauer in Ruhe lasse.

Ich erwarte kaum, daß Sie für meine Georgica einen unpartheiischen Beurtheiler finden, und möchte Sie fast bitten, es bei einer einfachen Anzeige, was ich im Kommentar abgezweckt, bewenden zu lassen. Die Menschen wollen glauben und nachbeten, in der Religion und in der Filologie. Aus Göttingen konnte kein anderes Urtheil erschallen; aber aus Jena hofte ich doch wenigstens eine vollständige Anzeige meiner mühsamen Arbeit, die sich durchaus mit der Heynischen Zusammenstoppelung nicht messen läßt. Freilich ist es bequem, zwei Ausleger mit einander zu vergleichen, und ein Wörtchen dazwischen zu reden.

Ich habe Virgils Eklogen auch übersezt, und arbeite jezt an einem Kommentare. Vorher möchte ich gern meinen Homer herausgeben. Aber man scheint über die neue Filosofie die Dichtkunst ganz zu vernachlässigen. Die wahrste Belohnung der Arbeit bleibt doch die Arbeit selbst. Ich könnte es mir wohl möglich denken, daß man auch auf einer einsamen Insel für sich allein ein poetisches Kunstwerk ausarbeitete.

Eutin, 26. Februar 1797.

Boie drang darauf, ich müßte annehmen, was mir ein Unbekannter zur Herstellung meiner Gesundheit

durch eine Brunnen- oder andere Reise so freundlich anböte. Seine Frau meinte sogar, es grenze an unedlen Stolz, an Eitelkeit, wenn ich es nicht annehme. Ich drang dagegen, daß ich vor allen Dingen den Namen des unbekannten Freundes erfahren müßte. Boie gab nach, und nannte mir — worauf ich niemals gerathen hätte, weil wir so wenig uns kennen — Nicolai!

Sie werden, edler Mann, mein Dringen und Boiens Nachgeben ganz in der Ordnung finden, wenigstens verzeihen.

Ich bin innigst gerührt, Guter! durch Ihre herzliche Theilnahme an meiner Krankheit, wovon mir Schulz geschrieben hat, und durch Ihren raschen Entschluß, für meine völlige Wiederherstellung ein so Beträchtliches aufzuopfern. Wäre ich der Eitelkeit fähig, so könnte so viel Liebe von Bekannten und Unbekannten, als ich seit der bösen Krankheit erfahre, sie wohl ein wenig aufregen. Aber es sind ganz andere, sehr ernsthafte Empfindungen, wovon mir das Herz aufschwillt: Empfindungen, die sich mehr durch Stillschweigen als durch Worte äußern.

Weswegen ich glaubte, das Geschenk nicht annehmen zu müssen, hat Ihnen Boie geschrieben. Die Brunnenreise hält Hensler für unnöthig, und zu einer anderen Lustreise hatte ich schon Rath geschaft.

Sie meinen es aber so ernstlich, mein Freund, und häufen die Gründe, warum ich müsse, haltbare

und unhaltbare, so auf einander, daß ich nicht widerstehn kann. Was so aus dem Herzen kommt, muß eben so zu Herzen gehn, wenn man ein Herz in sich schlagen fühlt. Ich nehme an, was Sie so freundlich darbieten, als Vorschuß. Hiegegen, bitte ich, kein Wort.

Von der Krankheit, die mich bis ans Grab führte, bin ich, Gottlob! hergestellt, bis auf etwas Schwäche in den Gelenken. Nur mein Ohrensausen will nicht ganz abziehn. Heitere Luft, mäßige Bewegung und Elektrisiren sind noch die wirksamsten Mittel dagegen. Die Reise wird alles auslüften.

Seit der Mitte des Januars darf ich sogar etwas arbeiten: ich übersetze aus Tibull, aus Moschus und Bion, und endlich aus Ovid. Das Eisen zieht den Mann an. Ich bin so weit in Schuß gekommen, daß ich Ovids Metamorfosen wie eine Pomeranze auszupressen vorhabe. Ovidische Verwandlungen, gehörig ausgewählt und in ihrem eigenthümlichen Tone verdeutscht, können ein nüzliches Geschenk für Schullehrer und Schüler, selbst für Damen, werden.

Abgehende Gesundheit war's, warum ich auf das Geschenk Ihrer Reisebeschreibung nicht antwortete. Armer Mann, daß Sie nun gegen die Getroffenen ein eigenes Buch haben schreiben müssen. Sie haben sehr heilsame Wahrheiten, und sehr eindringlich gesagt.

Auf meiner Reise will ich gesund werden, wie ein

Bergschotte, und mit Ihnen die ganze Literatur durchplaudern.

Ich sehe Ihrer Antwort mit Sehnsucht entgegen.

Eutin, 27. Merz 1797.

Ich bin einige Posttage gehindert worden, Ihren Brief, edler Mann, zu beantworten; zulezt durch die Nachricht von dem Tode meiner Schwiegermutter, die bei Boie nach einem kurzen Aufenthalte gestorben ist.

Was Sie wollen, das wollen Sie sehr. Man muß schon mitwollen.

Wohlan denn, so wenig ich auch begreife, warum ich wollen muß; ich werfe mich gläubig in die Arme des guten Mannes, und nehme an, ἑκων ἑκοντι θυμῳ. Doch nicht ganz ohne Bedingung: — von einem Freunde auf Ewig! — Als Freund dem Freunde drücke ich Ihnen die Hand stillschweigend.

Aber sehen Sie, wie weit Ihre Überredungskunst es mit mir gebracht hat! Was Sie zur Brunnenkur aussezten, das wird zur Reisekur angewandt, troz Ihren wiederholten Gründen für jene. Diesen Sommer, da ich mir und meiner Frau schon die Freude der großen Weltreise nach meinem Vaterlande, das ich seit zwanzig Jahren nicht besucht habe, nach Berlin, wo ich nie gewesen bin, und jezt so gerne sein möchte, nach Halle, und endlich nach Skt Halberstadt und Braun-

schweig — in den Kopf gesezt habe: würde die Entbehrung aller auf und außer dem Bette durchträumten Herlichkeiten selbst dem geistigsten Brunnen Abbruch thun. Von dieser Reise hoffe ich gewiß, was mir die vor drei Jahren leistete, völlige Herstellung.

Den Commentar der Georgica, woran ich vor der Krankheit mit Lust arbeitete, und wovon mir noch Manches auf dem Herzen lag, das ich selbst in den Tagen der Krankheit zu diktiren wünschte — dies Lieblingsgeschäft habe ich noch nicht wieder zur Hand genommen, sondern mit großem Ernst mir eine leichtere Beschäftigung verordnet, die wegen meiner langen Übung mich kaum mehr anstrengt, als Pappenkasten zu machen, ohne Vergleich weniger als lesen. Zwischen dem Übersezen gehe ich herum, und singe oder schwaze mit meiner Frau, oder lasse mich elektrisiren, oder treibe im Garten mein Wesen im Sonnenschein. Oft fahre ich auch zu Predigern in der Nachbarschaft; ich möchte sagen, ich vegetire, wie Sie es wünschen, und lasse fünf gerade sein. Daß ich den Herrn Bredow zum Collaborator erhalten habe, ist ein wahrer Segen Gottes. Ich darf wegen der Schule ganz sorglos sein, und gehe nur an sehr schönen Tagen eine Stunde in die Klasse, um etwas im Homer oder Virgil zu treiben.

Meine Reise paßt vortreflich zu der Ihrigen. Ich werde am Ende des Mais in Berlin sein können, und in acht Tagen werden Sie uns nicht los. Vorher

war auch auf Jena und Weimar gezählt worden. Ich hatte eben mich bei Wieland angekündigt, und ihm eine ovidische Erzählung geschickt, als ich den neuen Beweis seines unstäten Gemüts (um weimarisch zu reden) zu lesen bekam. Ich äußerte ihm meine Befremdung, und erhielt auf beide Briefe keine Antwort. Es mag recht gut sein, daß ich von den Orten mit Gewalt zurückgehalten werde, wo nach der Erscheinung der Xenien wol noch weniger Freude und Herzlichkeit wohnt, als ich vor drei Jahren fand. Aber welch ein Publikum, das an solchen Auftritten seine Freude hat, wenigstens die Freude, etwas bedauren zu können. Ich erwartete ein kaltes Stillschweigen; und es schien mir fast zu viel, daß Sie, Lieber, ein Buch dagegen zu schreiben würdigten. Sie kennen die Welt besser.

Die Frau von Reck hat die Güte gehabt, mir eine freie Reise mit ihr nach Carlsbad anbieten zu lassen. Ist sie noch in Ihrer Gegend, so bezeugen Sie ihr meinen wärmsten Dank. Auf jeden Fall könnte ich doch so früh nicht gereist sein.

Eutin, 8. September 1797.

Mein Mitarbeiter Bredow holt sich eine Frau aus Berlin. Ich nuze die Gelegenheit, lieber Nicolai, Ihnen ein Exemplar meiner virgilischen Eklogen mitzuschicken. Sie haben was Besseres zu thun, als der=

gleichen Grübeleien zu lesen; das weiß ich. Aber darin blättern können Sie doch wol, und das harmlose Büchlein mit einer guten Empfehlung für den Verfasser in Ihre Bibliothek einreihen.

Aus Halberstadt reiste ich ohne Ohrensausen ab, und bekomme es seitdem immer schwächer. Ich fühle mich stark und werde dafür angesehn. Hensler erlaubt mir wieder drei Stunden zu halten; ich will aber selbst über mich wachen. In Meldorf haben wir viel von Ihnen geredet. Sie können denken, was und wie.

Wir grüßen Beide mit dem herzlichsten Gruße, Sie und Ihre Familie, in der uns so traulich ward.

Ganz der Ihrige

Voß.

Eutin, 27. November 1800.

Über Jahr und Tag, mein lieber Nicolai, habe ich Ihnen mit einem Briefe gedroht. Aber bald nach meiner Zurückkunft von der lezten Reise (da ich Sie in Berlin verfehlen mußte) überfiel mich ein Dämon, erst der Versemacherei, der sehr schlimm ist, und dann zur Abwechselung der fast eben so schlimme Sausteufel, doch der lezte mit ohnmächtigem Anpoltern, ohne sonderliche Betäubung. Nach der Meldorfer Reise dieses Sommers, da ich vier Wochen lang unter den Dithmarschern mich wacker herumgetummelt hatte,

glaubte ich mich völlig befreit: als mich die Stolbergsche Bekehrungsgeschichte mit den unendlichen kleinen Umständen wieder auf einige Zeit zurücksezte. Nun ist auch dies abgeschüttelt, und ich genieße mit ganzer Seele die mir schon längst ungewohnte Ruhe des alten lieben Eutin.

Hieraus sezen Sie sich meine Entschuldigung zusammen. Auch schweigend habe ich die schönen Gaben Ihres Geistes mit Freude genossen, und meiner Frau des Abends am surrenden Spinnrade mitgetheilt. Vorzüglich (denn von Kantianerei wissen wir ohngefähr Beide gleichviel) hat uns die Beschreibung Ihres thätigen und immer zum Besseren fortstrebenden Lebens erbaut; und neulich die eben so gründliche als geistreiche Abhandlung über die Perücken: ein Muster von Erörterungen antiquarischer Gegenstände, mit Sinn für menschliche Natur und ihre mannigfaltige Erscheinung in Sitten und Gebräuchen.

Empfangen Sie mit gütigem Herzen meine schon lange für Sie bereit liegende Georgica, bei deren Ausarbeitung mich vor drei Jahren die Krankheit überfiel. An gutem Willen, das Beste, was ich aufbringen konnte, zur Erläuterung des alten Kunstwerkes beizutragen, hat es nicht gefehlt.

Leben Sie wohl, lieber Mann, und denken Sie einmal wieder an eine Reise in unsere Gegenden. Daß Sie die Besorgung der A. B. wieder übernommen haben, freut mich für die verwahrloste deutsche Litera-

tur. Die herzlichsten Grüße von uns an Sie und die Ihrigen.

Jena, 1. Januar 1803.

Die erste Zeile in diesem Jahre, mit dem herzlichsten Glückwunsche, meinem biederen Nicolai. So lange ich hier bin, habe ich Ihnen von mir Nachricht geben wollen; die ungewohnte Zerstreuung muß mich entschuldigen. Sie denken leicht, von wie ernsthaften Sorgen mein Herz zerrissen sein mußte, da ich den schönen Ort, wo ich meine Tage zu beschließen dachte, zu verlassen mich überwand. Unaufhörliche Stürme von außen und innen ließen mich keine dauerhafte Besserung hoffen; und der gütige Fürst ging mit lebhaftem Gefühl in meine Angelegenheiten hinein. Mein Vorsaz war, in dieser Gegend (Altenburg, Naumburg, Gera u. s. w.) eine Wohnung nach meinem Sinne zu suchen, und diesen Winter bei Griesbach, der mich freundlich einlud, und meinen hier studirenden Söhnen auszuruhn. Gegen alle Erwartung fand ich hier, was ich suchte, ein bequemes Haus mit einem Garten in der Bachgasse, vor dem Thore, und Ruhe so viel ich verlangte. Ich kaufte das Haus für 950 Thaler leicht Geld (nach Eutinischem Maßstabe ein Spottpreis), und werde vielleicht noch 4—500 Thaler darin verbauen, um nach meiner Art köstlich zu wohnen, und in die

schöne Gegend umherzuschauen. O könnten Sie einmal von Ihren Meßreisen hieher auf einige Tage ablenken, und unter meinem eigenen Dache schlafen!

Es hat mir wehe gethan, daß zwei Recensionen (der Hermannischen Mythologie und des Heynischen Virgils, dem meine Bearbeitung der Eklogen und Georgica zugesellt worden) in Ihrem Journal standen. Beide sind von Parteiischen, vielleicht von Einem; beide entstellen die Sache mit Absicht; und was am wenigsten sein sollte, beide beurtheilen statt des Gelehrten den Menschen. Meine unbeantworteten Ehrenrettungen werden vergessen, hoft man; die falschen Beschuldigungen, daß ich meinen Lehrer und Wohlthäter schnöde behandelt, werden immer wiederholt, und ich muß die Rettung meiner Unschuld einem künftigen Lessing überlassen. In meiner lezten Ausgabe von Virgils ländlichen Gedichten habe ich des unedlen Vorgängers gar nicht erwähnt, außer beim Schlusse der Georgica mit Unlust, weil er hier einmal einen eigenen Fehler hatte. Sonst brauchte ich nur immer dem irrenden Vorgänger (Ascensius, Meierotto, Bersmann u. s. w.) meine Gründe entgegenzustellen. Gleichwohl heiße ich von neuem der Angreifer; und der Mann, der mir Angriffe andichtet, und wieder von Undank zu reden die Stirn hat, der diese Verunglimpfung in lateinischer Sprache den Ausländern vorträgt, der wird als der edle Gegner mit gerechter und zurückgehaltener Empfindlichkeit vorgestellt.

Die wiederkehrende Gesundheit, die ich hier sicher hoffe, werde ich dem Anbau der Muttersprache opfern. Ich habe noch Lebensmut genug, eine Arbeit, wie die eines deutschen Wörterbuchs von Luthers Zeiten herab, zu unternehmen, und die schon durchlaufene Strecke macht mir's wahrscheinlich, daß ich meinem Ziele nahe zu kommen vermöge. Mein ältester Sohn, der seine theologischen Studien vollendet hat, leistet mir Beistand.

Jena, 1. Juni 1803.

In fliegender Eile ein paar Worte, mein edler Freund, die unser Zelter mit meinen lyrischen Gedichten Ihnen zu bringen übernimt. Mich freut die Aufmerksamkeit, die Sie meiner Zeitmessung und dem Einflusse des Rhythmus geschenkt haben, und das wenigstens halbe Versprechen, Ihre Erfahrungen über die Musik der Alten in Verbindung mit dem poetischen Rhythmus uns einmal umständlich mitzutheilen. Die Schrift des Engländers werde ich lesen, sobald ich mich wieder häuslich fühle. Noch bin ich im Taumel der ersten Einrichtung; und der kalte Vorsommer —; doch ich will Ihnen nicht vorstöhnen. Und selbst diese Unfähigkeit zum Besseren hat ihr Gutes, wofern meine Bemühungen, ein gutes Wörterbuch unserer Sprache in Gang zu bringen, nicht fruchtlos bleiben. Mein Zweck ist die ganze jezt lebende Sprache, sowohl die

neue des Umgangs, als die alterthümliche zum feierlichen Vortrage: beide Theile in allen Haupt- und Nebenworten, und in allen Wendungen. Die alte Sprache hat Leben bis ins funfzehnte Jahrhundert hinauf; also eine unermeßliche Ernte, aber eine sehr fruchtreiche. Es wird kaum möglich sein, irgend ein poetisches Wort, eine feurige Wendung zu erfinden, die nicht schon in der Sprache war. Die Klopstocke und Lessinge werden nur Belege der Verjüngung sein. Ihre Idee, die Worte nach den Familien zu ordnen, ist die einzige vernünftige für unsre bildsame und sich unaufhörlich fortbildende Sprache. Die Zwittersprachen ohne Zeugungskraft mögen sich nach dem Alfabet mehr stellen als ordnen. Den Rath, in den Schriften nur anzustreichen und andere ausschreiben zu lassen, werde ich bei den späteren befolgen. Bei den älteren muß ich selbst die Begriffe bestimmen und in ihr Fach eintragen: diese nicht unangenehme Arbeit ist sogar kürzer, als wenn ich hinterher wüste Collektaneen zu scheiden hätte. Ich schreibe das, was noch Leben hat, oder in geschickter Stellung erhalten kann, dem Adelung mit feiner Feder an den Rand; das Veraltete und Abgestorbene, das aber zur Erklärung der nachgehenden Sippschaft mitgehen muß, wird in den Frisch eingetragen. Mein Heinrich sammelt aus Luthers Schriften in einen alfabetischen Folioband. Das sind meine Handgriffe. Neulich fand ich für Rendezvous das deutsche Wort in der Übersezung des Boccaz: Es ist

nit lang, das sie einander dahin ziel gaben. Dies könnte ein Lessing wieder aufwecken. Nicht so leicht: Er hat einer bübin in den wald gezielet.

Über die Recension des Heynischen Virgils, und meiner Arbeiten, ihn zu erklären und zu verdeutschen, haben Sie mich doch nicht unrecht verstanden? Der Recensent mag über Sachen urtheilen, wie er es zu verantworten glaubt, gelinde oder scharf, umgehend oder eindringend, gerecht oder ungerecht. Aber persönliche Verhältnisse, auch wenn sie wahr wären, gehören nicht dahin. Und mutwillige Unwahrheiten, wie, daß meine lezte Ausgabe der Ekl. und Georg. die Heynische öfter, als Einmal, wo ich's nicht vermeiden konnte, widerlegt, und sogar, ich weiß nicht wie, mishandelt haben soll, müßte kein Ehrliebender sich erlauben. Dies, sagte ich, thäte mir leid, weil es in Ihrem Journal geschah. Ihretwegen sowohl, als meinetwegen, werden Sie dergleichen nicht wieder gestatten wollen; übrigens lassen Sie strenge Gerechtigkeit nach redlicher Einsicht des Urtheilers über mich ergehn.

Jena, Oktober 1804.

Der Herr Geh. R. Hufeland wird Ihnen, mein werthester Nicolai, die drei Rhythmiker zurückbringen, für deren Mittheilung ich Ihnen verbunden bin. Es war

unterhaltend, zu sehen, wie man in zwei so unrhythmischen Sprachen über einheimische Behandlung des Tons, und über das Versmaß der Klassiker denkt, und mitunter träumt. Der französische Dichter Vanderbourg hat mir gestanden, daß er erst durch die deutsche Sprache zum Verständnis der alten Rhythmusmusik gekommen sei. So wahr ist es, daß wir nur in einer lebenden Ursprache hell denken und empfinden, was der Grieche in der seinigen durch Bewegung und Klang ausdrückte.

Wir sind eben von einer Reise nach Ulm und den Rheingegenden zurückgekehrt. Sie denken sich das Wiedersehn eines Freundes, wie Miller ist, nach dreißig Jahren. Unterwegs in Würzburg wäre ich beinahe durch den süßen Traum, daß durch mich etwas für die klassische Literatur in Baiern geschehn könnte, bethört worden. Noch frühe genug wurden mir durch die neue pfäffische Schuleinrichtung die Augen geöfnet:

Der alte böse Feind,
Gar ernst er's jezo meint!

Er hat gewittert, von welcher Mutter die Reformation geboren sei und genährt werde, und trachtet jezt nicht bloß in Baiern! die Tochter zu einer hülflosen Waise zu machen.

Eine heilige Legion sollte dem Feinde entgegenziehn, Heldensöhne von den Vätern der weiland blühenden Menschlichkeit, mit Geist und Rede erfüllt. Aber woher? Die meisten sich so nennenden Huma-

nisten sind Wortkrämer und flache Deutler. Selbst an solchen, die dem Zeitalter unserer nächsten Vorgänger genügten, an Schullehrern von Geßners und Ernesti's Gründlichkeit ist bitterer Mangel. Wie heißt der Mann, der vierzig Jahre hindurch alle Auffoderung Gutes zu wirken hatte, und der seine Vergehungen nur mit grauem Haare und Verleumdungen zu decken weiß?

Sie, edler Mann, haben so manchen gleißenden Feind des Guten in seine Schlupfwinkel zurückgescheucht. Sie werden sich umsehn, ob Sie, vor welchem Kloz einst zitterte, einem Kloz der Kloze aus Gutmütigkeit Zuflucht verstatten.

Der Ton Ihres Briefes hat uns erfreut. Es ist etwas Stattliches, ungebeugt von Zufällen des Lebens dazustehn, und seine Kraft anzuwenden. Ich wünsche Ihnen bald die völlige Ruhe von äußern Geschäften, der wol Keiner in Deutschland würdiger ist als Sie. Haben Sie sich diese vergönnt, dann poche ich, bis Sie Ihre Ideen über die alte Musik niederschreiben.

Heidelberg, 3. Mai 1808.

Empfangen Sie, theuerster Mann, meine Luise in der lezten Ausbildung, die ich ihr zu geben vermag. Als ich im Jahre 1794 für den Druck sie ins Reine

schrieb, täuschte ich mich mit einer erkünstelten Heiterkeit, weil es mir ziemlich gelang, den Gram um meinen sterbenden Schwager, und den vielfältigen Verdruß von Stolberg zu unterdrücken. Ich hatte aber nur Einiges mit Lust ausgearbeitet, Mehreres überhuscht, oder als Auswuchs des ersten Entwurfs weggeschnitten. Seitdem fehlte die nöthige Stille von außen und innen, samt der nöthigen sich selbst vergessenden Gesundheit. Die habe ich, der Vorsehung sei gedankt, in Heidelberg wieder gefunden. Fern von allen lästigen Verhältnissen, und gleichgültig gegen die kleinlichen Ränke, die allenthalben sind, wohne ich hier in der Mitte der Stadt, ländlicher als in Eutin, unter einem Himmel, der meinen Garten mit balsamischen Trauben und frei wachsenden Melonen segnet. Mein Haus war vor Jahrhunderten eine Synagoge, und nach Vertreibung der armen Juden ein anatomisches Theater. Durch Weinbrenner und meinen dritten Sohn, der bei ihm die Baukunst gelernt hat, ist es eine gar heitere und bequeme Wohnung geworden. Den anstoßenden, ehemals theologischen Garten habe ich mit dem Schutte eines niedergerissenen Franziskanerklosters erhöht. Mit solchen Trofäen prangt der Schüler der blinden Heiden und der unnüzen Musen, und blickt von dem Altan auf der Höhe des Treppenthurms über den Rhein hin.

Eine Freude muß ich Ihnen noch mittheilen. Gestern brachte mir ein hübsches Landmädchen aus der

Gegend von Bruchsal einen Korb voll Eier und ein Rehziemerchen als Geschenk eines katholischen Pfarrers, mit einem ungemein herzlichen Danke für meinen Pfarrer von Grünau. Unter seinen gleichdenkenden Freunden, schreibt er, sei das Wort von Petrus an die Alleinseligmacher: Dort auf die Bank! ein Sprichwort geworden. Der Mann, höre ich, ist ein Muster eines liebreichen und wohlthätigen Landgeistlichen.

Leben Sie wohl, biederer Patriarch, und grüßen Sie die Ihrigen herzlich von uns. Auch Freund Biester, Zelter, und was sonst nicht vor den Lüften der Zeit sich biegt.

Heidelberg, 1. September 1808.

Im Einpacken zu einer Reise nach Freiburg und Colmar *) sende ich Ihnen eilig, mein theuerster Freund, die griechischen Bukoliker. Ihre filosofischen Schriften habe ich erhalten und mich Ihrer rastlosen auf das Bessere gerichteten Thätigkeit gefreut. Hätten wir viele solche Männer, die unter öffentlichen und häuslichen Leiden, wie Sie, Guter, sie ertragen, der inneren Stimme getreu bleiben:

Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!

---

*) Um Joh. Georg Jacobi und Pfeffel zu besuchen.

Ich wünsche herzlich, daß Sie aus dem Bade gestärkt zurückkehren, und Ihre Sonne vor dem, Gott gebe noch entfernten, Untergange zur gewohnten Heiterkeit sich entwölke. —

Heidelberg, 20. Januar 1809.

Diesem Briefe wird ein Exemplar der Briefe über Götz und Ramler von der Verlegerin beigefügt werden. Vielleicht finden Sie Anlaß, ein Wort darüber in der Monatsschrift zu sagen. Ob wol das Zeitalter eine neue Auswahl der Götzischen Gedichte, wie Ramler sie in früheren Jahren gemacht hätte, verlangen wird? Ich habe wenig Vertrauen. Wenigstens wird die durch Herders Einmischen überladene billiger beurtheilt werden.

Was sagt man bei Ihnen zu dem Geschreibe unserer Jahrbücher über Stolbergs sogenannte Kirchengeschichte? Ist Luthers Geist denn ganz von seinen Nachkommen gewichen? Oder soll es recht arg werden, damit wir des Bessern uns besinnen?

Gesundheit und Freude, lieber Redlicher! Wir grüßen Sie herzlich, und was Ihnen angehört.

Der Ihrige

Voß.

5.

An Baggesen *).

Eutin, 30. April 1796.

Dank entgegen, ihr wackern Baggesensleute, den innigsten und leisesten, wie des leiseren Liebesgesprächs, für alles Gute, was ihr uns beschert habt: für euern nicht zu eilfertigen Besuch, der gleichwohl so schnell wie ein lieblicher Traum verging, für eure stille Mithäuslichkeit, euer Vorliebnehmen mit des Hauses Vermögen und des Herzens, mit schmaler Kost und schmalem Eutiner Bier, mit Wärme und Rauch, für eure Freundlichkeit, euern Gesang, eure sokratischen Wettspiele und euer Wohlgefallen an unserer Hexametermechanik. Ihr gehört zu den Wenigen, mit denen wir leben und sterben möchten. Auch wollen wir die schöne Hofnung nicht aufgeben, die nur einige Jahre später erfüllt werden soll:

---

*) Jens Baggesen, geb. zu Korsör in Seeland 1764, gest. zu Hamburg 1826.

Oft besuchten wir dann uns nachbarlich; nimmer auch hätt' uns
Anderes wieder getrennt in wechselnder Lieb' und Ergözung,
Als bis endlich der Tod mit finsterer Wolk' uns umhüllet.

Uns, sage ich: Baggesen und Voßens und der vielgewandte Schulz und Reinhold, der sich gern in unserem Kreise seiner filosofischen Strahlen entäußern, und wie ein homerischer Gott mit Sterblichen spielen würde. Dann soll nicht mehr gehört werden: Wie habt ihr geschlafen? wie befindet ihr euch? Apollo Päan wird jugendliche Gesundheit des Leibes und der Seele über uns ausgießen, und freundlich mit uns am Mahle sizen, wie Zeus bei den unsträflichen Äthiopen, und unserer Hochgesänge und Scheerenschleifer und Siegeshymnen sich erfreuen.

Von Ihrer herlichen Siegeshymne hat Schulz eine Abschrift mitgenommen, um in Lüneburg die Melodie aufzusezen. Dank, lieber Baggesen, für diese Prachtblume in dem Ehrenkranze, den Sie meinem Almanache zudenken. Ich habe nur einige wenige Härten und Dunkelheiten bemerkt, und werde auf Vorschläge sinnen, worüber wir, wenn Sie wiederkommen, rathschlagen können. Dann sollen Sie vorsingen; und selbst Stolberg wird der alte Stolberg zu werden sich vergessen.

Ach wie sehr ist er der Alte, wenn er, die angenommene Rolle vergessend, sich gehen läßt! Freilich geschieht das nur in unserem Hause und Garten, im

Angesicht der alten Erinnerungen an Agnes; aber es sind doch erfreuende Sonnenblicke durch den dumpfen und bis zum Knochen erkältenden Nebel der Wirrheit, der seinen Geist, nicht sein Herz verfinstert und ihn selbst am meisten unglücklich macht. Es wird ihm wohl, in uns und in Ihnen den Bruder zu sehen. Wir müssen die Schwächen unsers Bruders ertragen.

Mit Jacobi habe ich eine ähnliche Erklärung gehabt, wie Sie; und der Ausgang war auch der selbige. Seine Begierde, sich Aller Liebe zu erwerben, Allen sich mitzutheilen, verleitet ihn bisweilen zu halben Schritten; aber gewarnt, besinnt er sich doch keinen Augenblick, welche Bahn er zu wählen hat. Offenbar will er nicht zur Gegenseite gezählt werden; und vielleicht hütet er sich künftig mehr auch vor dem Scheine eines ἀλλοπρόσαλλος.

Jacobi besteht noch auf Frieden. Gott gebe, daß er Recht habe. Auch seine Eintheilungen lasse ich mir gefallen; schlechter kann's mit dem heiligen römischen Reich nun einmal nicht werden; jede Änderung trägt den Keim einer künftigen Verbesserung.

Wahrscheinlich reisen wir gleich nach Pfingsten; wornach ihr euch zu richten. Vergessen Sie nicht, mir die übrigen Gedichte, die der Almanach haben soll, zu schicken oder zu bringen. Zu bringen!

Ich umarme euch, ihr treuen Seelen, — Ernestine mit mir.

Eutin, 30. Januar 1797.

Ihr Armen, Innigstgeliebten! Was sind wir Menschen? Der eben mit Kraft tröstete, der bedarf nun selbst des Trostes in namlosem Schmerze. Liebe Sofia, lieber Baggesen, Gott prüft euch nur, wie er uns geprüft hat; er wird sich auch euer erbarmen, und euch geben, was gut ist. Sofia war schon oft in Gefahren, die den Arzt schreckten; und sie überstand, und wandelte fort, ein noch umhüllter Engel unter uns Staubbewohnern. Sie kann auch diesmal überstehn, und die finstere Seereise zur Verwunderung der kurzsichtigen Ärzte unnöthig machen. Aber weg müßt ihr aus dem neblichten Kopenhagen und euren herzfressenden Verhältnissen. Eure mächtigen Freunde müssen und werden für eure Erhaltung sorgen. Wäre Stolberg nur hier, um schnell mitzuwirken, daß ihr unter einem gesunderen Himmel, wenn auch nur in dem lieblichen Holstein, leben könntet! Wie wollten wir nachbarlich euch pflegen, und Gutes wie Schlimmes mit euch theilen! Sucht mit Ernst Hülfe; mein Herz sagt, sie wird sich finden. Welch ein Wiedersehn wird das im Frühlinge sein: wir, die Genesenen, mit euch, die ihr volle oder aufblühende Gesundheit mitbringt. Erhaltet nur eure Ruhe, ihr Lieben, damit nicht Schlimmes zum Schlimmen komme. Es ist eine Wolke, die vorüberzieht, wie ihrer schon so manche vorüberzog, und den Himmel euch öfnete.

Von meiner Krankheit wird nicht mehr geredet; nur ein abnehmendes Sausen im Ohr und etwas Schwäche ist übrig. Wir hätten dies eher euch selbst schreiben, und für das trefliche Jubellied danken sollen; wir dachten, Baggesen kömmt täglich zu Luise B., und hört da, wie es ist; auch hatten wir eine Menge von besuchenden Freunden. Ihrem Homer *) sah ich mit jedem Posttage entgegen, und ahndete nicht, daß Sie in dieser Herzensarbeit ein so trauriges Gefühl stören sollte. Es wird, wiederhol' ich, vorübergehn! Im Frühlinge haben wir unsern Baggesen in Henslers Nähe; das ist der Heiland, der mich rettete, und euch retten wird. Ich drücke euch beide mit wehmütiger Liebe ans Herz. Gott wird euch stärken! Grüßt meinen Niebuhr. Er soll euch für sich selbst und für mich durch häufige Besuche trösten. Leben und Wohlsein!

Eutin, 9. Mai 1797.

Ihr Brief, mein Inniggeliebter, hat uns mit wehmütiger Wonne erfüllt, durch die edle Stille, womit Sie Ihren Schmerz tragen. Und Gott, welch einen Schmerz! Einer solchen Genossin in heiteren und trü-

---

*) Der erste Gesang der Ilias, in dänischen Hexametern, erschien bald darauf im Skandinavischen Museum.

ben Stunden beraubt, einsam und trostlos, in der Wüste des Lebens dazustehn! Du, fromme Sofie, du Himmelreine, von deinem Baggesen geschieden! Zürne nicht, Engel, daß wir deine heilige Gruft durch Thränen zu ehren glauben. Wir sind noch Staub, und schauen nicht, wie du, was Der zum Heile erkor, ohne den kein Haar von unserm Haupte fällt. Laß uns ausweinen unser Herz, und dann mit heißem Händedruck uns geloben, dein würdig zu sein, und durch Freundschaft die Wunden der Liebe zu lindern. Dank dem Fürsorgenden für den sanften Schlummer, der die Duldende auflöste! Dank auch dafür, daß er sie noch aus den Armen liebender Freunde, nicht auf der bevorstehenden Reise abfoderte! Er hat Alles wohl gemacht, lieber Baggesen; aber wir begreifen es nicht, und lehnen unser Haupt. Wir werden es einst begreifen! Was ist denn der vorbeifliegende Schatten, den wir Leben nennen? Die erste Dämmerung des Tages, an dem wir uns Alle wieder zusammenfinden. Sei stark, Edler, wie du bist. Auch hier ist Gott!

Ich sehne mich, meinen Baggesen an mein Herz zu drücken. Sie soll unter uns leben, so lange wir noch hier bleiben: sie, die Seele und der Schmuck unsrer Zusammenkünfte.

Den ersten erträglichen Tag in dieser Woche haben wir zur Reise nach Kiel bestimmt, um mit Hensler vor der großen Reise zu sprechen. Wir bleiben eine Nacht, und bringen unsern Baggesen mit uns.

Hier soll er still bei uns ausruhen, auf der alten bekannten Stube, in dem blühenden Garten, am sonnigten Werder des Sees. Dort und her war sie! so heiter noch das leztemal, so voll Plane des Wiedersehens. Ja, wir werden uns wiedersehen, du Theure.

Gottes Segen und Kraft mit dir, Sofiens Geliebter und Vater von Sofiens Kindern, den Waisen. Erhalte dich, Edler! Bald mündlich sprechen wir von ihr und Allem, was ihre Liebe und Theilnahme geheiligt hat. Auch von dem Dänischen Homer. Meine Grüße an die treuen Reinholds, und wer sonst Sofien und Baggesen pflegte.

Eutin, 20. Januar 1800.

Was macht Baggesen? fragen wir Alle. Ja, was macht Baggesen? ist Aller Antwort: er hat ein Weib genommen, darum kann er nicht schreiben. Wohl! dachte ich, auf prosaische Briefe bleibt er stumm; ich will ihm die poetische Daumschraube anlegen *): dann wird er bekennen, was er macht, und so lange gemacht hat. Das ist der erste Grad. Hilft's nicht? Baggesen kennt mich, ich heiße

Johann Heinrich Voß.

---

*) Beigelegt war diesen Zeilen das Gedicht: An Jens Baggesen. S. Lyrische Gedichte. 1802. Bd. I. S. 210.

6.

An Wieland *).

Eutin, 26. Februar 1797.

Vater Gleim schreibt mir vom Hörensagen, Wieland habe in seinem neuesten Stücke des Merkurs gegen Voß üble Laune gezeigt. Üble Laune? Wodurch könnte ich die verschuldet haben? Ich liebe ja den edlen Mann und den edlen Künstler, wie Wenige ihn lieben. Ich bin ja sein geheiligter Gastfreund, der diesen Sommer die Tessera wieder vorzuzeigen gedachte. Nein nicht üble Laune kann das sein, wovon man Gleimen geschwatzt hat. Wieland kann Misfallen bezeigt haben an etwas, das ihm Fehler und mir Tugend in der Darstellung zu sein scheint. Wieland, der ältere mit Lorbern bedeckte Meister, kann seine Misbilligung in ungeschlängelten Wendungen, gerade und bieder, be-

*) Die übrigen von Voß an Wieland geschriebenen Briefe zu erlangen, hat dem Herausgeber nicht gelingen wollen.

zeigt haben, und doch ohne die Absicht, dem jüngeren, der über die Unmündigkeit hinaus ist, des Wortes und der eigenen, still befolgten Meinung entäußern zu wollen. Wie dem auch sei, Sie sollen Ihren Unwillen nicht mit sich forttragen, Sie sollen freundlich sein. Ich habe Salz und Brot mit Ihnen genossen, und kann nicht herausgrübeln, was ich Ihnen gethan haben mag. Sind meine Gedichte oder meine Übersezungen nicht nach Ihrem Sinne; desto schlimmer für mich. Ihnen vorzüglich möchte ich gefallen. Aber Meinungen, die durch langes Verkehr mit dem Gegenstande erwachsen sind, lassen sich nicht aus Gefälligkeit ablegen. Und irre ich, welches sehr wohl sein kann, so habe ich sterbliche Gedichte in die Welt gesezt, mit ungleich größerer Anstrengung, als die Geliebteren der Musen ihre unsterblichen Gesänge. Ich verdiene Bedauern, nicht Unwillen.

Mich wenigstens, edler Gastfreund, sollen Sie nicht in üble Laune versezen. Zum Beweis schicke ich Ihnen meine neueste Dolmetschung aus dem Ovid, mit der Bitte, sie in Ihrem Merkur abzudrucken. Sie werden bemerken, wo mich die Freude an dem ersten Spiele meiner wiederkehrenden Kräfte nicht teuscht, daß ich die Unterschiede des Tons zu erreichen gestrebt habe, und daß daher ein verdeutschter Ovid ungleich mehr von den Eigenheiten frei sein mußte, die man mir als Verbrechen anrechnet, als es, nach meinem Gefühl und ernstem Erwägen, schon Theokrits höhere Gedichte (denn

er durchsteigt fast die ganze Tonleiter der Apollonischen Gitarre) sein durften, um wahre Abdrücke, nicht freie Nachbildungen des Syrakusers zu werden.

Wenn meine Arbeit, wovon ich auch anderswo mittheilen werde, Beifall findet; so denke ich die besten Erzählungen Ovids alle zu verdeutschen, und in einen besondern Band zusammen zu fassen. Diese Arbeit, die wegen meiner Gewandtheit (die ich Geschicklichkeit zu nennen wünsche) mir die leichteste von allen ist, habe ich für den unterbrochenen Kommentar Virgils gewählt, bis mein noch immer fortdaurendes Ohrensausen sich verziehn wird.

Leben Sie wohl, mein geliebter Gastfreund, und wenn Sie uns im Mai oder Junius auf einen Tag (denn wir haben die Welt im Frohne des Arztes zu durchziehn) in Weimar sehen wollen, so schreiben Sie: Kommt! Meine Frau wünscht Sie zu sehn, aber den freundlichen Wieland, den ich in so vielen Briefen ihr ankündigte. Ich bin und bleibe

der Ihrige.

Eutin, 5. Merz 1797.

Gestern erhielt ich die beiden Stücke des Merkur, die Ihr jeziges Urtheil über mich, den Liedermacher und den Überseзer *), enthalten. Böse Laune war mir

*) Anders beurtheilte Wieland den übersezer Voß in

vorausgesagt worden; und so las ich, was ich für ein seltsamer Mensch sei, mit ziemlicher Gleichgültigkeit: obgleich, ich gesteh' es, meine Erwartung völlig so hoch nicht gestimmt war.

Fürchten Sie keine Verantwortung, Ehrwürdiger, der sich vergaß! Ihr wiederkehrendes besseres Selbst wird Ihnen schon sagen, wo Sie über die Grenzen, ich will nicht, des Wohlwollens, sondern nur des harmlosen Urtheils, hinaus gingen.

Aber woher Ihnen, der stets mit den lauteren Göttinnen der Milderung und der Bescheidenheit zu verkehren schien, woher Ihnen der wegwerfende, durch keine Gründe gerechtfertigte Stolz? Warum soll ich nicht bloß der anders denkende, nach seinem Sinne redlich und still arbeitende, aber gegen das Herkommen verstoßende Kunstwerker sein, sondern als ein störrischer Geck dem Gelächter in den unmildesten Ausdrücken ausgestellt werden?

Auf Ihre Recension meines Homers hatte ich mich gefreut, weil ich Gelegenheit zu bekommen hofte, mit Anstand über die vorgeworfene Undeutschheit zu reden. Ich wollte, wenn ein Mann von solchem Ge-

einem Briefe vom Jahre 1788, wo ihm namentlich beinah alle Freiheiten, die er sich mit unsrer Sprache erlaubt habe, als nothwendige Bedingungen zu einer möglichst treuen Dolmetschung eingeräumt werden." Siehe Wielands ausgewählte Briefe, Bd. 4. S. 4 ff.

halt seine gehaltvollen Gründe gegen diese und jene Wendung vortrüge, diesen Gründen die meinigen, wie in einer freundlichen Unterredung, entgegenstellen. Ich wollte aus unseren Schriftstellern seit Luther, selbst aus Ihnen, die ächte Deutschheit jeder einzelnen Wendung rechtfertigen. Der absprechende Ton Ihres Urtheils erlaubte mir keine Antwort: denn ich hätte nur mich zu vertheidigen gehabt, nicht, was ich wünschte, die gemeinsame Sache.

Dort indeß blieb für den Andersdenkenden doch noch die Möglichkeit, nicht unrecht zu denken, übrig. Hier bin ich der völlig Verurtheilte, der Unheilbare. Selbst mein Theokrit, den Sie nur theilweis kennen, wird zum Voraus abgethan, ohne Urtheil und Recht, durch einen Kabinetsbefehl.

So behandelt, würde ich mit der eingesandten noch neueren Übersezung aus Ovid in Ihrem Merkur eine nicht anständige Figur spielen. Ich ersuche Sie also, was Sie schon selbst für schicklich werden gehalten haben, meine Dafne, die wenigstens eben so undeutsch und widerlich, als die drei theokritischen Idyllen im Almanach (wenn's noch die in den Horen wären!) in Ihren zart empfindenden Ohren sich ausnehmen wird, nicht abzudrucken, sondern zu verbrennen.

Meinen Besuch, worauf ich mich lange gefreut hatte, erwarten Sie jezt wol nicht. Das ahndete mir nicht, als ich Abschied von Ihnen nahm, daß ich einmal so Abschied nehmen müßte. Leben Sie wohl,

Ehrwürdiger, und sein Sie so glücklich, als man's mit einer so wetterlaunischen Seele sein kann.

Daß Wieland das Geschehene ungeschehen wünschte, zeigt folgender Brief vom 11. Merz 1804:

„Wir sind einander leider! seit mehreren Jahren so fremd worden, daß ich kaum weiß, ob Sie es nicht als etwas Ungeziemendes ansehen könnten, wenn ich es wage, Ihnen, dem ich selbst nicht allzuwohl empfohlen bin, einen Andern *) zu empfehlen. Lassen Sie mich ganz vom Herzen weg zu Ihnen reden, theurer Voß! Sollt' es möglich sein, daß wir einander länger verkennten, einander länger durch gegenseitiges Mistrauen in unser Herz Unrecht thäten? Sie sind ein edler und guter Mann — und ich habe, seit dem unglücklichen Augenblick, da mein böser Dämon mich zu etwas verleitete, wodurch ich, wahrlich gegen meine Meinung und Absicht, Ihrem Herzen weh that, nie aufgehört, Sie von ganzer Seele zu lieben und zu ehren.

Es war eine Zeit, wo die Versicherung, daß die

*) Wielands Schwiegersohn, Heinrich Geßner, welcher den Verlag des damals von Voß beabsichtigten Wörterbuchs der deutschen Sprache zu erhalten wünschte.

Erhörung seines Ansuchens eine mir selbst erzeigte Wohlthat sein würde, hinlänglich gewesen wäre, Sie dazu geneigt zu machen. Wie glücklich, bester Voß, würde mich eine einzige Zeile machen, worin Sie mir sagten, daß ich diesen Antheil an Ihrem Herzen noch nicht ganz verloren habe!!

Wieland."

Die Briefe an Wieland [illegible]
Offen und [illegible] die Liebe
zu Wahrheit

7.

An den Herzog von Oldenburg.

Eutin, 20. Mai 1802.

Ewr Durchlaucht glücklich überstandene Krankheit hat kein Herz mit frömmerer Andacht gefeiert, als das meinige. Gott erhalte uns noch lange den guten Vater und die gleichartigen Söhne! Mit diesem Gebete flehen wir Segen herab.

Würde die ersehnte Zurückkunft Ewr Durchlaucht nicht durch die Genesung verzögert, so trüge ich mein Anliegen mündlich vor. Bei der zuvorkommenden Huld, der ich von alter Zeit mich getröste, wäre ein gestammeltes Wort hinreichend für das, was im Buchstaben zu vollenden mir sauer wird.

Ich soll über mich aussprechen, gnädigster Herr, daß ich meinen so erleichterten, so angenehm gemachten Berufsarbeiten nicht mehr gewachsen bin. Ich soll, anhaltender Schwächlichkeit wegen, den Wunsch äußern, den Ort, wo ich der frischesten und durch fürstliche Aufmunterung gestärkten Kräfte vom dreißigsten bis zum

funfzigsten Jahre mich erfreute, mein geliebtes Eutin mit allen Reizen und vielfachen Erinnerungen so langer Vertraulichkeit, aufgeben zu dürfen.

Seit meiner Hauptkrankheit ist Nervenschwäche, verbunden mit betäubendem Ohrensausen, mit örtlichen Schweißen bei der leisesten Anregung, und mit ewigen Erkältungen zurückgeblieben. Ich darf mit Arbeiten nur vorsichtig spielen; vergesse ich mich zu einigem Ernst, so erfolgt Fieberhize, die behagliche Thätigkeit scheint, und in Abmattung endigt. Kein Heilmittel hilft, außer anhaltende Bewegungen in freier Luft, bei völliger Gemütsruhe. Durch die Reise des vorigen Sommers dünkte ich mich wieder zu Arbeit gestärkt; aber die Teuschung schwand. Der Winter ward nach vergeblichen und immer gebüßten Anstrengungen fast in Unmut verträumt. Ich muß die einzige Rettung nur anerkennen: Entlassung von der Schule, und sorgenfreies Leben in milderer Luft.

Die hohe Gnade, deren Ewr Durchlaucht mich, als Menschen, als Schullehrer, und (darf ich hinzufügen) als wohlmeinenden Schriftsteller, gewürdigt haben, giebt mir Mut, solche Wohlthat für mich und die Meinigen zu erflehn. Sie wird weder dem Undanke gesät werden, noch, wofern Kraft wiederkehrt, einer unrühmlichen Trägheit.

Geruhn Sie, gnädigster Herr, die bisher genossenen 500 Thaler zu 600 Thaler erhöht, mir für meine übrige Zeit als Pension zu bewilligen, mit der Erlaub-

nis, daß ich mir diesen Sommer einen Winkel in Sachsen aussuchen, und mein Amt dem würdigen Nachfolger räumen dürfe. Was nothwendige Gesundheitspflege und die Erziehung meiner Söhne darüber kosten wird, das hoffe ich mit der Feder nothdürftig zu bestreiten.

Mein Herz weissagt, Ewr Durchlaucht werden die Erhaltung eines Lebens, das ganz Ihnen gehört, nicht verschmähn, und mich auch in der Ferne als Ihren unveräußerten Unterthan betrachten wollen.

Es sind süße Empfindungen, gemischt aus Ehrfurcht und treuer Liebe, mit welchen ich leben und sterben werde, u. s. w.

Voß.

Jena, im December 1803.

Das festliche Glück Eutins, unter dem Erbschuze Ewr Hochfürstlichen Durchlaucht zu stehn, ist von uns abwesenden Eutinern mit gerührter Andacht und den sehnlichsten Wünschen für unsere huldreiche Herscherfamilie gefeiert worden. Treue Liebe auf ewig! ist die Stimme der Huldigung im Innersten des Herzens.

Wenn uns Eltern das Geschick von dem erfreuenden Antliz unseres väterlichen Regenten noch eine Zeit lang entfernt halten soll; o möchte der Trost uns vergönnt sein, in einem der Söhne uns dem belebenden

und wohlthätigen Einflusse näher gerückt zu fühlen! Mein ältester, den ich nicht unreif aus Eutin entließ, hat seit fünf Jahren in Halle und Jena sich zum Dienst der Kirche und der Schule mit Ernst vorbereitet, und unter den besseren Jünglingen beider Akademien, die sich um ihn sammelten, durch Mittheilung seiner Kenntnisse und seines Eifers sich einiges Verdienst erworben. Obgleich mir als seinem Vater und ersten Lehrer Bescheidenheit obliegt; so bin ich ihm dennoch das Zeugnis schuldig, daß er die Fähigkeit, der Eutinischen Schule mit Erfolg vorzustehn, für einen Vierundzwanzigjährigen zur Genüge besizt, und daß sein fortstrebender Trieb, durch Vaterlandsliebe erhöht, einen vorzüglichen Schulmann verspricht. Bei meiner Anhänglichkeit also an meine ehemalige Schule trage ich kein Bedenken, Ewr Durchlaucht ihn zur Vergleichung mit anderen Wahlfähigen, als redlicher Mann zu empfehlen.

Ich wohne mit meiner Familie vor Jena in einem gemächlichen Gartenhause, welches günstige Umstände für einen Spottpreis mir anboten. Hätte der vorige Winter in einem luftigen Hause an der neblichten Saale, und noch mehr die Kur eines gediegenen Braunianers und leichtsinnigen Beobachters, mich nicht heruntergebracht; so würde ich den Sommer weniger einsiedlerisch verlebt, und vor allen Dingen unsere durchlauchtigsten Prinzen in Leipzig bewillkommt haben. Außer Griesbachs Garten habe ich wenig, und die

Stadt Jena fast gar nicht gesehn; die Residenz Weimar ein einziges Mal im ersten Herbste. Meine Freunde besuchen mich dafür in unserer Bachgasse; auch Schiller zuweilen, häufiger Göthe, der hier Wochen lang sich aufhält.

Ewr Durchlaucht trauen mir zu, daß ich die verliehene Muße nicht leichtfertig vertändeln, sondern, so wie ich vermag, zur Ehre des Vaterlandes anwenden werde. Ich habe die Anträge zu einigen Vorlesungen, weil sie weder meiner Gesundheit, noch meinem Zwecke gemäß schienen, abgelehnt, und dafür den Zutritt zu seltenen altdeutschen Büchern für mein Wörterbuch genuzt. Allmählich sehe ich schon Ordnung in die gehäuften Materialien eintreten, und da meine eigenen Kräfte zur Vollendung dieses weitumfassenden Werks nicht hinreichen möchten, so habe ich meinen ältesten Sohn zu Hülfe genommen, und meine Grundsäze mit ihm verabredet. Das Lexikon von Frisch ist eine sehr gründliche bescheidene Vorarbeit, das Adelungische eine lohnfleißige Zusammenstoppelung von Brauchbarem und Unbrauchbarem, die bei stolzen Ansprüchen nicht die Hälfte des Sprachschazes enthält, und das Enthaltene größtentheils, weil das heutige Obersächsische Hochdeutsch heißt, falsch bestimmt. Möchte doch endlich aus des Eutinischen Erbfürsten Begünstigung ein vollendetes Wörterbuch der deutschen Sprache hervorgehn!

Im nächsten Frühlinge werde ich über Leipzig nach der geliebten Heimat Eutin zum Besuche kommen,

und Ewr Durchlaucht frische mündliche Berichte von den hofnungsvollen Prinzen abstatten. Der Gedanke an den bevorstehenden Sommer wird unser Wintergespräch erheitern. So lange einer von meinen Söhnen hier noch studirt, muß ich hier bleiben; dann werde ich nach einem freundlicheren Erdwinkel mich umsehn. Der Dritte, der das Tischlerhandwerk gelernt hat, studirt jezo mit Eifer die Baukunst, wozu ich ihn Ostern oder Michaelis nach Dresden zu senden denke.

Verzeihung, gnädigster Landesvater, für das unverhaltene Geplauder. Mir ist so wohl, als stände ich vor dem offenen Biedergesichte des menschlichsten Fürsten in Seinem arbeitfrohen Kabinette.

Jena, im Mai 1805.

Ewr Durchlaucht haben mir so manche Zutraulichkeit, welche aus vollem Herzen kam, mit herablassender Theilnahme erwiedert, daß ich den Schein der Zudringlichkeit zu fürchten, schon entwöhnt worden bin. Die Nachricht einer für mich und meine Frau wichtigen Verbesserung muß ich allererst meinem gnädigen, meinem geliebtesten Beschützer melden.

Seitdem ich von Würzburg mich losgesagt hatte, ward ich durch den Baudirector Weinbrenner *) gefragt,

*) S. den Brief an Weinbrenner.

ob ich in Heidelberg eine Lehrstelle mit weniger Arbeit anzunehmen, oder wenigstens, gegen eine Entschädigung, mich dort niederzulassen geneigt wäre. Auf das Erste war leicht geantwortet; der zweite, durch Heidelbergs Milde und Gegend anlockende Vorschlag erregte den Wunsch, daß er ausführbar sein möchte. Mir wurden 500 Gulden jährlich geboten; worauf ich meine Jenaischen Verhältnisse vorziehn zu müssen glaubte. Unvermutet erhielt ich gestern einen erneuerten Antrag, daß der Durchlauchtige Kurfürst, wenn ich in Heidelberg ohne Geschäft wohnen wollte, mir 1000 Gulden Pension und die Kosten des Umzugs zusicherte. Eine so gnädige, mit ehrenvollen Ausdrücken begleitete Einladung in Deutschlands Paradies, welches selbst Ewr Durchlaucht meiner Gesundheit zu empfehlen die Aufmerksamkeit hatten, kann ich nicht anders als mit dankbarem Herzen annehmen. Denn so Vieles auch an Jena mich fesselt, so ward ich veranlaßt, aus Jena's dumpfwarmer Thalluft mit schnellwechselnder Bergkälte mich hinweg zu wünschen. Jezt, durch göttliche Fügung, verträgt sich der Wunsch mit dem Bedürfnisse der Meinigen; und selbst die Freunde, die mich ungerne verlieren, billigen meinen Entschluß. Von zwei der edelsten Fürsten Deutschlands großmüthig gepflegt, werde ich meine lezten Tage in stiller Thätigkeit für die Wissenschaften hinbringen, nicht uneingedenk der höheren Pflichten, die eine solche Auszeichnung auferlegt.

Mein ältester Sohn meldet mir, daß er unsern Durchlauchtigen Prinzen in Weimar aufzuwarten gewürdiget, und als geborener Unterthan mit der gewogensten Aufnahme erfreut worden sei. Alle, deren Stimme er vernahm, sind voll von den schönsten Erwartungen fürstlicher Tugenden, die in diesen verständigen und zartempfindenden Prinzen aufblühn. O hätte ich diesen Besuch früher erfahren, wie gern hätte ich ein wenig Kopfreißen daran gewagt, um die theuren Sprossen des edelsten Stammes, die vor meinen Augen sich entwickelten, in fruchtverheißender Blüte zu sehn, mit dem Gefühle des treuen Eumäos, als sein Telemachos in reifender Heldenjugend ihm erschien! Der liebreiche Gruß, womit die verehrten Prinzen mich und meine Frau beehrt haben, thut unserm Herzen innigst wohl, aber nicht mehr als ihre zärtliche Anhänglichkeit an unsere, alles mit ihrer Würde und Anmut bezaubernde Großfürstin. Mich verlangt zu hören, wann und wohin, bei solchem Wanken der Schicksalswage, die edlen Prinzen ihre Reise in die Welt richten werden.

Unter den Bewegungen der Gewaltsamkeit ist nicht zu übersehn, was gegen die noch zarte Geisteskultur die hierarchischen Maulwürfe beginnen. Einen der unholdesten Wühler habe ich neulich mit dem Grabscheit hervorgelangt, und dem Tageslichte in seiner Erbärmlichkeit gezeigt. Wenn vielleicht meine Beurtheilung des Baierschen Studienplans dem Blicke Ewr Durchlaucht entgangen ist; so wird beigehendes Exemplar

eine nachsichtige Aufnahme finden. Man ist, so weit ich gehört habe, mit Inhalt und Ton zufrieden, und hoft einigen Erfolg, auch für andre Gegenden, wo man, wie im Preußischen, den Zweck der gelehrten Bildung zu verkennen in Gefahr ist. Der wahre Verdüsterer, der den Wismayer nur vorschiebt, ist der Minister Frauenberg; sein Verhältnis zum Kurfürsten und Montgelas ist in Dunkel gehüllt. Ich habe Exemplare nach München, Ulm und Würzburg gesandt, und bin neugierig, ob das lockere Gebäude sich halten könne. Aber sinke es auch, so wird in kurzem ein anderes Pandämonion hervordampfen. Jacobi's Kühnheit, sich unter ein solches Gemisch zu wagen, bewundere ich, und habe ihn brüderlich gewarnt. Desto komischer erscheint uns in der Ferne der Kielische Versuch mit dem verlegenen Zwangsglauben, wozu der Zirkel des Katholiken Stolberg sich erweckt fühlt. Etwas wiziger hätten die frommen Seelen das Ding anlegen sollen. Der alte Volksteufel ist zu schamhaft, im Kostüme des Gehörns und nachwedelnden Schweifs sich am hellen Mittage aufführen zu lassen.

8.

An den Grafen Holmer.

Eutin, im Herbst 1785.

Ew. Excellenz verzeihen, daß ich Ihre Aufmerksamkeit noch einmal auf eine niedrige Schulangelegenheit ablenke. Ich habe damit gezaudert, bis ich hoffen konnte, daß die wichtigeren Sorgen der neuen Regierung Ew. Excellenz etwas Ruhe vergönnten.

Bei der Anordnung der Trauer um den hochseligen Herzog kam es zur Frage, in welche von den vier Klassen der Rector gehöre. Die Antwort war: Der Rector habe eigentlich den Rang des Kammerdieners, der, wie ich meine, die vierte Klasse anfängt; allein er könne sich gerne an die dritte Klasse anschließen, die aus Sekretären und Subalternen unter Anführung der Assessoren besteht. Der Rector war, ich weiß nicht, zu demütig oder zu stolz, sich vorzudrängen. Gleichwohl kam ihm die Ehre, einem Kammerdiener zur Seite zu gehn, so unerwartet, daß er in seinem Gliede eine sehr alberne Figur zu spielen fürchtete. Der Rector

hielt es also für schicklich, ganz wegzubleiben, und Voß betrauerte, bloß als empfindender Mensch, mit den Seinigen den Tod des wohlthätigen Fürsten, wie er den Tod eines leiblichen Vaters betrauert hätte. Eben so freiwillig und herzlich trauerte er, nur zu bald nachher, um den Tod unsrer angebeteten Fürstin.

Zur Huldigung, die dem Durchlauchtigsten Nachfolger geschah, wurden alle Stände von einiger Bedeutung aufgefodert; nur der Rector mit seinen Kollegen, dem Kantor und dem Schreib- und Rechenmeister, ward in der Dunkelheit des Schulstaubes nicht bemerkt.

Der Rector ist zu schüchtern, von Rang und Würde, womit sein Amt wenig zu thun hat, mitzureden. Statt seiner wagt es Voß, der sich einige Kenntnis von dem wahren Gehalt der Dinge zutraut, vor Ew. Excellenz mit der Frage zu erscheinen: ob sich in der Rangordnung des Eutinischen Staats nicht vielleicht ein kleiner Irthum eingeschlichen, und ob man diesen nicht heben könne?

Rang und Würde, was auch sonst der Weise davon urtheilen mag, scheinen mir, als öffentliche Zeichen, in welchem Verhältnisse der Staat die Arbeiten und Verdienste seiner Bürger schäze, nicht ganz gleichgültig zu sein. Sie sind der Maßstab der Schäzung und selbst der Begegnung, die uns täglich von unsern Mitbürgern widerfährt. Und so deucht mich, darf der Rector wohl ein wenig stuzen, wenn er hört, daß sein Geschäft, edle und nüzliche Menschen zu bilden, mit

dem Geschäfte des Kammerdieners, der seinem Herrn den Teller reicht, gleicher Achtung, und kaum, gewürdigt wird.

Ich nahm mir schon bei meiner Ankunft die Freiheit, Ew. Exc. auf die niedrige Ehrenstufe des Schullehrers aufmerksam zu machen. Meine Bemerkung gefiel, und mir ward ein Titel angeboten. Ich fragte, ob man dem Rector nicht ohne Titel sein Recht geben könnte. Die Antwort war, der Rector sei gar keiner Rangordnung unterworfen, und ich begnügte mich, zu heißen, was ich war. Jezt sehn Ew. Exc., daß Sie sich geirrt haben. Der erste Schritt, den ein junger Jurist thun kann, stellt ihn schon über den Rector, der die äußerste Stufe seiner Leiter erreicht hat. Und ein Assessor-Titel, der mir die Niedrigkeit des Rectors nur zu bestätigen schien, weil selbst der Assessor noch — was weiß ich — über sich sieht, wäre für den Rector eine ansehnliche Erhöhung.

Ew. Excellenz lächeln. Ich hätte selbst kaum geglaubt, daß ich fähig wäre, eine solche Saite mit einigem Anstand zu berühren. Aber hier ist ja nicht von Aufmunterung des Schulstandes, noch weniger von persönlicher Achtung die Rede, sondern bloß von Gerechtigkeit.

Mit der Freimütigkeit also, die mir Gefühl gekränkter Würde giebt, ersuche ich Ew. Exc., die Sache des beschämten Rectors im Vorbeigehn einmal dem Fürsten in einer heiteren Stunde vorzutragen, und wo-

fern die ihm gebührende Ehre nicht natürlicher herzustellen ist, etwa den Titel (ich erröthe bei dem Worte) eines Professors, der doch vermutlich einem Rath zur Seite geht, oder eines Hofraths, der hier, weil er ungewöhnlich ist, die Klasse der Räthe beschließen könnte, in Vorschlag zu bringen *).

Eutin, 10. Mai 1802.

Da die Zurückkunft unsers durchlauchtigsten Fürsten, nach welcher ich, wie nach der Frühlingssonne mich gesehnt habe, durch Krankheit, oder (was mein Herz ahndet) durch vorsichtige Genesung verzögert wird; so bitte ich Ew. Excellenz, diesen Brief, als Herold eines Schuzbedürftigen, mit gewohntem Wohlwollen zu empfangen.

Dieser Winter war für mich und meine Frau einer der unheitersten. Ohne eben bettlägerig zu sein, waren wir doch niemals gesund. Meine Nerven zumal sind nach der Krankheit von 1796—97 so em-

*) Bald nachdem Voß Hofrath geworden war, traf es sich, daß er bei einem Leichenbegängnisse mit dem Bürgermeister zusammentreten sollte. Der Bürgermeister, aus großer Achtung vor dem Hoftitel, wollte ihm durchaus die rechte Seite überlassen, was Voß standhaft verweigerte. Dies erregte bei Senat und Bürgern laute Freude.

pfindlich geblieben, daß eine Kleinigkeit, selbst schon die Fantasie, mir örtlich wechselnde Schweiße mit nachfolgender Kälte bringt. Daher habe ich den Amtsgeschäften fast ganz mich entziehn müssen. Die Sehnsucht, den abgehenden Schülern noch Manches, was sie wünschten, mitzutheilen, trieb mich häufig zum Versuch meiner Kräfte. Mit halben Gedanken des betäubenden Ohrensausens, und mit schwierigem Ausdrucke, fing ich die Lehrstunde an, ward allmählich warm und munter, und endlich so lebhaft, daß meine Schüler mich erinnerten, ein wenig zu ruhn. Bei der Rückkehr war ich bleich und erschöpft; ein kleiner Luftzug hielt mich von neuem in dem verdrießlichen Kerker. Ja wüßte ich noch zu Hause die Zeit hinzubringen. Aber Arbeitlust und Unvermögen geben vereint die unerträglichste Langeweile.

Ew. Excellenz empfinden mit uns, welcherlei Gespräche die unbehagliche Muße unterbrachen. Erst mit Grauen, allmählich gefaßter, nahten wir uns dem Gedanken, ob ein milderes Klima uns wieder auffrischen könnte. Es kostete Anstrengung. Wir verehren in dem schönen Eutin einen weisen und huldreichen Fürsten, wir freuen uns großmütiger Gönner, alter Freunde und Bekannten, wir wandeln unter selbsterzogenen Bäumen, wir haben zur Seite unsrer Geschiedenen bereits die lezte Ruhestelle gekauft. Leben und sterben in Eutin war immer die Losung, so oft man mich anderswohin einlud.

Aber gleichwohl. Diese anhaltenden Leiden werden durch den Unmut, meinem obgleich so erleichterten Berufe nicht mehr zu genügen, noch drückender. Ich muß es mir gestehn, daß ich der Schule so gut als abgestorben bin. Ähnliche Vorboten kündigten mir meine Hauptkrankheit, ähnliche meinem Freunde Meierotto in Berlin sein Ende an. Ausflüge bei schönem Wetter sind die einzige Arznei, die anschlägt. Wir hoffen, ein südlicher Aufenthalt ohne drückende Sorge könne den erlöschenden Funken noch einmal anfachen.

Als Ew. Excellenz vorigen Herbst in meine Angelegenheiten hineinzugehn würdigten, eröfneten Sie mir die tröstende Aussicht, daß Se. Hochfürstliche Durchlaucht, sobald ich die Abnahme meiner Kräfte mit ehrerbietigem Zutraun anzeigte, mir wahrscheinlich eine ehrenvolle Entlassung, und, als Zeichen der Zufriedenheit mit meinen zwanzigjährigen Schulgeschäften, wenigstens die 500 Thaler stehendes Gehalt auf Lebenszeit, zu bewilligen geruhn würden. Anhänglichkeit an Ort und Wohnung, und Furcht vor Nahrungssorgen fals ich mit dem Schulgelde auch Haus, Garten, Holz und Weide verlöre, reizten mich an, noch einmal mein Äußerstes in der alten Laufbahn zu versuchen.

Durch die Erfahrungen des Winters gewarnt, wende ich mich wieder an meinen zwanzigjährigen Beschirmer. Sollte ich von dem edlen Fürsten, dem ich als Mensch und als Anbauer der Wissenschaften nicht unwerth bin, wol die Gnade erwarten dürfen, daß,

wenn ich das Rectorat dem würdigen Bredow abträte, mir eine Pension von 600 Thalern für meine übrigen Jahre zuflösse? In einem wärmeren und wohlfeileren Lande könnte mir diese Pension, nebst dem Erwerb einiger halbvollendeter Schriften, ein sorgenfreies Alter gewähren; und so lange mein Herz schlüge, würde es von Empfindungen der Dankbarkeit aufwallen. Vielleicht könnte ich mit 500 Thalern ausreichen, hätte ich nicht von meinem bisherigen Erwerbe, auch bei möglichster Sparsamkeit (meine Bibliothek bezeugt es), durch jährlich steigende Bedürfnisse und durch nothwendige Gesundheitspflege ein Beträchtliches zugesezt, und erfoderten nicht meine Söhne noch eine Reihe von Jahren die Mittel ihrer Ausbildung.

Mein Wunsch wäre, in einer sächsischen Stadt, die ich auf der bevorstehenden Reise auswählen würde, mein Nest zu baun, und, wenn das Heimweh mich anwandelt, wie ein treuer Storch meinen Sommerflug hieher zu erneuern. O möchten Ew. Excellenz mir gnädige Gewährung weissagen! Möchten Sie das Herz des edelmütigen Fürsten für meinen mündlichen Antrag vorbereiten, daß ich mit freudiger Zuversicht, meine lezte Bitte erhört zu finden, vor sein Antliz träte.

Ich denke mir eine zwanzigjährige Fürsorge, indem ich voll herzlicher Rührung mich nenne u. s. w.

Voß.

Jena, im December 1803.

Ew. Excellenz haben Ihre kräftige Mitwirkung, meine Söhne im Eutinischen zu versorgen, mir mit zuvorkommender Gewogenheit zugesichert. Der älteste ist in den fünf Jahren seiner Abwesenheit ein gesezter junger Mann von Hofnung geworden. Ich glaube, daß er, durch alte und neue Sprachen, durch vielseitige Kenntnisse und lebendiges Fortstreben, durch reinen Geschmack, und durch erprobte Gaben deutlicher und gefälliger Mittheilung, dem Eutinischen Rectorat keine Unehre machen würde. Auch sind vierundzwanzig Jahre ein hinlängliches Alter bei einem ernsthaften Charakter, dem seine von ihm unterrichteten Freunde schon seit Jahren das schmeichelnde Ehrenwort des Alten gaben. Dieses, obgleich abgewogene aber väterliche Urtheil empfehle ich Ew. Excellenz zur bewährenden Erwägung; und wenn der Ausschlag entspricht, zur gnädigen Unterstüzung bei unserm Durchlauchtigen Herzog, an dessen Huld wir uns auch selbst gewandt haben.

Im nächsten Frühlinge werden wir unsern ersten Zug in die Heimat beginnen. Welch ein Glück für uns, wenn wir dann bei unserm Sohne als Gäste in dem bekannten Gemach wohnen könnten!

9.

An Weinbrenner*).

Jena, im Frühjahr 1805.

Es war die reinste Hochachtung, was auf der Rückreise nach dem damals noch unumwölkten Würzburg mich antrieb, die Bekanntschaft eines edlen und für die Aufnahme der Wissenschaften thätigen Mannes mir zu wünschen. Schmeichelhaft ist von einem solchen Manne die schriftliche Versicherung des Wohlwollens. Den Guten nicht misfallen, heißt etwas mehr, als von Vielen genannt werden.

Die gnädige Einladung Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht, welche Sie, Würdigster, mir ankündigen, erfüllt mein Herz mit der innigsten Dankbarkeit. Da einer jungen Akademie alles an rüstigen Arbeitern liegt, und die Mitwirkung eines rathwilligen Ermunterers

*) Friedrich Weinbrenner, geb. zu Carlsruhe 1766, gest. daselbst im März 1826. Siehe dessen Selbstbiografie, und den Abriß seines Lebens von Aloys Schreiber.

vielleicht sehr entbehrlich ist; so erkenne ich mit tiefer Verehrung die über gemeines Rechnen erhabene Großmut, die aus solcher Einladung hervorleuchtet.

Desto mehr aber beklage ich das Hinschwinden meiner mit Liebe genährten Hofnung, als Bürger des glückseligen Badens in dem schönen, durch Natur und aufblühende Wissenschaft anlockenden Heidelberg meine Tage zu verleben. Was eine weise Verwaltung mit freigebiger Hand darbietet, ist meiner Bescheidenheit mehr als genug, nicht (mit Erröthen sage ich's) dem Bedürfnisse eines, obgleich sehr genügsamen, Ehemanns und Vaters. Eine genauere Anzeige widersteht mir, weil Ihnen, Verehrtester, meine Gesinnungen zu wenig bekannt sind, und ich leicht mir selbst unähnlich erscheinen könnte. Aller Verdacht des Niedrigen wird wegfallen durch das Geständnis, daß ich der reizenden Aussicht zu entsagen für Pflicht ansehe.

Ich drücke Ihnen mit treuherzigem Zutrauen die Hand, und ersuche Sie, vor dem erhabenen Kurfürsten der Ausleger meiner dankbarsten und ehrerbietigsten Gefühle zu sein.

10.

An Hofer*).

Jena, im Frühjahr 1805.

Aus Ew. Hochwohlgeboren gütigem Schreiben habe ich mit der froheſten Beſtürzung erſehn, daß die Vorſehung mir dennoch den Weg nach dem herlichen, durch weiſe Pflege ſich verjüngenden Heidelberg bahnen will. Sr. Kurfürſtlichen Durchlaucht großmütiges Anerbieten hebt alle Hinderniſſe der Verſezung. Ich werde, obgleich mit ſchwerem Herzen, von meinen Gönnern und Freunden in Weimar und hier, von meinem ländlichen Hauſe, von meinem behaglichen Studirſtübchen, von meinen gepflanzten Bäumen und Blumen mich loswinden, und folgen, wohin der edelſte Kurfürſt mit ſo ehrender Freigebigkeit zum ſtillen Anbau der Wiſſenſchaften mich einladet. Kaum enthalte ich mich, meinen gerührteſten Dank, und die Bezeugung des redlichſten Eifers für die heilige Sache der Menſchenbil-

*) Damaligen Curator der Univerſität Heidelberg.

dung, welche auch ohne Amtspflicht mich beseelen wird, gradezu an Se. Kurfürstliche Durchlaucht zu richten. Durch Bescheidenheit gehemmt, bitte ich Sie, Trefflicher, dem erhabenen Fürsorger Seines Landes, der auch mich Seines huldreichen Schuzes zu würdigen geruht, meine ehrfurchtvollste Huldigung zu erklären.

Sr. Durchlaucht, dem Herzog von Holstein-Oldenburg, durch dessen Gnade für zwanzigjährige Dienste mir ein ruhiger Lebensabend gewährt wurde, gebe ich heute die schuldige Anzeige der erfreulichen Einladung. Sie wird desto gefälliger vernommen werden, da der gütige Fürst selber für meine Gesundheit das paradiesische Heidelberg vorschlug. Dem Durchlauchtigen Herzog von Weimar werde ich am ersten heiteren Tage persönlich für die zuvorkommenden Begünstigungen meines hiesigen Aufenthaltes Dank abstatten: bis dahin wird mein Freund Göthe mich vertreten. Gegen Johannis hoffe ich meine Angelegenheiten geordnet zu haben, und mich in einem heiteren Hause, wo möglich, mit einem Garten, in oder vor Ihrem, wie unserm Heidelberg anzusiedeln.

Ich empfehle mich Ihrem fortdauernden Wohlwollen mit der reinsten Verehrung.

11.

An Griesbach*).

Heidelberg, 7. Merz 1806.

Wir blicken oft nach dem lichten Fleckchen in Jena hin, wo ihr freundlichen Seelen hauset, und unser mit unzerstörbarer Liebe gedenkt. Hätten wir euch hier! ist immer die Losung; damit euch durchaus wohl würde, wie uns, und uns noch wohler durch euch! Aber die selbige Hand, die uns (wie wir jezt deutlich sehn) mit Gewalt von dort wegführte, wo ich zu Grunde gegangen wäre, hält euch mit liebendem Zwang: daß ihr Unglück mindert, und dadurch glücklich seid. Eure herzlichen Zurufe, ihr Geliebten, haben uns innig erfreut. Der erste von dem theuersten Vater traf mich in der seligen Zeit, da ich, von Horazens Geiste be-

*) Johann Jakob Griesbach, geb. zu Butzbach im Hessen-Darmstädtischen 1745, gest. zu Jena 1812. Eine Darstellung seines Lebens gab B. R. Abeken in den Zeitgenossen 1829. Seine Gattin starb im Sommer 1831.

sessen, weder Tag noch Nacht Ruhe hatte. Der zweite von dem holdseligen Schwesterchen fand mich in der Gripe, die alle Pfälzer und Schwaben nach der Reihe zwickt; mich zwar gelinder, als meine Frau und Abraham. Jezt träume ich der Genesung entgegen.

Da ich dies eben geschrieben habe, erhalten wir die Nachricht von dem Hingange unsers lieben Bruders Boie in Meldorf. Er starb den 25. Februar.

Leben Sie wohl, theilnehmende Freunde, und grüßen Sie, was Theil nimt; wozu der treue biedere Herr Kammerrath Vogel vorzüglich gehört.

Ich umarme Sie fest.

Der Ihrige

Voß.

12.

An Paulus.

Jena, 3. Mai 1804.

Ich habe Ihren Vorschlag, mein guter und verständiger Paulus, in ernsthafte Überlegung genommen. Das schöne weinreifende Würzburg, die wohlwollenden und thätigen Pfleger der jungen Akademie, und mehrere Männer von Geist und Gefühl, geben der freundlichen Einladung einen mächtigen Zug; um so mehr, da ich selbst schon hinüber blickte, ob dort endlich ein heimischer Winkel bis zur lezten Ruhe sich finden würde. Aber meinem gewiß nicht fortschlummernden Eifer, für das Aufblühen der klassischen Literatur mitzuwirken, wären die Kräfte nicht gemäß; und bei redlichem Wollen nicht können, ist ein peinliches Gefühl. Eben der Nervenschwächlichkeit wegen, gab mir mein Fürst eine Pension, welcher ich bei irgend einer Anstellung zu entsagen für Pflicht hielt. Es hätte demnach in jedem Falle nur von einer freien Rathgebung und Wirksamkeit durch einen rüstigen Ausüber die Rede sein kön-

nen; und so verstehe ich auch Ihren Antrag. Wenn ein Rath fruchten soll, so muß er ein empfängliches Herz finden, das ihn lieber nimt, als entbehrt; und dazu gehört eine gewisse Ähnlichkeit von Bildung und Ansicht. Meinen ältesten Sohn hätte ich in diesem Betrachte vorzüglich gewünscht, und seiner Liebe für die Klassiker zugetraut, daß er bald meines Rathes nicht mehr bedürfen würde. Ihn hat man aber, ohne mein Zuthun, in Weimar mit so zuvorkommender Güte berufen, daß es undankbar wäre, dem mit jugendlicher Schamröthe erhaltenen Rufe gleich nach der Annahme wieder zu entsagen. Der Herzog hat mir selbst, der keine Verpflichtung hat, bloß mir den Aufenthalt angenehm zu machen, eine Naturalienlieferung aus eigenem Antriebe bewilliget. Ich fange an, mich heimisch zu fühlen, und, was mir nicht ansteht, gegen so Manches, das mir sehr gefällt, aufgehen zu lassen. Ich habe mein Haus eingerichtet, meinen Garten bepflanzt, meine Bücher gestellt, mein Klavier gestimmt. Aufbrechen und umziehen habe ich einmal erfahren, und rücke ungern von neuem; meine Frau noch weniger. Also meinen herzlichsten Dank, Ihnen, lieber Freund, und durch Sie dem edlen Beförderer Ihrer Akademie, die gewiß die Erleuchterin des südlichen Deutschlands werden wird. Kann ich im Spätsommer die Reise nach Ulm ausführen, so komme ich gewiß durch Würzburg, und freue mich, wie Äneas in Karthago, der sinnvollen Anlagen und des rüstigen Stre-

bens von allen Seiten. Daß auch Widerstrebende sich einmengen, und böse Gerüchte ausstreuen, erwartet man bei jeder vom Gemeinen sich entfernenden Sache. Vater Griesbach und mich haben die Zischler nicht irre gemacht.

Leben Sie wohl, mein lieber rechtschaffener Freund, den ich gerne meinen Nachbar genannt hätte. Auch entfernt wollen wir uns nicht wieder fremd werden. Meine Frau empfiehlt sich Ihrem Andenken.

Jena, 2. August 1804.

Ihr lezter unerwarteter Brief, mein theuerster Freund, hat mich in eine angenehme Stimmung versezt, woran versteckte Eigenliebe gern einigen Antheil haben mag. Sie melden mir den rastlosen Eifer Ihres so hell als edel denkenden Herrn Obercurators, seine junge Akademie nicht bloß mit Berufswissenschaften, sondern, was diese zugleich nährt und veredelt, mit dem Geiste des klassischen Alterthums, auszustatten. Sie fügen den Wunsch des treflichen Mannes hinzu, daß, wenn ich selbst dem Amte eines Musenpriesters für Süddeutschland entsagen muß, ich wenigstens ein paar jüngere Freunde von gleich gutem Willen vorschlagen möchte.

In einer so wichtigen Angelegenheit ein solches Zutrauen erfodert meinen thätigsten Dank. Mir glüht

das Herz bei dem Gedanken, etwas zur Bildung der künftigen Jugendlehrer beitragen zu können.

Wir haben, meine Frau und ich, eine Reise nach Ulm, und durch die Rheingegenden zurück, beschlossen; wir werden den Hinweg über Würzburg nehmen. Dann erfahre ich umständlicher, als in Briefen geschehen kann, was zur Sache gehört, und bespreche mit Kundigen, was rathsam und ausführbar ist. Weil das Bedürfnis drängt, so beschleunige ich meine Abreise, und hoffe in etwa drei Wochen bei Ihnen zu sein.

Vater Griesbach erholt sich wunderbar. Noch vor wenigen Tagen kam er in der größten Hize, die auch wir Jenaer nicht mäßig finden, und erfreute uns durch seine muntere Kraft. Ich, der jüngere, mußte nach Kühlung athmen. An Gabler hat er einen verständigen Freund wieder gewonnen. Niethhammer verliere ich ungern; aber für ihn muß ich mich freuen.

Leben Sie wohl, Guter, und denken Sie unser in Liebe.

Heidelberg, 28. Januar 1811.

Ja, wackerer Schwabe, was sein soll, das schickt sich wohl! Als vor einigen Jahren der Herr von Reizenstein, der Ihren Werth kannte, den Gegnern auswich, versuchte ich selbst, dem ehrwürdigen Fürsten, der mich

an seinen Familientisch eingeladen hatte, mit Hülfe des Hofraths Frei, Ihres ehemaligen Hörers, die eingezischelten Vorurtheile zu benehmen. Es gelang uns; aber dem guten Willen des Greises versagte die Kraft. Und nun, nach so manchem verworrenen Umwege, führt uns doch das gute Geschick in diesem anmutigen Thale wieder zusammen! Hier möge es Ihnen so wohl werden, wie es uns ward!

Kommen Sie, Freund, mit dem erprobten Mute dessen, der Gutes zu wollen sich bewußt ist. Sie werden unserer windsüchtigen Theologie wieder Othem und frisches Blut schaffen. Dann singen wir einmal in meiner Burg mit einander: Und wenn die Welt bedäubet wär, Es soll uns doch gelingen! Schlimm meinen's die Gegner nicht; sie haben sich nur in eigener Spinnwebe verstrickt, und ermangeln der nöthigen Gelehrsamkeit. Was in Baiern dem Guten entgegenstrebt, ist schwärzerer Natur.

Wie werden wir uns freun, Sie und die Ihrigen, die uns zum Theile entwachsen sind, zu bewillkommen.

13.

An Schmeelke.

Heidelberg, 5. November 1809.

Ich tauche aus dem kritischen Meerstrudel hervor, wo ich Perlen für Tibull fische, um Ihnen zu danken für den herzlichen Brief, wobei mir, als wir ihn unter dem blühenden Hollunder lasen, die Augen naß wurden. Gern denken wir des Lebens in Otterndorf vor dem Quartanfieber, am liebsten des Umgangs mit dem treuen Schmeelke und seiner Frau. Ich vergesse es Ihnen nicht, daß Sie, mir Einsamen zu gefallen, sogar meine Grübeleien anhörten, und sich über den Fund der homerischen Thüre mit freuten. Aus dem gutherzig verliehenen Rectorhause mit dem Gärtchen, worin Sie so oft unsers Glücks sich freuten, wer hätte geglaubt, daß mich der liebe Gott einmal nach Heidelberg in ein solches Haus und solchen Garten versezen würde, um bei einer zwiefachen Pension meine übrigen Tage ganz frei den Wissenschaften zu verleben? Könnten wir doch einmal unsern theilnehmenden Jugend=

freund hier einige Wochen beherbergen und in den paradiesischen Gegenden des Rheins und des Neckars herumführen! Und warum nicht? Sie brauchen ja nur zu wollen, so kehren Sie nach einer Wunderreise von 8—12 Wochen, voll von neuer Lebenslust, mit köstlichen Wintergesprächen zu Ihrem lieben Sohn zurück. Der Herzog von Oldenburg sagte mir auf der Durchreise, er kenne in Deutschland nichts so Schönes, als Heidelberg; und alle Heidelberger gestehn, daß wir in Heidelberg das gesundeste, bequemste und freundlichste Haus bewohnen. Wenn Sie bald wieder schreiben, so soll Ihnen mein Hans einen Riß von Haus, Hof und Garten machen. Unter den gepflanzten Bäumen ist ein Gravensteiner; eine norddeutsche Winterbergamotte, die der Pfälzer nicht kennt, hoffe ich auch noch zu bekommen. Von Pfirschen, die man hier größtentheils wild, als freistehende Bäume hat, habe ich edle Sorten aus Darmstadt an meine gegen Süden blickende Mauer gepflanzt, und darunter baue ich Melonen, wie Gurken, selbst ohne Glasglocken. Zwei Sommer habe ich weit über hundert reif erhalten, und dies ungünstige Jahr doch über funfzig.

Das nächste Mal, Freund, erzählen Sie mir viel von Ihrem Leben im Sommer und im Winter, von Ihren Kindern, von der Schule, von meinen ehemaligen Schülern, und was Sie von Niebuhrs wissen. Nun leben Sie wohl, herzlich geliebter Freund auf die Dauer.

14.

Eruditissimo Viro,

Joh. Henr. Vossio.

S. P. D.

David Ruhnkenius.

Obstupui, literis Tuis lectis, et statim Matthaei apographum, quod forte conservaram, evolvi, ut, ejusne an mea negligentia tot versus essent omissi, viderem. Inspecto apographo, patuit virum doctissimum, dum ut mihi gratificaretur, nimis festinabat, in tam grave ἀβλέπτημα incidisse. Jam meae me editionis ita poenitet pudetque, ut illa statim alia locupletiore paranda ex hominum memoria delere constituerim. Quo consilio, hoc ipso die clarissimum Matthaei per literas rogavi, ut editionem meam cum veteri codice anxia diligentia comparet, varietates notet, et versus temere elapsos restituat. Atque ut nova editio, praeter illos versus, aliam quoque commendationem habeat, faciam, quod multorum convicia me facere cogunt, id est, versionem latinam textui graeco adjungam.

Cujus conficiendae molestiam utinam Tu, qui tanta cum laude in Homero vertendo versaris, suscipere velles. Ego certe tot aliis occupationibus distineor, ut huic rei vacare non possim. Quid sis facturus, velim mihi quam primum rescribas.

De Emendationibus Tuis, in quibus maxime mihi placet ὁσιης ἐπέβη, alias agemus.

Quod reliquum est, vehementer gaudeo, mihi per hanc occasionem notitiam Tecum esse contractam, et abs Te etiam atque etiam peto, ut me de omnibus rebus Tuis erudias, ubi natus sis, quibus magistris usus, quid edere pares. Ego, si quis alius hac aetate, omni genere instrumentorum, quae ad Graecos Latinosque scriptores expoliendos pertineant, abundo, et libenter talibus viris, qualem Te cognovi, copias meas impertior. Sed Tu me certiorem facies, quo genere maxime delecteris. Vale. Dab. Lugd. Batavor. d. 28. Aug. 1780.

Dav. Ruhnkenio

Joh. Henr. Vossius.

Incredibilem cepi, Vir gravissime, ex literis Tuis laetitiam, quod ardorem meum, in obtrudendo Tibi, quem sero resciturus ex clarissimo Matthaei videba-

ris, nuncio de omissis in Homerico Hymno versibus, adeo non displicuisse Tibi cognovi, ut singulari cum comitate et benignitate exceperis. Quasi enim Tua notitia digni hominis, de rebus meis doceri cupis; et quo minus blandiri tam amica curiositate videaris, thesauros mihi eruditionis Tuae ac scientiae recludis, et defers munus conficiendae versionis latinae, quam graeco carmini novis curis a Te expolito subjungas. Tali Tuo erga me studio non possum non morem gerere, quamvis levia sane relaturus.

Patria mihi est Penzlinum, oppidulum Megalopolitanum, in vicinia Strelitii, sed Suerinensi imperio subjectum. Bello afflicti parentes officinae me destinaverant. Precibus tamen efflagitavi, ut annos quindecim natus, A. C. 1766, in scholam latinam, quae Neobrandenburgi floret, missus humaniorum artium jacerem fundamenta. Nactus hic magistrum, qui, inculcatis N. T. pericopis, Graeco sermoni abunde se satisfecisse arbitrabatur, proprio Marte scriptores profanorum sub nomine rejectos (tanto eorum desiderio exarseram!) conatus sum; et, quem primum fortuna obtulerat, libellum de puerorum educatione, mox etiam Hesiodi ἔργα καὶ ἡμέρας, ingenti labore superavi. Post triennium exactum, progressuro in studiis cum nummi deessent, equitis cujusdam rustici liberis erudiendis alterum fere triennium locavi. Jam vero carminibus, quibus morae taedium lenire solebam, viro humanissimo Bojio,

Gottingae tum degenti, innotui, cujus demum opera strenua effugere contigit inertiam. Severiorum Pieridum sedes me ineunte vere A. 1772 excepit; ubi mox et Heynii me magisterio, et instructissimae bibliothecae opibus, utcunque potuerim, usum esse, dictu non opus est. Ex primis quidem scholis, per tirocinii infirmitatem, minime parem profusae et Grammaticam dedignanti doctrinae, haud magnum percipere fructum licuit. Audacior paulatim virum clarissimum, oblata carminum aliquot Pindaricorum versione teutonica, ad edendum Pindarum nobisque enarrandum instigavi. Quam sane copiosiorem mihi messem laeto animo recordor. Seminarii philologici sodalibus adscripto disputationes veterum Pindari enarratorum vel recte vel subtiliter saltem dicta contra Heynii tentationes modeste defendenda susceperam, velut spicilegium fuerunt Pindarici proventus.

Inter talia biennium elapsum erat, cum gravis me morbus corriperet, ut per integrum annum domesticis solum studiis et medici praeceptis vacarem. Quo jubente, caeli mutandi causa, Vandesbekam me contuli, qui vicus est ad Hamburgum. Victum praebebat Anthologia poëtica, Musarum calendarium appellata. Quid rides? Astronomorum tabellis, genealogias principum, nundinarum indices, praecepta de re rustica, de curando corpore, de cimicibus fugandis liceat subjungere; versiculos ad hilaritatem honestam compositos non liceat?

Anno 1777 in matrimonium duxi uxorem sororem amici, qui Gottingam me vocaverat, et sequenti anno scholae Otterndorpiensis regendae munus delatum, meliora sperans, suscepi. En satis Tibi historiarum: quas tamen, qualescunque sint, Tibi soli narrasse velim.

Rogas, vir optime, quid edere parem. Elaborata, aut inchoata potius, mihi est Odysseae versio teutonica, cum commentariis, quibus, quae ad veteris Graeciae mores et artes et religiones et somnia de terrae caelique ambitu spectant, illustrare studio omni enixus sum. Grammaticas subtilitates, quas ab aliis vel neglectas vel male tractatas observavi, latino sermone separatim exponere satius duxi. Consilium de nova editione Odysseae, et subsidiorum penuria, et conscientia infirmitatis meae, et magna ejus, quam Villoisonius melioribus auspiciis parat, exspectatio, animo excusserunt.

Nisi tanto a me intervallo disjunctus sis, haud impune feras imprudentiam aperiendi mihi thesauros Tuos doctrinae tam copiosos atque exquisitos. Jam contentus ero, si Te salutandi nonnunquam per literas, et de rebus meis consulendi, potestas dabitur.

Versionis, quam desideras, conficiendae non molestiam, sed honorem, libenter arripio. Quam ut et Te editore, et me quoque, si tamen ingenii fruges aliquas in posterum promittere videor, haud

plane indignam efficiam, omni, quam rei scholasticae obeundae intentio reliquerit, animi alacritate et diligentia curabo. Vale, vir optime, et mihi fave. Otterndorpii, d. 23. Sept. 1780 *).

---

*) Diese Briefe sind abgedruckt in den Miscellaneis criticis v. Friedemann und Seebode. Vol. II. Partic. I. und in den Epistolis Bentleji, Graevii, Ruhnkenii, Wyttenbachii selectis. Annotatione instruxit Kraft. Altonae 1831.

[illegible] [illegible] [illegible], a quod rei schola-sticae obeundae inventio comparet, enimi alacritate et diligentia cumulat. Vale, vir optime, et mihi fave. Ottendorpii, d. 23. Sept. 1730*).

*) Diese Briefe sind abgedruckt in den Miscellaneis criticis v. Friedemann und Seebode. Vol. II. Particula I. und in den Epistolis Becksii, Gesneri, Ernesti, Wyttenbachii selectis. Annotatione instruxit Kraft. Altonae 1831.

V.

Die lezten Lebenstage von Voß.

Die lezten Lebenstage von Voß.

(Von Ernestine Voß.)

An seinem lezten Geburtstage war Voß sehr heiter, als ich Morgens zum Frühstück zu ihm kam. Er schloß mich fest in seine Arme mit den Worten: „Du bist mir heute noch eine Braut!" Dazu fügte er noch, was er mir an meinem Geburtstage sagte: „Zum Geschenk bringe ich dir mich selbst, denn ich fühle mich kräftig an Seele und Leib, noch Manches auszuführen, wenn du nur bei mir bleibst." — Wie wenig dachten wir Beide, daß es unser lezter Geburtstag vereint sein sollte. Er legte seine Arbeit bei Seite, wie das oft geschah, wenn er Lust zum Plaudern hatte, und frischte alte Erinnerungen auf, was er gern an solchen Tagen that. Auch darüber sprach er mit Freude, daß es mit dem Druck der Antisymbolik so rasch fortgehe, und damit alles über Creuzer auf immer abgethan sei. Mit einer Wehmut, die selten über ihn Herschaft hatte, gedachte er seines treuen

Schmeelke, der in diesem Jahre geschieden, und der lezte von den alten Treugebliebenen sei. Hieran knüpfte sich ein Gespräch von Rechtgekannt= und Verkanntsein im Laufe des Lebens, und mit welcher Liebe gedachte er da seines Paulus, der alles so treu und mit solcher Besonnenheit theilte! Dies Gespräch knüpfte sich nachher mit der J—y wieder an, die er immer geliebt wie sein eigen Kind. Er sagte ihr mit Rührung, er glaube wohl, daß er hier noch manchen Freund habe, der Theil an ihm nehme, aber die meisten hätten Menschenfurcht, und wollten nirgend Anstoß geben, also kämen sie nur im Abendschein. Er hatte große Freude an einem Kuchen, den sie ihm brachte, in dessen Mitte ein Glas stand, mit einer blühenden Calla und anderen Blumen. Das ihr bestimmte Kleid gab er ihr selbst, weil er so gerne sah, wenn sie mit der Mutter einerlei Farbe trug. Es kamen noch mehrere Besuche, die ihn in lebhaftem Gespräch erhielten. Paulus und Fries waren von mir heimlich zu Tische geladen. Als er um zwölf mit seinem Vogel in der Hand zu mir kam, fing er gleich wieder an zu reden, und bemerkte nicht einmal, daß ein größerer Tisch wie gewöhnlich gedeckt war. Da trat Fries ins Zimmer und rief mit seinem fröhlichen Glückwunsch zur Thür herein, er möchte gerne zu Mittag mit uns essen, welches ihn sehr freute. Paulus kam noch immer nicht; endlich sagte Voß: „Heute habe ich so viel geschwazt, daß mich hungert; warum essen wir denn nicht?"

Meine Antwort: „Ich weiß nicht," wollte ihn nicht befriedigen. „Es ist gewiß in der Küche was angebrannt" sagte er, aber er widersprach nicht, als ich bemerkte, an einem Festtage wolle ich dergleichen nicht untersuchen. Da kam Paulus mit der freundlichen Bitte, mit uns essen zu dürfen; und Voß hatte kein Arg daraus, daß hier eine Verabredung war. Wie heiter blieben sie bis drei am Tisch! Wie lebhaft klingte er mit an auf eignes und das Wohl der Mutter und der Kinder und Enkel. Nach Tische ruhte er kurz, und sezte sich heiter mit uns zum Kaffe, als ich mit der J., die er selbst geladen, in sein Stübchen trat, und wir am kleinen Tisch unsre Sachen ordneten. Nachher kam noch Tiedemann, über dessen Erklärung er sich sehr freute, daß er nicht unter die Freunde gezählt sein wolle, die nur bei Nacht und Nebel sich einfänden. In unsrer lieben Dämmerungsstunde ließ er mich lange nicht fort, obgleich ich begehrte, er solle nach dem vielen Reden etwas ausruhen. Er frischte Manches aus der Vergangenheit auf, auch über unsern treuen Heinrich. Dann sprach er mit Freude über seine Arbeitslust, und daß die Antisymbolik ihn so über Gebühr festgehalten; auch wie er sich freue, nun bald an die mythologischen Briefe und an den Apollo zu gehn; auch mit Lebhaftigkeit vom nahen Frühling und unsern Reisen nach Kreuznach und Bonn *). Auch

*) Zu unserm Sohne und Niebuhr.

Ungstein*) möchte er gern im Frühling sehen, nur nicht ehe die Reben ihr Laub hätten. Als er zu Tisch kam, erzählte er, er habe über allerlei fortfantasirt; mit der Arbeit sei es heute nichts.

Die folgenden Tage war er sehr heiter, rüstig bei der Arbeit, mittheilend in den Ruhestunden. So auch den nächsten Sonntag, den 26sten Februar, obgleich ihn ein Besuch, bei dem er viel geredet, sehr erschöpft hatte. Ich ging um drei Uhr wie gewöhnlich mit meinem Kaffe hinauf, und wunderte mich nicht, das Zimmer leer zu finden, da er oft um diese Zeit in der Bibliothek ein Buch suchte. Ein Weilchen saß ich still; da hörte ich ein Geräusch; mir schien, als ob etwas im Holzkorb vor der Thür rasselte. Auch dieses fiel mir nicht auf, da er im Vorbeigehn wol einige Stücke Holz mit hereintrug. Wie erschrak ich aber, als ich endlich die Saalthür öfnete, und ihn am Ofen auf der Erde sizend fand, den Rücken an die Wand gelehnt — blaß, eiskalt, mit ofnem starrem Auge. Ich grif ihn hastig an, und er fragte voll Verwunderung: „Was ist? wo bin ich? Mir ist wohl.“ Rufen konnte ich niemand, an die Klingel dachte ich nicht, und wie ich ihn wieder zum Stehen brachte, weiß ich nicht. Ohne Mühe kamen wir in sein Zimmer, und streichelnd suchte er mich während des Gehens

*) Den Pfarrer Leopold daselbst hatte er noch im lezten Herbst zur Weinlese besucht.

zu beruhigen, daß ihm wohl sei. Wir waren seinem Sessel ganz nahe, als er noch einmal an die Erde sank, in sizender Stellung, und von neuem fragte: „Was ist das? Mir ist ja ganz wohl.“ Diesmal kam er fast ohne Hülfe zum Stehen, und suchte nur mich wieder zu beruhigen. Ich mußte den Puls fühlen; der war ruhig, auch die Lebenswärme war völlig zurückgekehrt, und die Augen hatten den gewohnten Glanz. „Zu welchem Arzt soll ich schicken?“ fragte ich in Hast, und nannte ihm alle. Er antwortete lächelnd: „Zu keinem! Conradi ist ja nicht mehr da, und ich fühle mich vollkommen wohl, nicht einmal Schwäche in den Beinen.“ Damit stand er auf und ging rasch auf und ab; dann drückte er mich herzlich an sich, und sagte: „Du armes Ding! dich selbst sollst du bedauern, nicht mich, denn ich fühle mich nicht einmal erschrocken über's Umfallen. Nun wollen wir unsern Kaffe trinken.“ Indem grif er nach der gefüllten Pfeife, um sie anzuzünden. „Rauchen darfst du nicht,“ sagte ich, „das könnte wieder Betäubung aufregen.“ Er legte sie lächelnd hin, und streichelte mich von neuem, als ob er mir danken wollte, daß ich meine Ängstlichkeit unterdrückte. Während er eine Tasse Kaffe trank, die er als wohlthuend rühmte, sagte er, er habe sehr ruhig geschlafen, sei frisch in die Bibliothek gegangen, und könne sich durchaus nicht besinnen, wie er nach dem Ofen gekommen und zum Sizen an der Wand gelangt sei. Als er mich so in

Angst vor sich gesehen, habe er nicht gewußt, wo er sei, und was ich mit ihm vornehme. Auch wisse er nicht, wie er in seine Stube gekommen. Ich bat ihn, sich ins Bett zu legen, damit er gleichmäßig warm werde und vollkommen ausruhe. Das that er gern, und streichelte mich immer mit den Worten: „Du armes Ding!" während ich ihm half. Ich bat ihn, nicht zu reden. „Dann mußt du hinuntergehn," sagte er, „denn mir ist ganz wohl, und bleibst du da, so kann ich das Reden nicht lassen." „Du klingelst, wenn du mich brauchst" sagte ich, und wollte gehn. Er küßte mich, und freute sich, mich ruhig zu sehn. Dann sagte er noch: „Du hast dergleichen ja mehr an mir erlebt, was ohne Folgen blieb. Ich fühle mich vollkommen leicht und wohl. Sei nur ohne Sorgen." Ich schickte zur J., aber weder sie noch Tiedemann waren zu Hause. Als ich nach einer halben Stunde wieder hinauf kam, sagte er, er habe ruhig geschlummert, und wolle aufstehn, sobald das Zimmer durchwärmt sei. Nachher ging er auf und ab im Zimmer, rühmte sein Wohlgefühl, und wir sprachen, bis es dämmerte, auf unsre gewohnte Weise. Bloß seine blasse Farbe fiel mir noch auf. Als ich ihm Licht brachte, und bei ihm bleiben wollte, meinte er, er wolle lieber ein wenig lesen. Es schien ihn zu beunruhigen, daß ich schnell wiederkam, um ihn zu sehen. Beim Weggehn rief er mir freundlich nach: „Du sollst mir eine Suppe machen (dies litt er nur, wenn er unwohl

war); übrigens fühle ich mich wohl, nur lesen mag ich nicht." Um acht kam er heiter wie gewöhnlich herunter, sprach während des Essens, aber der Ohnmacht erwähnte keiner; denn es war ihm von jeher unangenehm, überstandne Übel im Gespräch auszumalen. Von genossenen Freuden redete er desto lieber. Als er beim Zeitunglesen war, kam Tiedemann und erkundigte sich freundnachbarlich nach allen Umständen des Vorfalls, und was zu Mittag gegessen wäre, was für ganz unschuldig erklärt ward. Er meinte, der Gang aus dem warmen Bette ins kalte Zimmer könne Veranlassung gegeben haben. Da übrigens alle Antworten befriedigend ausfielen, und Puls und Aussehn nach Wunsch war, rieth er bloß, sorgfältig Diät zu halten. Ein Senf-Fußbad ward abgelehnt, weil es am Abend den Schlaf störe. Dieser Besuch hatte Voß sehr heiter gemacht, und auf- und abgehend rühmte er noch das Glück, treue Freunde und Nachbarn zu haben. Halb zehn klagte er über Müdigkeit. Meine dringende Bitte, ihn begleiten und bei ihm bleiben zu dürfen, bis er im Bette wäre, lehnte er ab. Dies litt er sonst immer gern, wenn er nicht ganz wohl war. „Zum wenigsten," sagte ich dann, „sollst du mir versprechen, nicht auf deine gewöhnliche Art ins Bett zu steigen, es könnte dich ein Schwindel überfallen." Lachend erwiederte er: „In meinen alten Tagen soll ich noch lernen ins Bett zu kriechen, wie

ein Frosch? Aber wenn's zu deiner Ruhe dient, soll es geschehn." Am Morgen war sein erstes Wort: „Es ging gut mit dem Kriechen; und ich habe vortreflich geschlafen." Es war sechs Uhr, und er saß schon an der Arbeit, legte sie aber gleich bei Seite. Ich erinnerte ihn an Tiedemanns Wort, mäßig bei der Arbeit zu sein. „Freilich wollen wir das; aber dergleichen gebietet sich immer selbst. Wenn ich nicht arbeiten kann und darf, so fehlt mir auch die Lust dazu. Heute habe ich nur noch ein wenig gespielt." Er las mir dann vor, was er gestern geschrieben, und äußerte, es wären nur noch einige Lücken zu füllen, die keine Anstrengung erfoderten. Die ganze Woche war er vollkommen heiter, und arbeitete mit Lust, obgleich unter öfteren Absäzen.

Bei Paulus nächstem Besuch war uns die Sache schon so aus dem Gedächtnis, daß sie diesem nur im Vorbeigehn erzählt ward. Ausdrücklich hatte er von mir begehrt, ich solle den Söhnen nichts von der Ohnmacht schreiben, weil er durchaus wohl sei. „Eine Ohnmacht", sagte er, „klingt in der Ferne ängstlich; sie machen sich Sorge ohne Ursache." Von einem Arzte wollte er nichts wissen. „Wir wollen vorsichtig und bedächtig leben, wie uns der Nachbar empfohlen, der Frühling ist auch nahe, dann geht's in den Garten." Ein unter der Hand veranlaßter Besuch von Chelius machte ihm Freude, aber über seine Gesundheit redete

er nur oberflächlich. Nachher sprach er mit Liebe von dem Mann, und sagte lebhaft: „Dem könnte ich mich anvertraun, wenn ich Hülfe brauchte.“

Eines Morgens kam er sehr fröhlich herunter, um mir zu erzählen, der Gartensänger sei wieder da. Dies war das Rothkehlchen, an dem wir, so lange wir im Hause wohnten, Freude hatten. Sie bauten oft Nester im Gebüsch, und wenn wir im Frühling unterm Hollunderbaum zu Mittag aßen, pickten sie hingeworfene Brodkrumen. Mehrmalen erzählte er am Morgen, er habe die Nacht Kälte in den Beinen gefühlt, die sich mit Beklemmung endete; es sei aber bald vorübergegangen. Dies Übel war er seit länger als zwanzig Jahren gewohnt. Er rieb sich dann die Beine mit Tüchern, die vor dem Bette bereit lagen, und zog wollene Strümpfe an. Reizbar war er seit der Ohnmacht sehr; aber das war er immer, wenn die Arbeitslust fehlte, und die fehlte nur, wenn er sich unwohl fühlte. Jeden Frühling trat ein solcher Zeitpunkt ein, oft leicht vorübergehend, oft von längerer Dauer. War die Luft neblicht, so klagte er über Dumpfheit im Kopf; schien die Sonne, so sagte er wol mit seiner immer nahe liegenden Heiterkeit: „Was schleppen wir doch für eine gebrechliche Maschine mit uns herum, die vom Wetter abhängt!“ Die Eßlust war auch nicht wie gewöhnlich. In solchen Zeiten begehrte er meinen Küchenzettel, und änderte selbst wol daran. Ein zarter Rehrücken war ihm einmal eine

recht erwünschte Erscheinung, und er freute sich am Mittage, daß er ihm schmecke.

Der Sohn in Kreuznach hatte ihn um Aufschluß über eine Stelle im Horaz gebeten. Bei eigener Thätigkeit unterbrach er sich nicht gern, da aber der Versuch, das Gewünschte durch meine Feder gehen zu lassen, nicht gelang, bat ich ihn, selbst ein Viertelstündchen daran zu wenden. Er ward unmutig und sagte, wir Alle hätten keine Achtung für seine Zeit; was begehrt würde, erfodere Nachdenken und unterbreche ihn zur Unzeit. Ich suchte ihm eine andere Ansicht zu geben, und erbot mich, dem Sohne zu schreiben. Bei Lesung des Briefs schien er zufrieden, als er ihn aber nachher versiegelt liegen sah, sagte er mit aufgeregter Heftigkeit: „Dein Brief war mir doch nicht ganz recht. Wenn die Söhne in der Ferne die nöthige Rücksicht für meine Zeit nicht haben, so kann ich das leichter tragen, als wenn du sie nicht hast.“ Ich erklärte, dies Gefühl sei mir ganz fremd, und fügte im scherzenden Tone hinzu, der Fehler sei leicht verbessert, ich wolle einen andern Brief schreiben. Er las ihn und sagte mit heiterem Gesicht, daß er nun zufrieden sei. Wir sezten uns heiter zu Tisch, und gewiß hat unsre Tischgenossin nicht bemerkt, daß eine solche Verstimmung vorgefallen war.

An demselben Tage war sein lezter Gang im Garten. Er sprach mit Freude davon, und überlegte mit der K., wie sie die Ranken des Geißblatts und

der Aristolochie zu ordnen habe. Auch erzählte er von den Blütenknospen an seinen Kirschbäumen, und vom jungen Grün der Stachelbeeren, aber für mich sei der Boden noch zu feucht, und die Luft zu rauh. Die Tage zuvor und nachher arbeitete er noch mit Lust, obwohl nur in kurzen Perioden. Ich war viel um ihn, und er redete gern von dem, was an der Antisymbolik noch zu thun sei. Der Abschnitt über Heyne war ihm ganz zu Dank; bei Heeren fehle noch Einiges; wie er von Creuzer Abschied nehmen wolle, habe er deutlich im Kopf. Bei seinem Leben wolle er noch hie und da Einschaltungen machen; dann solle ich bei ihm sizen und helfen. Da erzählte er von seinem Präpositus Scheibel, was im ersten Bande S. 37 angefügt ist. Wie oft hat er früher schon mit einer Art Sehnsucht davon geredet, gemütlich aus seinem Leben fortzuerzählen; einmal auf einer Reise vorzüglich lebhaft, daß er sogar meinte, wenn wir heimgekehrt, müsse er gleich beginnen. Aber heimgekehrt veränderte sich diese Ansicht, weil ihn bei gestärkten Kräften ernstere Dinge in Anspruch nahmen, und der Gedanke blieb stehen, dies wäre eine Arbeit für die Zeit, wenn Anderes, was ihm näher am Herzen läge, geendet sei; besonders die Ausstattung der homerischen Papiere, bei denen er sich noch manche Schwierigkeiten dachte. Er rechnete gerne noch auf eine Reihe von Jahren bei Geisteskraft, konnte aber auch den Gedanken ausbilden, daß er nicht fertigen würde, was er gerne möchte.

recht erwünschte Erscheinung, und er freute sich am Mittage, daß er ihm schmecke.

Der Sohn in Kreuznach hatte ihn um Aufschluß über eine Stelle im Horaz gebeten. Bei eigener Thätigkeit unterbrach er sich nicht gern, da aber der Versuch, das Gewünschte durch meine Feder gehen zu lassen, nicht gelang, bat ich ihn, selbst ein Viertelstündchen daran zu wenden. Er ward unmutig und sagte, wir Alle hätten keine Achtung für seine Zeit; was begehrt würde, erfodere Nachdenken und unterbreche ihn zur Unzeit. Ich suchte ihm eine andere Ansicht zu geben, und erbot mich, dem Sohne zu schreiben. Bei Lesung des Briefs schien er zufrieden, als er ihn aber nachher versiegelt liegen sah, sagte er mit aufgeregter Heftigkeit: „Dein Brief war mir doch nicht ganz recht. Wenn die Söhne in der Ferne die nöthige Rücksicht für meine Zeit nicht haben, so kann ich das leichter tragen, als wenn du sie nicht hast.“ Ich erklärte, dies Gefühl sei mir ganz fremd, und fügte im scherzenden Tone hinzu, der Fehler sei leicht verbessert, ich wolle einen andern Brief schreiben. Er las ihn und sagte mit heiterem Gesicht, daß er nun zufrieden sei. Wir sezten uns heiter zu Tisch, und gewiß hat unsre Tischgenossin nicht bemerkt, daß eine solche Verstimmung vorgefallen war.

An demselben Tage war sein lezter Gang im Garten. Er sprach mit Freude davon, und überlegte mit der K., wie sie die Ranken des Geißblatts und

der Aristolochie zu ordnen habe. Auch erzählte er von den Blütenknospen an seinen Kirschbäumen, und vom jungen Grün der Stachelbeeren, aber für mich sei der Boden noch zu feucht, und die Luft zu rauh. Die Tage zuvor und nachher arbeitete er noch mit Lust, obwohl nur in kurzen Perioden. Ich war viel um ihn, und er redete gern von dem, was an der Antisymbolik noch zu thun sei. Der Abschnitt über Heyne war ihm ganz zu Dank; bei Heeren fehle noch Einiges; wie er von Creuzer Abschied nehmen wolle, habe er deutlich im Kopf. Bei seinem Leben wolle er noch hie und da Einschaltungen machen; dann solle ich bei ihm sizen und helfen. Da erzählte er von seinem Präpositus Scheibel, was im ersten Bande S. 37 angefügt ist. Wie oft hat er früher schon mit einer Art Sehnsucht davon geredet, gemütlich aus seinem Leben fortzuerzählen; einmal auf einer Reise vorzüglich lebhaft, daß er sogar meinte, wenn wir heimgekehrt, müsse er gleich beginnen. Aber heimgekehrt veränderte sich diese Ansicht, weil ihn bei gestärkten Kräften ernstere Dinge in Anspruch nahmen, und der Gedanke blieb stehen, dies wäre eine Arbeit für die Zeit, wenn Anderes, was ihm näher am Herzen läge, geendet sei; besonders die Ausstattung der homerischen Papiere, bei denen er sich noch manche Schwierigkeiten dachte. Er rechnete gerne noch auf eine Reihe von Jahren bei Geisteskraft, konnte aber auch den Gedanken ausbilden, daß er nicht fertigen würde, was er gerne möchte.

Dazu fügte er scherzend: „So wird es einer nach mir ausführen, der es besser oder schlechter macht.“

Lebhaft kam er einmal auf seines Heinrichs Thätigkeit zu reden, und nannte es unverantwortlich, daß die Recension des Aristofanes im Hermes nicht einmal angezeigt, was er in den Anmerkungen geleistet, und daß der große Fleiß, den er auf die Einleitungen der Shakspeare-Stücke und die Anmerkungen verwandt, nirgend bemerkt worden. „Wäre er nicht mein Sohn,“ sagte er, „so wäre ihm dies nicht widerfahren. Aber mein Heinrich hätte sich keinen andern Vater gewünscht, hätte er sich dadurch eine andre Behandlung erwerben können.“ Unbegreiflich nannte er es, daß Göthe, der ihn so herzlich beim Shakspeare aufgemuntert, der seine Regsamkeit überall anerkannt und ihn, so lange er um ihn war, stets wahrhaft väterlich behandelt, nirgend öffentlich seinen Namen genannt, wie er es doch bei so Manchem gethan, der ihm nicht dieses kindliche Gefühl und so reine Anhänglichkeit bewiesen. Auch darüber redete er oft, daß jezt die Hofnung verschwunden sei, in Heidelberg einen tüchtigen Filologen zu bekommen. Für sich persönlich wünschte er Lange aus Berlin, als einen Mann, der gemeinschaftlich auf einem Wege mit ihm nach Wahrheit forsche. „Im Gespräch“, sagte er oft, „entwickelt sich so Manches, was für Beide gleich erfreulich ist; selbst das Trockene treibt in vereinter Pflege Keime, aus denen Blüten entstehn und Früchte reifen.“ Dann nannte er mit

Liebe Niebuhr und Bredow. Oft sagte er auch, es habe seine guten Seiten, wenn man für sich fortgrüble, und allein etwas ins Reine gebracht habe.

Sehr beschäftigte es ihn immer, wenn ein Auctionskatalog aus Frankfurt kam. Noch in der lezten Zeit zeichnete er Bücher an, die erst nach seinem Scheiden anlangten. Im vorlezten fand er eine Übersezung von Montaigne's Gedanken und Meinungen, worin er seit Weihnachten oft nach dem Mittagsessen las und sich freute, wenn dies und jenes auch mich angezogen. Gefallen fand er auch an einer eben erschienenen Übersezung von Voltaire's kleineren Schriften, und lobte die herliche Darstellung und so viel schönes Einzelnes mit dem Zusaz: „Wenn er nur nicht so unendlichen Schmuz dazu gemischt hätte."

Weinbrenners Tod im Anfange des Merz machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Der Brief kam zuerst in seine Hände. Er sezte sich allein, und gab mir schweigend das Blatt, nachdem er gelesen. Dann sprach er sich lebhaft über diesen treuen redlichen Freund aus, „dem wir's eigentlich verdanken, daß wir hier sizen. Aufgeschoben hätten wir wol nicht, ihn zu besuchen, wenn wir eine so nahe Trennung von ihm hätten ahnden können." Bei unserm lezten Besuch las er auf W's Bitte einen Gesang aus der Odyssee vor. Sie redeten viel über das homerische Haus, und W. versprach, ihm eine nach seiner Idee ausgeführte Zeichnung des Hauses zu machen. Diese brachte er

selbst im September 1825, und war so wohl und heiter, wie wir ihn lange nicht gesehn. Dringend, wie er bitten konnte, beredete er Voß, noch im Herbst hinüber zu kommen, aber beruhigte sich bei dem Versprechen, daß es in der Blütenzeit geschehen solle. Weinbrenner war der angenehmste Gesellschafter. Wie oft haben wir seinen Erzählungen bis nach Mitternacht zugehört. Eben so empfänglich zeigte er sich, wenn Andere mittheilten. Besonders glücklich machte es ihn, wenn Voß vorlas. Nach der lezten Vorlesung waren ihm die hellen Thränen über die Backen gelaufen, als sie an die Stelle gekommen, wo der sterbende Hund des Odysseus seinen Herrn wieder erkennt.

In dieser Zeit las Voß mir nach dem Frühstück und Nachmittags viel vor, und redete lebhaft über das Gelesene, aus Lessing, den er immer nahe hatte, und mehrere Oden von Ramler. Den 3. März ging er noch zu Paulus, um ihm etwas vorzulesen. Dies geschah immer, wenn das Geschriebene ihn noch nicht ganz befriedigte, und nach solcher Unterredung ward dann geändert oder weggestrichen. In den nächsten Tagen mehrte sich meine Unruh, denn seine Reizbarkeit nahm zu, besonders gegen Abend. Er klagte oft über dumpfes Kopfweh und Beklemmung, die sich mit Hize im Gesicht endete. Manchmal fand ich ihn auf dem Sofa liegend; er behauptete dann, es sei nur Langeweile, und die Faulheit ruhe sich gern aus. Meistens stand er gleich auf, ging auf und nieder, und

ward lebendig im Gespräch. Von einem Arzt wollte er immer nicht hören: er fühle bestimmt, es gehe vorüber, ich solle nur besser Wetter schaffen. Die Correktur zu besorgen machte ihm Freude; daneben fand er im Manuscript noch immer zu ändern. Besuche beschlossen wir nicht vorzulassen, außer die gewohnten Lieben; und wie freundlich und mittheilend war er gegen Jeden! Am 4. Merz freute er sich schon beim Kaffe, daß es der Paulus-Tag *) sei, und sezte, wie er gewohnt war, selbst dessen grüne Schuhe unter den Ofen; doch fühlte er sich Abends vom Reden angegriffen.

Jezt meldete sich wieder, wie gewöhnlich im Frühling, das Schleimwürgen beim Erwachen, ohne daß er am Tage hustete. Einmal erzählte er im launigen Ton, die alte Christine (die ihn vor sechs bediente) habe zwar den besten Willen, aber sie lasse ihn ruhig fortwürgen, bis sie ihren Morgensermon hergebetet. „Die Dummen, die Dummen!" sagte er dann wol. „Dummheit ist ein großes Laster." Doch sollte ich ihr darüber keine Bemerkung machen, denn sie meine es gut, und würde mich doch nicht verstehen.

Die Reizbarkeit nahm zu, und gab ihm das unangenehme Gefühl, nicht arbeiten zu können; doch blieb er lebendig im Gespräch, und wollte von keinem

*) Paulus pflegte regelmäßig am Samstag in den Abendstunden zu kommen.

Arzt wissen. Oft mußte ich nach dem Puls fühlen, den wir Beide für gut erkannten. Eines Morgens bemerkten wir einen Doppelschlag, der zwischen ruhigen Schlägen wiederkehrte. Bei Tisch war er heiter, aß aber wenig, und sagte: den Abend schmeckt es vielleicht besser. Nach dem Kaffe klagte er mit ungewohnter Ängstlichkeit über Beklemmung und verlangte nach Chelius, mit dem er sich über eine Stunde unterhielt. Die gegebenen Mittel wirkten nach Wunsch, und zwar sanft und gelinde, wie er sich ausdrückte. Dabei erinnerte er sich Henslers Worte, der einmal sagte: „Dich muß man sanft angreifen, damit der Geist nicht aufrührisch werde, wenn der Körper sich matt fühlt.“ Mut und Heiterkeit kehrten für die nächsten Tage zurück, er konnte sogar wieder Einiges vornehmen. Morgens klagte er oft über Träume, in denen er arbeite, und was er schreibe, habe keinen Zusammenhang. Etwas beunruhigte ihn die Bemerkung, daß er magerer werde, und das Reden ihn mehr angreife, dagegen verliere sich die Beklemmung fast ganz.

Sorge eines solchen Ausgangs lag mir fern, einzig die Sorge des langsamen Erholens, und ob ich bei der nicht geringen Anstrengung die nöthige Heiterkeit würde festhalten können. „Du armes Ding!“ sagte er wol, „mußt so oft Treppen steigen, aber nachher sollst du wieder ausruhn.“ Jezt bekam er mehrmalen Abends nach dem Zeitungslesen Husten und Schleimwürgen mit Beklemmung, und grif mit Hef-

tigkeit nach dem Kopf. Einmal, als er sich auf einen Stuhl gesezt matt fühlte, holte er tief Othem und sagte: „Welch' eine jämmerliche Maschine schleppen wir doch mit uns herum; aber in dieser Maschine wohnt der lebendige Funken, der Unsterblichkeit denken kann, und Welten und Gott!" Ein andermal nach einer ähnlichen Anstrengung: „Wie ist es doch möglich, daß es Menschen geben kann, die keine Unsterblichkeit glauben!" — Meine dringende Bitte, Karoline T—r auf dem Sofa neben sich schlafen zu lassen, wies er ernst zurück. Meine Unruhe solcher Nächte war groß, und ich durfte sie ihn nicht merken lassen, denn Morgens versicherte er, er habe gut geschlafen, er fühle sich nur dumm, und wisse mit der Zeit nichts zu machen. Gern hörte er, daß ich mich flinker im Gehen fühle, und es mir wol nur an Übung fehle. Nach solchen Äußerungen streichelte er mich oft, und nannte mich seine alte Treue! — Einmal sagte er: „Ja, auf der goldenen Hochzeit, da tanzen wir noch mit einander!" Am 15. Merz erzählte ich ihm von einem Briefe, der umständliche Nachricht über unsres Truchseß lezte Tage enthielt. Den foderte er, und sagte dann: „Der arme Truchseß, bei so vielen Körperleiden auch noch die Freudigkeit des Geistes zu verlieren, mit der man heiter jenseits blickt! Das ist hart! Aber wohl ihm, daß er's überstanden, und doch zulezt noch einen heitern Blick hatte!" Den nämlichen Abend trafen Tiedemann und Paulus bei ihm zusammen. Nachher

fand ich ihn liegend auf dem Sofa, und er sagte, er habe Theil am Gespräch genommen, aber es habe ihn angegriffen. — In diesen Tagen kam auch einmal die J. kurz vor Mittag. Es war die Rede davon, daß die Schulzischen Lieder jezt nicht mehr gesungen würden. Er nannte ihr ein Lied, das Röslein überschrieben, und sagte: „Hätte ich dich gekannt, als ich es machte, ich hätte deinen Namen darüber geschrieben; nun will ich einmal Noten und Text für dich abschreiben, und deine Töchter sollen es singen.“ Dann spielte er mehrere Lieder von Schulz, wollte auch singen, aber es gelang nicht.

Noch am Sonntag den 19ten war er sehr heiter bei Tisch, aß aber wenig. Der Husten nahm etwas zu; er freute sich dabei, daß der Schleim sich löse, und Morgens das böse Würgen nachlasse. Montag fühlte er sich wohler, und spielte, wie er sich ausdrückte, ein wenig mit der Arbeit. Gegen Abend war er sehr reizbar, doch kam es allmählig zum ruhigen Gespräch. Er sezte sich mit zu Tisch, legte sich aber gleich aufs Sofa, weil er zum Lesen zu müde sei. Reden mochte er nicht, doch gab er mir den gewöhnlichen Abschiedskuß. Ich durfte ihn nicht begleiten, er wolle tapfer schlafen. Morgens hatte er meine Bitte erfüllt, im Bette zu bleiben. Er rühmte die Nacht, und daß der Kopf ihm frei sei. Nun begann ein gemütliches Zeitungsgespräch, bis Chelius kam. Dieser fand keine Spur von Fieber, doch solle er nicht auf-

stehn des Hustens wegen, der mit Auswurf sich wieder meldete. Voß meinte, aus Gehorsam könne er es wol thun, aber nöthig sei es nicht. Zu Mittag durfte er das Bett verlassen, und auch Fleischbrühe essen, wornach er verlangte. Beim Essen besuchte ihn Paulus, mit dem er sich auf gewohnte Weise unterhielt. Als ich um drei Uhr den Kaffe brachte, mochte er nicht aufstehn; auch der Kaffe schmeckte nicht. Zum Wachen wollte er die Nacht Niemand haben, nicht einmal ein Nachtlicht. „Dergleichen stört mich," sagte er, „und Hülfe bedarf ich nicht, da ich nicht einmal Durst habe."

Am nächsten Morgen klagte er blos über Mattigkeit, die sich leicht erklärte, da er nichts genoß; er äußerte keine Unruh, fühlte sich fieberfrei und ohne Beklemmung. Vom Aufstehn redete er nicht, begehrte vielmehr, ich solle mich häuslich auf seinem Sofa einrichten, wie bei Kranken gewöhnlich sei. Auch solle ich den Vogel herunternehmen, mit dem er sich bis dahin viel beschäftigt. „Der Schelm", sagte er, „fühlt Langeweile, und schreit wie ein unartiges Kind, wenn du fort bist. Aber vergeßt ihn nicht mit der Pflege, und spielt auch zuweilen mit ihm." Als ich mich bei ihm niedergelassen, schob er den Vorhang bei Seite, und sagte freundlich: „Du armes Ding, hast nun Langeweile, ich bin recht langweilig!" Ich entgegnete, ich wolle mich anstrengen, recht interessant zu sein; wenn wir nicht reden möchten, hätte ich ja Buch und

Strickzeug. Er verlangte mein Buch, und freute sich, daß der Montaigne mir lieb sei. Ich nannte ihm einen neulich gelesenen Aufsaz, und er las selbst nach. „Aber einen neuen Band muß das Buch haben," sagte er. Dann begehrte er, ich solle mich auf sein Bett sezen. Indem er mich streichelte, sagte er mit seiner lieben Freundlichkeit: „Wir wollen, wie wir immer gethan, die Sachen leicht nehmen." Er hieß mich etwas holen, was mir lieb war, denn ich fühlte mich den Augenblick sehr bewegt. — Gern redete er, wie immer, von so Vielem im Leben, was uns schlimm schien, so lange es drückte. Wie schön spricht er dieses Gefühl in den Worten aus:

Der Mensch im Anfang launet,
Und findet Manches hart;
Er wird's gewohnt und staunet,
Wie gut es endlich ward!

Auch von den lieben Vorangegangenen redete er oft, und von Unsterblichkeit; von unserm Glück, ein so behagliches ruhiges Alter zu leben, von der Freude an unsern Kindern. Ich mußte ihm Manches aus unserm Jugendleben auffrischen, und aus meinem elterlichen Hause erzählen. Da sagte er einmal mit Lebhaftigkeit: „Wenn eine Zigeunerin deinem Vater geweissagt hätte, seine Ernestine würde in Heidelberg mit einem Manne glücklich vereint leben, der von zwei Fürsten Pension genösse, die würde er wol wacker ausgescholten haben." Dazwischen machte er auch gern Reiseplane

für den Sommer, und sprach von dem Wohlgefühl, die Bäume bald blühen zu sehn. Frühlingsblumen, die ich ihm brachte, erfreuten ihn sehr, und dabei ward ein Spaziergang nach dem Eutiner See gemacht, um Hepatika und Haselnuß=Blüte zu holen.

Was nun folgt, kann ich mir nicht nach Tag und Stunde gegenwärtig machen, denn ich war in großer Anstrengung des Körpers und der Seele. Lieb konnte ich ihm ja nur bleiben mit heiterem Gesicht, das keine Anstrengung und Unruhe merken ließ. Er schlief viel, wenn wir allein waren (dies geschah bei jedem Kranksein von Kindheit an), und war er wach, so redete ich nicht, ehe er selbst anfing. „Besuche", sagte er manchmal, „will ich wenig. Nur die lieben Treuen!" Die J. mußte sich immer gleich zu ihm sezen. Wie viel Liebes und Schönes zur Hebung der Seele sagte 'er uns in solchen Stunden! Als sie am Osterabend durchkältet aus der Kirche kam, sprach er lebhaft über die menschliche Schwachheit, Gott durch fleißiges Kirchengehn dienen zu wollen. — Zuweilen machte es ihn unruhig, daß er nichts genießen mochte, und daß der Puls seinen Doppelschlag behielt. Beim Erwachen grif er jedesmal nach dem Puls, und ich mußte es auch thun. Auch die Beklemmungen kehrten wieder, und mehrmalen fragte er Chelius und Tiedemann, was den röchelnden Ton in der Brust verursache. Die Antwort, es sei der Schleim, befriedigte ihn. Bei jedem neuen Recept wollte er wissen, was

ihm verschrieben ward. Chelius nannte einmal einen ihm unbekannten Namen. Als er fort war, sagte er: „Das muß aus dem Pflanzenreich sein, ich kenne es aber nicht; schlag im Adelung nach.“ Ich konnte es nicht finden. Den Abend bat er Chelius um Erklärung. Seit die Beklemmung sich einstellte, ließ er sich nächtliche Hülfe gefallen. Gern hatte er es immer, wenn ich selbst sein Bett machte. Als ich die lezten Tage Hand anlegte, sagte er unwillig: „Du kannst deine Kräfte anders brauchen.“ Aber sein Unwille löste sich in den freundlich ausgesprochenen Worten: „Der alten Christine möchte es wehe thun, wenn ihr guter Wille verschmäht würde; du kannst ja mit Acht geben.“ Chelius Gehülfen lobte er sehr als Nachtwache. Einmal sagte er Morgens: „Der gute Mann meinte die Nacht, ich fantasire, als ich ihm erzählte, ich hätte im Traum zwei Seiten geschrieben, und es wäre dummes Zeug gewesen; er hat sich aber bedeuten lassen.“

Chelius und Doctor Nebel, der mit zu Rathe gezogen wurde, äußerten beide keine Besorgnis, weil der Schleim sich löse, und kein Fieber da sei. Ein Zugpflaster auf der Brust minderte die Beklemmung, doch trat sie oft mitten im Gespräch ein; beim Aufrechtsizen ließ sie nach. — Am Charfreitag war er sehr heiter, und erzählte mit großer Lebendigkeit, daß er sich noch deutlich in die Empfindung der Andacht versezen könne, als er in den lezten Jahren in Penzlin zu dem Vorzug gelangt sei, die Leidensgeschichte am

Eingange des Chors der Gemeine vorzulesen; ob dieses dort wol noch der Gebrauch sei. Die feierliche Stimmung sei ihm den ganzen Tag geblieben; sie wären dann immer Nachmittags mit den Eltern ins Feld gegangen, und zwar im Kirchenschmuck, und Abends hätte die Mutter ein Lieblingsessen gemacht, weil sie den Mittag nur aus der Hand gegessen. Am ersten Ostertag, als die Glocken läuteten, sprach er wieder lebendig vom feierlichen Gesang in der Penzlinschen Kirche. Er ließ sich sein altes Gesangbuch geben, schlug mir das Lied auf, das man gewöhnlich gesungen, und ich mußte es ihm vorlesen. Dabei wiederholte er, was er so oft gesagt, daß es an erwecklichen Osterliedern für eine christliche Gemeine fehle. Er freute sich des herlichen Sonnenscheins, und ließ das Fenster öfnen, wozu er sich schon Tags zuvor die Erlaubnis erbeten hatte. „Heute gehst du auch in den Garten," sagte er, „und siehst nach allem." Als ich wiederkam, legte ich einige Blumen auf die Decke, und sagte, ich hätte mich nicht hinausgewagt, weil der Boden so feucht sei. „Dafür danke ich dir", war seine freundliche Antwort. Mit großer Freude hörte er von den schwellenden Blütenknospen, und sagte: „Wenn wir nur erst wieder mit einander herumgehn könnten!" Gegen Chelius rühmte er am Morgen sein Wohlgefühl, und unterhielt sich lange mit ihm. Ich erzählte ihm, daß sich so Mancher nach seinem Befinden erkundige, mit dem wir gar nicht in Berührung lebten. „Ich glaube

wohl," war seine Antwort, „daß noch Viele Theil an mir nehmen, die es sich nicht merken lassen, und selbst die mir nicht hold sind, können mir, wenn sie wahrhaft sein wollen, nicht nachsagen, daß ich in irgend einer Sache das Meine suche."

Die lezten Tage redete er wenig mit mir; sobald ich ihm aber bei Veränderung der Lage oder sonst behülflich war, streichelte er mich und hatte immer freundliche Worte für mich in der lieben gewohnten Haussprache, wobei ich stets zu kämpfen hatte, ihm meine innere Bewegung zu verbergen. Abends beim Umbetten klagte er über Schwere in den Beinen. Konnte er ein paarmal auf- und abgehn, so machte es ihn heiter. Wenn er wieder im Bette lag, so ließ er das Fenster öfnen, und ich mußte mich hinter den Vorhang zu ihm sezen, damit mich der Luftzug nicht berühre. Bloß in den lezten Nächten hörten die ihm unangenehmen Träume auf. Er sagte eines Morgens zu mir: „Nun sind die alten lieben Träume wieder da", und zu Paulus: „Ich war die Nacht in Griechenland, aber im alten." Auch hat er die freundlichen Mittheilungen im Gespräch mit Chelius noch den lezten Tag nicht aufgegeben. Am lezten Morgen verlor er den Faden, und sagte mir, ich solle fortfahren, weil's erzählend war. Er gab Acht auf meine Aushülfe, und verbesserte selbst.

Dienstag Nachmittag saß ich mit der J. vor dem Bette. Er redete Manches, klagte aber plözlich über

Beklemmung. Sie nannte Kamillenthee, und er nickte Beifall. Als sie ihn gebracht, nahm er gleich, aber seine Bewegungen waren unruhig. Mit einmal sank er zurück, und sein Auge war starr. Es dauerte mehrere Minuten, ehe Zeichen des Lebens wiederkehrten, und die ersten Bewegungen mit den Armen waren ängstlich anzusehn. Ich merkte, daß seine Augen mich suchten, und trat näher, seine Hände fassend. Er sah mich fest an, und sagte sein gewohntes freundliches Wort —. Ach, in diesem Augenblick fühlte ich zuerst mit Bestimmtheit, daß die Trennung gewiß war! Aber ich fühlte auch, daß ich stark sein müsse, um ihn nicht durch Thränen zu stören. Mir fiel der kräftige Spruch ein: „Sei getrost und fürchte dich nicht, ich bin bei dir in der Nacht, ich will dich herausreißen." — Deutlich merkte ich, wie wohl es ihm that, wenn ich ihm mit Ruhe die kleinen Dienste leistete, deren er bedurfte. Seine Hände waren noch kalt, und seine Stirn mit Schweiß bedeckt. Er streichelte mich, und als er tief Othem geholt hatte, sagte er: „Nun ist es schon besser." Ein wenig lag er ruhig mit geschlossenen Augen. Dann fragte er: „Wo ist die J.? Geh doch hin und tröste sie; sie meint gewiß, die Ohnmacht sei von ihrem Kamillenthee gekommen." Gegen Chelius, der ihm beruhigende Worte zusprach, worin er selbst einstimmte, versicherte er, er fühle nur Mattigkeit und sei zum Einschlafen müde. Der Gehülfe zog ihm das Nachtkamisol aus, um Senfpflaster auf

die Arme zu legen. Er sah mich sehr freundlich an, als ich seine langen Strumpfbänder brachte, und sie um die Arme wickeln half. Dann wickelte ich sie in große Stücke Flanell, und legte sie unter die Decke. Dabei nickte er freundlich mit dem Kopf, und ich selbst war mit mir zufrieden, daß ich die Thränen zurückhielt. Chelius sowohl als Tiedemann gestanden mir, daß wenig Hofnung sei. Er schlief nun ruhig, mehrere Stunden, glaube ich; wie es mir war, das weiß ich nicht. Es trat ein starker Schweiß ein, wonach er sich leicht fühlte. Als ich wieder hinaufkam, waren die Ärzte grade beschäftigt, sein Bett zu machen, und der Gehülfe hielt ihn auf dem Schooß. Er hatte den Rücken gegen mich, merkte aber gleich, als ich beim Wechseln der Wäsche mit Hand anlegte. Da sagte er freundlich: „Meine alte Treue, so treibt sie es schon bald 50 Jahr.“ Im Bette lobte er sein Wohlgefühl und die bequeme Lage, und war sehr freundlich, als Chelius erklärte, die Nacht bei ihm zu bleiben. Er schlief gleich wieder ein, und ich sah ihn den Abend nicht anders als schlafend. Die Nacht lauteten die Nachrichten gut, so daß ich mich mitunter hinlegte, aber nicht schlief.

Am Morgen lobte er seine gute Nacht, gab mir freundlich die Hand, und einen Verweis, daß ich so früh käme. Als er die Sonne bemerkte, mußte ich den Bettvorhang aufschieben. Ich rühmte seine ruhigen Züge und seine klaren Augen, wobei er mich strei-

chelte. Später verlangte er, der Barbier solle den Bart abnehmen, und er wolle sich waschen. Meine Einwendung dagegen beantwortete er mit der freundlichen Bemerkung: er fühle sich so wohl, und es sei gar zu schön mit der Reinlichkeit. Beides ging gut von Statten, ohne daß er sich matter fühlte, und er freute sich, daß es geschehn sei. Als die J. kam, mußte sie ihm eine Tasse Thee bringen, wozu er etwas Zwieback genoß. Er redete heiter, so daß ich selbst wieder Hofnung faßte. Ich mußte mich aufs Bette sezen, und er sagte mir unter Streicheln viel Liebes. Da rühmte ich sein heitres Auge und die kräftige Natur, die ohne Nachhülfe noch so Vieles leisten könne. Er sah mich scharf an, und sagte: „Ja, diese kräftige Natur brauche ich aber auch, wenn ich bei dir bleiben soll.“ Bald nachher kam plözlich die lezte Ohnmacht, die bedeutend schwächer war, als die erste; ich war nicht gegenwärtig. Beim Erwachen hatte er ausgerufen: „Das war noch nicht zum lezten Schlaf!“ Seine Augen suchten mich, und als ich nahe kam, drückte er mir die Hand. Als Chelius ins Zimmer trat, rief er ihm entgegen: „Das war nur ein Ohnmachtlein!“ Auch hörte er gern die Bemerkung, ohne die Anstrengungen wäre sie wol nicht entstanden. Chelius empfahl Ruhe, und ich blieb allein mit ihm. Er schien zu schlummern, rief mich aber bald, und sagte: „Die „Dumme, die Dumme! sie hat mich überschüttet.“ Bei Untersuchung und Verbesserung der Sache konnte

ich ihn überzeugen, daß ihm bei der Ohnmacht etwas begegnet sei. „Freilich,“ sagte er, „so ist es auch, sonst hätte ich es ja gleich bemerkt. Lieb ist es mir, daß wir es entdeckt, denn Unrecht muß man keinem Menschen thun.“ Nun lag er ruhig und fragte endlich, ob es nicht Essenszeit für mich sei. Es freute ihn, als ich erzählte, die J. wolle mit mir essen, und sich nachher zu ihm sezen, derweil ich schliefe. „So ist es recht,“ sagte er, „du armes Ding warst so frühe wach!“ Als ich mit der J. hinaufkam, empfahl er ihr, die Prinzessin von Babylon zu lesen, damit sie keine Langeweile habe. Diese Erzählung von Voltaire hatte er angefangen zu lesen, und gerühmt, daß sie ihn angenehm unterhalten. Beim Weggehn wollte ich ihm einen Kuß geben. „Nein,“ sagte er, „einen Kranken muß man nicht küssen.“ Er sprach dies sehr ernst aus, fügte aber gleich gar freundlich hinzu: „Da ist meine Hand, die darfst du küssen, und nun wollen wir Beide schlafen.“ Er schlief auch ruhig, und als er erwachte, schob er den Vorhang bei Seite, und fragte die J.: „Warst du in Babylon?“ Nun sollten wir unsern Kaffe bei ihm trinken, aber nicht am Bette, sondern am gewohnten Plaze. Als wir uns gesezt hatten, rief er uns freundlich zu, wir sollten plaudern, wenn auch nur dummes Zeug, er wolle gern zuhören. Es blieb stille bei uns; da schob er die Vorhänge bei Seite, und rief uns freundlich zu: „Bald size ich wieder bei euch; ihr Beiden seid mir

die Liebsten auf der Welt.“ Das waren die lezten Worte, die mir im Gedächtnis geblieben, obgleich er später noch kurze Freundlichkeiten sagte, mit seiner einzigen Art, durch ein Wort wohlzuthun. Auch weiß ich nicht, ob ich allein bei ihm blieb, denn ich hatte zu kämpfen, die Außenseite festzuhalten, die ich ihm nahe brauchte. Um fünf kamen die Ärzte, und fanden ihn zum Verwundern heiter. Er hat noch viel geredet. Sie verließen ihn ohne Besorgnis. Tiedemann blieb oben; mich trieb es auch hinauf; als ich mich neben T. sezte, bat ich ihn, nicht zu reden, weil er viel geredet. Wir sprachen fort, und hörten mit einmal ein ängstliches: Ach Gott! Als wir den Vorhang bei Seite schoben, lag er in ruhiger Stellung, den Kopf auf's Kissen und die Augen geschlossen, um sich nicht wieder zu öfnen. — Kein Hauch mehr — kein Zucken — völlig ruhige Züge! Daß ich meinen Arm unter's Kissen brachte, Halstuch und Hemde löste, weiß ich noch. T. versuchte vielerlei, und sagte endlich: „Liebe Mutter, seine Seele ist bei Gott.“ *) —

*) Voß starb am 29. März 1826. Einige nach seinem Tode geschriebene Aufsäze stehen in den von Paulus herausgegebenen Lebens- und Todeskunden über J. H. Voß. Heidelberg 1826.

VI.

Voß in seiner Wirksamkeit als Schulmann.

Voß in seiner Wirksamkeit als Schulmann.

(Von Friedrich Karl Wolff.)

Welche Verdienste sich Voß als Dichter erwarb, sowohl durch seine Idyllen voll homerischen Geistes, als in seinen Oden, in denen uns die erhabensten Gedanken und die edelsten Gefühle ansprechen; oder als erster gründlicher Erforscher und glücklicher Nachbildner fast aller alten Versarten; wie sehr er als filosofischer Kenner der deutschen und der alten Sprachen sich auszeichnete; wie gewaltig er in der Prosa die Sprache zu beherschen wußte; was er als Übersezer und Erklärer griechischer und römischer Geisteswerke leistete; wie viel die gelehrte Welt seinen tiefsinnigen Forschungen in dem Gebiete der Mythologie, der alten Geografie und überhaupt in dem ganzen weiten Felde der Alterthumskunde verdankt; wie er bei allen Untersuchungen eigene Bahnen sich brach, auf welchen er zu neuen

nicht geahndeten Ansichten leitete: das mögen Andere, die mehr Beruf dazu haben, umständlicher entwickeln, das mögen die Denkmäler seines Geistes, die er selber in seinen zahlreichen Schriften sich gesezt, am sprechendsten darlegen! Meinem Herzen ist er noch in andrer Rücksicht unendlich theuer; denn in ihm verehre und liebe ich den Lehrer, den treuen und liebevollen Führer meiner Jugend, in dessen Schule mein Geist und Herz für das ganze künftige Leben beinahe die eigenthümliche Richtung erlangt hat. Zwar genoß ich seines Unterrichts nur drittehalb Jahre, vom August 1782 bis Ostern 1785. Aber segensvoll und unvergeßlich sind mir diese Jahre gewesen, und oft habe ich mit inniger Rührung und Sehnsucht an die frohen Stunden zurückgedacht, die ich in Voßens Schule verlebt, und alles das Gute mir wieder vergegenwärtigt, das ich sowohl für die Aufklärung des Geistes, als für die Veredlung des Herzens seinen Belehrungen verdanke. Jezt, da Voß nicht mehr durch Stimme und Schrift zu uns reden kann, da, was das dankbare Gefühl äußert, nicht mehr des Lebenden Bescheidenheit verlezt, jezt möchte ich meine Bewunderung und Liebe für ihn auch öffentlich aussprechen. Und wie könnte ich dieses würdiger, als wenn ich ihn in seiner Wirksamkeit als Schulmann schildere? Freilich ist in der langen Reihe von Jahren wol Manches im Gedächtnis verwittert, was zu einer vollständigen Schilderung erforderlich wäre, und mein Geist, durch kör-

perliche Leiden in seiner Wirksamkeit gehemmt, so wie durch die Last der Amtsgeschäfte niedergebeugt, vermag nicht mehr das Bild so kräftig auszuführen, als es der Seele vorschwebt, und als es vielleicht der früheren Kraft gelungen wäre. Aber alles, was zu richtiger Beurtheilung eines großen, und, was mehr sagt, eines guten Mannes mitwirken kann, wird, wenn es auch Manches zu wünschen übrig läßt, hoffentlich mit Dank aufgenommen werden.

Daß Voß auch als Schullehrer zu den achtungswürdigsten Männern seiner Zeit gehörte, scheinen Wenige zu wissen, weil er sich mit stiller Wirksamkeit begnügte, Andere sogar zu bezweifeln, wenn ich anders nach Stimmen urtheilen darf, die hier und dort sich haben vernehmen lassen. Wenigstens hatte er, so lange er einem Schulamte vorstand, dieser Verwaltung wegen nicht eben einen sehr ausgebreiteten Ruf. Statt daß sein Vorgänger, der verdienstvolle Professor Eckermann in Kiel, zuweilen an dreißig Schüler um sich versammelt sah, hatte er selten über die Hälfte dieser Zahl, zu meiner Zeit noch weniger, die meisten aus dem Eutinischen. Der Grund hiervon lag einmal in dem Vorurtheil, daß ein Dichter und berühmter Schriftsteller schwerlich ein guter Schulmann sein könne. Außerdem aber veranlaßte er selbst durch die gänzliche Verschmähung der Mittel, wodurch man Zöglinge anzulocken pflegt, daß seine Schule die Aufmerksamkeit der Auswärtigen in keinem vorzüglichen Grade anzog.

Denn weder öffentliche Prüfungen pflegte er zu halten, noch Programme zu schreiben, worin er von dem Zustande seiner Schule, seinen Leistungen und seiner Lehrweise Rechenschaft gegeben hätte. Die große Achtung, deren er sich erfreute, die Überzeugung, welche man hegte, daß seine Schüler, der unterlassenen Prüfungen ungeachtet, nicht versäumt würden und eifrig fortarbeiteten, vielleicht auch die Furcht, einen Mann zu reizen, dem man im Kampfe nicht gewachsen zu sein glaubte, machten, daß man ihm gestattete, was man wol keinem Anderen gestattet hätte. Ob diese Unterlassung einer herschenden Gewohnheit Billigung verdiene oder nicht, bleibe dahingestellt. Voß war den öffentlichen Prüfungen abgeneigt, weil sie ihm nuzlos und nur zeitverderbende Blendwerke schienen. Wenn man den Schülern voraussage, was vorkommen würde, so sei es für sie ein Leichtes, glänzend zu bestehen, ohne daß man einen sichern Maßstab ihrer Kenntnisse und Fortschritte erhalte. Lasse man sie aber ohne alle Vorbereitung auftreten, so könne sich grade der Fähigste und Fleißigste im ungünstigsten Lichte zeigen. „Wer Mistrauen gegen meinen Unterricht hat," pflegte er zu sagen, „besuche meine Schule unangemeldet, jeder wird mir willkommen sein. Dann darf er sich am besten überzeugen, was und wie ich es treibe, und wird über meine Schüler am sichersten ein Urtheil gewinnen."

Freilich war es ihm nicht unbekannt, wie sehr er durch die Vernachlässigung der herkömmlichen Mittel,

Schulen zu bevölkern, seinen äußeren Vortheilen schade; aber Wenige arbeiteten auch so uneigennüzig, als Voß, und nach den edelsten Grundsäzen wünschte er keine zahlreich besuchte Schule, indem ein einzelner Lehrer sich nur einer mäßigen Anzahl von Schülern nüzlich zu beweisen vermöge. Dieses galt besonders von der Schule, welcher er vorstand, da bloß in seiner Klasse Knaben und Jünglinge sich für die höheren Studien vorbereiten konnten, und die Klassen des Cantors und Schreibmeisters der ersten keineswegs vorarbeiteten. Eltern daher, die einigermaßen ihre Söhne weiter gebracht wünschten, mußten dafür sorgen, daß ihnen die Aufnahme in die erste Klasse bewilligt würde; und so saßen hier kaum zwölfjährige Knaben neben Jünglingen, die für die Akademie heranreiften. Wie hätte der Lehrer bei einer größeren Menge sich durch dieses Labyrinth finden können, da es selbst bei wenigen Schülern nicht leicht war, für Aller Bedürfnisse Rath zu schaffen? Auswärtige nahm er daher ungern in seine Schule auf, weil er durch dieselben die einheimischen Schüler zu beeinträchtigen fürchtete, und er entfernte sie unerbittlich sogleich, wenn sie auf die Sittlichkeit seiner Zöglinge nachtheilig zu wirken schienen, so reichlich sie auch zahlen mochten. Dazu kam noch, daß ein so umfassender, vielseitig gebildeter Geist, der überall sich angeregt und selten durch fremde Forschungen befriedigt fand, sich unmöglich auf die Bedürfnisse seiner Schule beschränken, oder geneigt sein konnte, sich

durch das Amt Sclavenfesseln anschmieden zu lassen. Er mußte auch Zeit übrig zu behalten wünschen, sich in freien Bahnen zu bewegen, und die neuen im Gebiete der Wissenschaften gemachten Entdeckungen einem größeren Publikum mitzutheilen; er mußte wünschen, nicht bloß für den kurz dauernden Nuzen zu arbeiten, den ein Schulmann durch seine Thätigkeit gewährt, sondern auch für den unsterblichen durch hinterlassene Denkmähler des Geistes. Wenn man bedenkt, daß Voß anfangs sechs Stunden täglich zu unterrichten verurtheilt war, und noch dazu in den verschiedenartigsten Gegenständen: wie unglücklich hätte er sich fühlen müssen, wenn ihm die Verbesserung zahlreicher Schülerarbeiten die wenige zu eigenen freien Forschungen übrig bleibende Zeit noch mehr beschränkt hätte!

Wird nun aber nach der Neigung für den Beruf, nach ausgebreiteter Gelehrsamkeit, nach der Geschicklichkeit und Gabe, die eingesammelten Kenntnisse auf eine faßliche und angenehme Weise Anderen mittheilen zu können, nach lauterer und strenger Rechtschaffenheit, womit das Amt verwaltet wird, nach der Liebe endlich und Achtung bei den Schülern, der Werth eines Schulmanns geschäzt: so dürften nur Wenige in allen diesen Beziehungen Voß an die Seite gesezt zu werden verdienen.

Voß hatte eine ausgezeichnete Liebe für einen Beruf, den er für einen der unabhängigsten hielt, und in welchem er vorzüglich wohlthätig für Allgemeines wir-

ken zu können glaubte. Wiewohl es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sich durch schriftstellerische Arbeiten den Lebensunterhalt zu sichern, oder ein akademisches Amt zu erhalten, so entschied er sich doch für das Schulleben. Mehrere ehrenvolle Anträge akademischer Lehrstellen lehnte er gleichmütig ab, wie ungleich glänzendere Einnahmen sie ihm versprachen, als er in seinem Schulamte erwarten durfte. Ja selbst in dem reizenden Eutin sehnte er sich, ehe er die neue Schule nach seinem Sinne gebildet hatte, noch oft nach dem lieben Otterndorf zurück, wo er dankbarer gearbeitet zu haben glaubte. Das akademische Leben sprach ihn besonders deshalb weniger an, weil unter den Professoren, namentlich denjenigen, die einer Wissenschaft obliegen, Neid und Cabale so häufig ihr Spiel treiben. Auch war er der Meinung, daß der akademische Unterricht, wenn er fruchtbringender werden sollte, sich mehr dem Schulunterrichte verähnlichen müsse.

Überzeugt, daß es zur Glückseligkeit des Lebens beitrage, einen Theil des Tages sich einem bestimmten Amtsgeschäfte zu widmen, wenn man auch sonst auf eine nüzliche Art zu arbeiten, und sich und die Seinigen zu erhalten wisse, weihete er mit Lust und Liebe einige Stunden dem Schulunterrichte. Er betrachtete seine Schüler als jüngere Freunde, mit welchen er sich auf das Liebreichste über alles zu besprechen pflegte, was ihm grade am meisten am Herzen lag, größtentheils freilich über gelehrte Gegenstände, aber zuweilen

auch über anderes, was für die Menschheit großes Interesse hatte. Wer Voß persönlich gekannt hat, weiß, daß er in der Arbeit, die er eben unter den Händen hatte, lebte und webte, und daß es ihm Bedürfnis war, mit aller ihm eigenen Lebendigkeit sich über eine neue Entdeckung auszusprechen, oder über eine Schwierigkeit, die er besiegt hatte, oder noch zu besiegen übrig fand. Das Erste daher, womit er den Unterricht eröfnete, pflegte dasjenige zu betreffen, was den Tag vorher bei seinen Nachforschungen bald ihm klarer geworden, bald noch dunkel geblieben, bald schon für ein größeres Publikum reif geworden war. Er las seinen Schülern nicht vor, was er gearbeitet hatte, aber er verhandelte alles mit ihnen, und wünschte, daß, was er wüßte, auch sie wissen, was er gelernt, auch sie lernen möchten. Zwar wurden dann nicht immer die Lektionen getrieben, die in unsrer Schultabelle verzeichnet standen; aber wir entsagten diesen gerne, wenn wir nur seinen geistvollen Vortrag anhören konnten. Er sah es gerne, wenn man ihm Einwürfe machte, und den verhandelten Gegenstand mit ihm erörterte; denn dies gab ihm Gelegenheit, seine Meinungen deutlicher zu entwickeln, und selber sorgfältiger zu prüfen.

So gemütlich Voß sich unter seinen jungen Freunden fühlte, so machten der kräftige Eifer und die angestrengte Thätigkeit, mit welcher er unterrichtete, bei so vielen noch hinzukommenden literarischen Arbeiten, es ihm doch fast unmöglich, die sechs täglichen Lehr-

stunden regelmäßig abzuwarten. Denn von der sechsten Stunde des Morgens bis zur achten des Abends pflegte er, wenn ihn nicht Besuche störten, fast ununterbrochen zu arbeiten. Hiezu kam noch eine große Reizbarkeit des Nervensystems, die ihm besonders in früheren Jahren eigen war. War Vormittags, etwa durch einen wurmstichigen Lehrling aus der Fremde, eine Verdrießlichkeit vorgefallen, so vermochte er es selten, des wüsten Kopfes wegen, am Nachmittage zu unterrichten. Das Ausfallen einiger Lehrstunden hatte indessen für die Schüler, so ungerne sie derselben entbehrten, weniger Nachtheiliges, da sie mit großer Liebe für die alte Literatur erfüllt, und zum häuslichen Fleiße gewöhnt, für sich lasen, was sie nach seiner Erklärung sich nicht aneignen konnten. Als ihm aber, nachdem er sieben bis acht Jahre der Schule allein vorgestanden, für die leichteren Gegenstände des Unterrichts ein Gehülfe bewilligt wurde, und er den seinigen auf drei Morgenstunden einschränken konnte, ertheilte er diesen mit vieler Treue und Freudigkeit, und nur wenn er erkrankte, oder Besuche ihn störten, oder er längere Reisen zur Erholung und Stärkung seiner Gesundheit nothwendig fand, pflegte er dem Gehülfen alle Geschäfte des Unterrichts zu übertragen.

Wie hohe Begriffe Voß von den Pflichten eines Schulmannes hatte, und wie viele Anstrengung ihm die treue Erfüllung derselben zu erfordern schien, leuchtet auch daraus hervor, daß er schon in einem Alter

von dreißig Jahren öfter in der Schule äußerte, länger als bis zum funfzigsten müsse kein öffentlicher Lehrer sein Amt verwalten. Denn wenn die Sinne stumpfer würden, das Gedächtnis abnähme und die Munterkeit des Geistes sich verliere, müsse die Schule zu sehr leiden, wozu sich durch ein lange fortgesetztes Schulmeistern leicht noch pedantische Gewohnheiten gesellten, von denen selbst der jugendliche Lehrer im einförmigen Kreise täglich wiederkehrender Geschäfte sich kaum frei erhalten könne. Diesem so früh schon geäußerten Grundsaze getreu, legte er auch bald nach dem funfzigsten Jahre sein Schulamt nieder, wiewohl er in der lezten Zeit den eigenen Unterricht auf zwei Stunden des Tags beschränkt hatte; und schwerlich würde er ein so hohes Alter bei ungeschwächter Geisteskraft erreicht haben, wenn er nicht zu rechter Zeit der Schule entsagt hätte. Nichts aber schien ihm ungerechter, als wenn der Staat bejahrte Schulmänner ohne Erleichterung bis zum lezten Lebenshauche fortarbeiten lasse, um einige Thaler zu ersparen, womit er bei anderen minder bejahrten und minder verdienten Civilbeamten nichts weniger als karge.

Daß nun ein einziger Mann alle Wissenschaften in sich vereinige, und in Sprach- und Sachkenntnissen gleich bewandert sei, kann ohne Unbilligkeit kaum verlangt werden. In Rücksicht der Sachkenntnisse machte Voß wenig Ansprüche, und großentheils sind sie auch von solcher Beschaffenheit, daß der Schüler sich darin

eine größere Vollkommenheit verschaffen kann, als die Schule ihm zu geben vermag, wenn nicht wichtigeres vernachlässigt werden soll, nämlich die Sprachwissenschaften, durch welche man alles, selbst die Sachkenntnisse, mit Leichtigkeit, und ohne welche man fast keine der höheren Wissenschaften einigermaßen gründlich erlernen wird.

Den Unterricht in der Logik gab er bald gänzlich auf, weil er sich von demselben für die Schule keinen großen Nuzen versprach, wenigstens nach der Art, wie er dort gegeben werden kann und wird. Denn selten seien Schulmänner spekulative Filosofen, und wären sie es, woher sollten sie die Zeit erübrigen, um diesen Stof mit einiger Vollständigkeit zu behandeln? Außerdem sei die Mehrzahl der Schüler gewöhnlich nicht reif genug zu gehöriger Auffassung dieser Wissenschaft, und pflege sich deshalb bei dem Vortrage derselben nur zu langweilen. Übrigens liebte er vorzüglich die Vernunftlehre von Hermann Samuel Reimarus und empfahl gerne auch in der spätesten Zeit deren praktische Anwendbarkeit.

Auch Naturgeschichte, Naturlehre und Mathematik waren keine Gegenstände seines Schulunterrichtes. Dies war allerdings ein Mangel; denn kommen auch die Naturwissenschaften auf einer Gelehrtenschule weniger in Betracht, so ist doch die Vernachlässigung der Mathematik keinesweges wünschenswerth. Auch erkannte Voß die Wichtigkeit dieser Wissenschaft sehr

wohl, und bedauerte, daß er derselben zu wenig gewachsen sei, um darin einen genügenden Unterricht ertheilen zu können. Einen Theil desselben übernahm in der Folge der Hofrath Hellwag, ein in der Mathematik und Naturkunde vorzüglich bewanderter Mann, bis endlich durch Bredow im Jahre 1796 auch diesem Mangel abgeholfen wurde.

Den Unterricht in der Religion, wiewohl eine Stunde wöchentlich dafür bestimmt war, gab er weniger in derselben, als beiläufig bei der Erklärung der Alten. Seine Meinung war, daß Theologie überhaupt nicht für die Schule sich eigne; daß aber eine Kenntnis der einfachen Wahrheiten der Religion bei jedem nicht verwahrlosten Jünglinge vorausgesezt werden könne. Von eigentlichen Religionsstunden versprach er sich wenig Gewinn für die Religiosität der Schüler. Dagegen benuzte er jede sich darbietende Gelegenheit, unser religiöses Gefühl zu wecken, und gewiß werden alle seine Schüler anerkennen, wie viel sie ihm auch durch diesen Unterricht verdanken. Es war äußerst interessant, ihn über Gegenstände der Religion und Theologie reden zu hören. Alles, was er hierüber äußerte, empfahl sich durch große Klarheit und gesunde Vernunft. Er machte uns freilich auf manche schwache Seite unsres Kirchensystems aufmerksam; aber er ermahnte uns zugleich zu großer Vorsicht bei künftigen öffentlichen Vorträgen in der Bestreitung solcher Lehrsäze, die zu dem Kirchenglauben gehörten, und die unbedachtsa-

men Neuerer, die durch unverständigen Eifer für die Wahrheit derselben mehr schaden, als nüzen, waren ihm eben so zuwider, als die blinden Eiferer für das Alte. Beide, meinte er, stifteten ungefähr gleiches Unheil in der Welt. Nichts empfahl er uns inniger, als Duldsamkeit in Religionsmeinungen, denn da wir von Gott und göttlichen Dingen so äußerst wenig mit Gewißheit einzusehen vermöchten, könne nur Verblendung oder Lieblosigkeit Andere wegen abweichender Ansichten in der Religion verurtheilen. Eine völlige Glaubensvereinigung für Alle zu verlangen, schien ihm daher etwas Widersinniges, der Gedanke an eine alleinseligmachende Kirche ein wahrhaft grauenvoller, und der römisch-katholische Kirchenglaube ein verabscheuungswürdiger, weil er sich den ausschließlichen Besiz der Wahrheit zueigne, und gegen alle übrigen Religionssysteme einen offenen Krieg erklärt habe. Jeder andere Glaube, der die Sittlichkeit nicht gefährde und Andere in dem ruhigen Besiz ihrer Überzeugungen lasse, habe auf Duldung gerechte Ansprüche; aber dieser Glaube, der Feindschaft und Verfolgung predige, müsse, wo möglich, ausgerottet werden; denn die Unduldsamkeit zu dulden, enthalte einen Widerspruch. Dieselben Grundsäze, welche er in den Schriften gegen Stolberg so kräftig ausgesprochen hat, hörten wir schon vor länger als vierzig Jahren mit eben der Stärke und Lebendigkeit aus seinem Munde: ein Beweis, daß sie aus seiner tiefsten Überzeugung hervorgegangen sind,

und daß äußere Verhältnisse oder erlittene Kränkungen, wie Manche geglaubt, den Ton derselben nicht geschärft haben. — Übrigens drang er, so oft er über theologische Gegenstände sprach, immer auf vielseitige Prüfung. Alles, was die Beleuchtung der Vernunft nicht ertragen könne, sei an sich schon verdächtig, und ein Religionsglaube, welcher die Vernunft nicht als Richterin über Offenbarung selbst anerkenne, oder gar einen Glauben fordere, der deutlich erkannten Vernunftgründen widerspreche, scheine ihm durchaus verwerflich. Denn der Vernunft, als einer Gottesgabe, könne sich der Mensch eher und sicherer bewußt werden, als einer Offenbarung, und Verläugnung der Vernunft in Sachen der Religion müsse zur Lieblosigkeit und Gotteslästerung, zum Aberglauben und zum geisterfesselnden Pfaffenthum führen. Den Unterricht der Religion in eigenen Stunden übertrug er in der Folge seinem Gehülfen; aber gewiß hat er auch von dieser Zeit nicht aufgehört, seine Religionsüberzeugungen, so oft sich ihm eine passende Gelegenheit dazu darbot, gegen seine Schüler auszusprechen.

Geschichte pflegte Voß mit sehr beschränktem Gebrauche von Schröckh's Lehrbuch nach einer Tabelle zu lehren, sich begnügend, nur eine allgemeine Übersicht der Weltbegebenheiten den Schülern mitzutheilen. Ausfüllen, meinte er, könne jeder in der Folge das Fachwerk selber, wenn er sich die Jahreszahlen der merkwürdigsten Begebenheiten und ihre Reihenfolge ge-

merkt habe. Die neuere Geschichte liebte er weniger, weil sie ihm mehr eine Geschichte der Regierenden, als der Völker und Menschen zu sein schien, und unter den Herschern selbst so wenige vorragten, bei denen Geist und Herz mit Wohlgefallen verweilen könne. Desto erfreulicher war ihm die alte Geschichte, die wir aber mehr aus den Quellen erlernten. Den Geschichtsunterricht behielt er sich selber vor, so lange ich sein Gehülfe war (von 1790 bis 1795); später übertrug er denselben meinem Nachfolger Bredow.

Neuere Geografie lehrte er nach Volz, und achtete ernstlich darauf, daß die Lage der Länder, Flüsse, Berge und Städte dem Gedächtnisse eingeprägt wurden. Bei den Städten pflegte er auf bedeutende Männer neuerer und älterer Zeit aufmerksam zu machen, die dort geboren waren oder gelebt hatten. Aber dieser Unterricht befriedigte ihn wenig, und er entsagte demselben, sobald es ihm vergönnt war.

Alte Geografie, so emsig er das Studium derselben betrieb, lehrte er nur bei der Erklärung der Alten, oder auch wol vor dem Anfang der Lektionen, wenn er sich grade mit einer geografischen Untersuchung beschäftigte. Bei diesem Unterrichte bezweckte er weniger, unsre Kenntnisse von der Chorografie zu erweitern, die sich jeder leicht selber erwerben könne, als uns eine Übersicht von den Vorstellungen der Alten in den verschiedenen Zeitaltern von dem Weltgebäude überhaupt und von der Erde insbesondere zu geben, von welchen

ärmlichen Begriffen ausgehend sie allmählig zu einer umfassenderen Kenntnis gelangt wären. Zur Veranschaulichung pflegte er uns Erdkarten nach den verschiedenen Perioden vorzuzeichnen, und sie umständlich zu erläutern. Da ihn bei seinen geografischen Untersuchungen keiner seiner Vorgänger befriedigte; so verweilte er mit großer Vorliebe bei diesem Unterrichte, und wurde von seinen Schülern mit großem Interesse angehört, die, was er später dem Publikum mittheilte, schon hier kennen lernten.

In den leztern Jahren seines Schullebens beschränkte er den eigenen Unterricht auf die Erklärung der alten Klassiker und auf die neueren Sprachen. Und bei diesem Geschäfte zeigte sich Voß, der selber durch die Musterwerke der Griechen und Römer gebildet und ganz von ihrem Geiste durchdrungen war, unstreitig im höchsten Glanze. Mögen andere Schulmänner als Grammatiker, Kritiker, Ästhetiker oder Historiker mehr geleistet haben, so wird man doch selten solche finden, welche so gleichförmig die zur Erklärung der Alten erforderlichen Kenntnisse umfaßten, und besser geeignet waren, in ihren Geist einzuführen.

Reich war erstlich sein Unterricht an feinen grammatischen Bemerkungen sowohl über die lateinische und griechische, als die deutsche Sprache. Welch eine Fülle von solchen Bemerkungen Voß besaß, zeigen seine Commentare und die einzelnen grammatischen Abhandlungen, die er herausgegeben. Aber er hat sich in die-

sen keineswegs erschöpft, und es verging fast keine Stunde, in welcher er nicht Gelegenheit fand, auch die grammatischen Kenntnisse seiner Schüler zu erweitern. Ein oft von ihm geäußerter Grundsaz war, daß man bei der Erklärung der Alten nichts für geringfügig halten müsse. Wer die einzelnen Wörter nicht nach ihren Grundbedeutungen nebst den zahlreichen abgeleiteten filosofisch erfaßt hätte, könne unmöglich in den wahren Sinn und Geist der Alten eindringen. Oft machte er uns auch auf die Verwandtschaft aller Sprachen unter einander aufmerksam, und auf die gemeinsamen Wurzeln, aus welchen die Wörter in den verschiedenen Sprachen ihren Ursprung ableiteten. Bei dieser Aufsuchung der ersten Grundbegriffe zeigte er einen ungemeinen Scharfsinn und die feinste Combinationsgabe.

So wie er Grammatik und Wortbedeutung sorgfältig beachtete, war ihm auch die Kritik nicht gleichgültig. Bei vielen Stellen, wo frühere Erklärer nicht angestoßen waren, wußte er das Fehlerhafte in der Lesart zu entdecken, und er ruhte nicht eher, bis er die Verbesserung gefunden hatte, welche ihm die Schwierigkeit zu heben und der Sinn zu erfordern schien. Viele Emendationen machte er in den Lehrstunden selbst, sowohl im Livius, Tacitus, Horaz, Virgil, Tibull, Terenz, Plautus und Cicero, wo ihn Ernesti oft nicht befriedigte, als im Homer, der ihm am wenigsten verdorben schien, und nicht selten gegen die Schneide-

kritik in Schuz genommen ward, Theokrit, den Tragikern, Pindar und anderen Dichtern und Prosaikern. Ehe er einen Versuch zur Änderung wagte, suchte er erst auszumitteln, welche Worte gesund wären, und in welchen der Fehler versteckt liegen müsse. Der Aufenthalt im Lesen, der dadurch entstand, schien ihm reichlich dadurch aufgewogen, daß er die Schüler zum Nachdenken gewöhnte und ihren Scharfsinn übte. Er wußte die Aufmerksamkeit immer in Spannung zu erhalten, uns ermunternd, ihn in seinen Forschungen zu unterstüzen. Geäußerte Vermuthungen zur Herstellung einer richtigen Lesart wurden mit Liebe und Nachsicht aufgenommen, und Einwendungen gegen die seinigen waren ihm immer willkommen, und gaben zu vielseitiger Prüfung Anlaß. Denn weit entfernt von der Pedanterie so manches Lehrers, die nicht den geringsten Widerspruch ertragen kann, forderte er seine Schüler vielmehr selbst zur Beurtheilung oder zu Vorschlägen auf, sie dann gewöhnlich seine Kinderchen nennend, und änderte gern, wenn sie ihn überzeugten, daß er das Richtige nicht gefunden. Es ist unglaublich, wie sehr er durch diese Anspruchlosigkeit und Verleugnung alles erborgten Schimmers in unsrer Achtung und Liebe gewann. — Neuere Kritiker genügten ihm weniger; aber große Hochachtung hegte er gegen die Kritiker des sechzehnten Jahrhunderts und gegen einige der späteren Zeit, wie z. B. gegen Lambin, Manutius, Muret, Torrentius, J. F. Gronov, Lipsius, deren Scharf-

sinn, wenn man ihrer Meinung auch nicht beitreten könne, Bewunderung verdiene. Wenn er eine Emendation für vorzüglich gelungen hielt, so pflegte er uns wol eine sorgfältige deutsche Übersezung der verbesserten Stelle zu diktiren, damit wir sie ganz verstehen und uns zueignen möchten.

Aber Voß beschränkte sich nicht auf Grammatik, Worterklärung und Kritik; er misbilligte vielmehr dieses Verfahren mit vielem Ernste. Form und Sache galten ihm etwas mehr, als die bloßen Worte. Keine Schönheit des Ausdrucks oder des Gedankens entging ihm bei der Erklärung der Alten, es mochten Dichter oder Prosaiker sein, und nie unterließ er, die Aufmerksamkeit der Schüler darauf zu richten. So wie er selbst durch das Lesen der Alten sein Gefühl verfeinert und das Herz über Gemeines erhoben hatte; so wie er selbst alles innig empfand, was die Alten schön und gut gesagt und gedacht haben: so suchte er auch seine Schüler für alle Anklänge empfänglich zu machen. Die Alten schienen ihm fast noch mehr der Darstellung, als des Gedachten wegen, Bewunderung zu verdienen, und daher mußten wir besonders von ihnen lernen, gut Gedachtes auch gut vorzutragen. Nicht zufrieden mit dem Ausrufe: wie schön! wie unvergleichlich! wußte er auch zu entwickeln, warum etwas schön gesagt sei, und zu zeigen, wie man dies auch im Deutschen nachahmen könne. Aufmerksam machte er uns auf die naturgemäße Wortstellung der

Alten, auf ihren unvergleichlichen Numerus, und wovon er abhängig ist, auf die gewählten, von gemeiner Sprechart sich entfernenden Ausdrücke und Wendungen, auf die richtige Betonung einzelner ausdrucksvoller Wörter, und auf anderes, was zur Schönheit des Vortrags gehört. Bei Dichtern machte er uns zuerst mit ihrem Versmaße vollständig bekannt, und schwerlich entging seinem feinen Ohre eine eigenthümliche Schönheit desselben. Besonders lenkte er unsre Aufmerksamkeit auf die durch Klang und Bewegung ausdrucksvollen Verse, sich gegen ihre absichtslose Entstehung nachdrücklich erklärend, und es dem Übersezer zu unerläßlicher Pflicht machend, dieselben auch nach Klang und Rhythmus wiederzugeben. Überhaupt verlangte er, daß man Dichter nicht bloß in die von ihnen gewählte Versart übertragen, sondern auch diese selbst mit allen ihren Eigenthümlichkeiten nachbilden müsse. Deshalb wollte er z. B. die Wielandsche Übersezung des Horaz, ohne ihr allen Werth abzusprechen, doch nie als eine solche gelten lassen, aus welcher man mit des Dichters Geist vertraut werden könnte. — Auch Verse, besonders Hexameter, richtig und ausdrucksvoll zu lesen, lehrte er seine Schüler, und bedauerte oft, daß selbst Männer, die auf Schulen und Akademien Dichter erklärten, hierauf so geringe Sorgfalt verwendeten. Wer einen Vers nicht zu lesen verstünde, meinte er, könne auch seine Schönheit nicht empfinden, und noch weniger richtig darüber urtheilen. Seine Schüler lernten

die Kunst des guten Vortrags unter ihrem Meister bald sich aneignen; er aber, was wirklich bewunderungswürdig ist, hatte sich dieselbe ohne Lehrer, durch eigene Aufmerksamkeit erworben. — Über deutsche Metrik und Prosodie theilte Voß seinen Schülern schon die richtigen Regeln mit, als dieser Gegenstand noch wenig behandelt war, und selbst berühmte Dichter in ihren Versen oft gegen die Geseze der Quantität und des Versbaues verstießen. Was wußte man in den Jahren, als ich die Schule besuchte, von deutscher Zeitmessung und vom deutschen Hexameter? Man pflegte die Worte nach dem Accent zu messen, oder wollte sogar griechische und römische Prosodie auf deutsche Verse angewandt wissen, und nannte Hexameter, was sechs Takte zählte, ohne andere Regeln zu ahnden.

Daß Voß in dem ausgedehnten Felde der Alterthumskunde überall bewandert war, hat er durch den Virgilischen Commentar, so wie durch viele andere gelehrte Forschungen gezeigt. Mit dem, was er selber wußte, geizte er nicht gegen seine Schüler, vielmehr machte es ihm die innigste Freude, ihnen von den reichen Schäzen seiner Kenntnisse mitzutheilen. Mit den holländischen Erklärern war er bloß deshalb unzufrieden, weil sie, unbekümmert um die Aufklärung der Sachen, fast nie über die Worte hinausgehen. Voß hingegen begnügte sich nie mit einem halben Verständnisse; er wollte, was er mit seinen Schülern las, ganz erfassen, und auch von seinen Schülern deutlich ver-

standen wissen. Wo Andere keine Schwierigkeiten gefunden hatten, entdeckte er sie nicht selten, und sein ungemeiner Scharfsinn ließ ihn bald das nöthige Licht aufspüren Sogar solche Gegenstände, die er sonst weniger behandelte, wie z. B. mathematische, konnte er sich doch so weit aufklären, um sie auch den Schülern deutlich zu machen. Dieselben Grundsäze, die er später bei seinen Forschungen in der Mythologie, alten Geografie und den ältesten griechischen Sagengeschichten befolgte, waren schon damals die Leitsterne, die ihm die zu verfolgende Bahn zeigten. Wo er keine hinlängliche Auskunft zu geben wußte, welches nur selten der Fall war, gestand er es aufrichtig; denn jeden erborgten Schimmer verachtete der edle Mann, und erschien uns dadurch nur um so achtungswürdiger. Auch widerrief und berichtigte er ohne Rückhalt, was er früher gelehrt, wenn er sich geirrt und zu besserer Einsicht gekommen zu sein glaubte.

Die vielen Rücksichten, welche Voß bei der Erklärung der Alten nöthig achtete, gestatteten ihm freilich nicht, in einer Stunde große Abschnitte zu beendigen; aber demungeachtet ging er doch nicht den Schneckengang, in welchem sich jezt so mancher Lehrer gefällt. Indem er Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden wußte, unnöthige Wiederholungen unterließ, auch nicht grade bei jeder Gelegenheit alle Quellen seiner Wissenschaft eröfnete, konnte im Laufe eines Jahrs ziemlich Bedeutendes vollendet werden.

Ohne sich an regelmäßige Stunden zu binden, pflegte er, wenn er viel zu erklären fand, oder über eine Lieblingsmaterie zu reden veranlaßt wurde, einen Theil der nächsten Stunde wol zu Hülfe zu nehmen, wobei wir nur gewinnen konnten. Eine kurze Pause im Unterrichte machte er um 11 Uhr, ohne die Schule zu verlassen, die von seiner Wohnung ziemlich entfernt lag. Sonst unterrichtete er in ununterbrochener Folge, was er freilich auf die Dauer nicht auszuhalten vermochte, und ihn endlich nach einem Gehülfen sich umzusehen nöthigte.

Überzeugt, daß es kein besseres Mittel gäbe, alle Geisteskräfte auszubilden, und das Herz für menschenwürdige Gefühle und Gesinnungen empfänglich zu machen, als die Erlernung der alten Sprachen, machte er die klassische Literatur zur Hauptsache seines Unterrichts. Wir lasen in der Zeit, als ich sein Schüler war, im Griechischen Homer, Theokrit, einen oder den anderen Tragiker, besonders Stücke des Äschylos und Sofokles (denn den Euripides liebte er weniger), Pindar, Lucian, Xenofon; im Lateinischen Virgil, Horaz, Tibull, Ovid, Terenz, Plautus, Cicero, sowohl dessen Reden, als rhetorische und filosofische Schriften, Livius und Tacitus, freilich nicht alle auf eiumal, aber viele auch gleichzeitig. Homer, einer der Tragiker, ein prosaischer Schriftsteller im Griechischen, Virgil, Horaz, Livius und Cicero im Lateinischen, waren stehende Lectionen; andere Schriftsteller wechselten, je nachdem

die Schüler bald mit diesem, bald mit jenem näher bekannt zu werden wünschten.

Voß theilte nicht die Meinung, nach welcher man nur wenige alte Schriftsteller gleichzeitig, diese aber in mehreren wöchentlichen Stunden, von Anfang bis zu Ende lesen müsse, eine Meinung, die sich jezt, ich weiß nicht mit welchem Rechte, in unsern Schulen (aber zum Theil ohne Berathung mit ihren Lehrern) geltend zu machen gewußt hat. Wer überhaupt für die Studien geeignet wäre, glaubte er, könne ohne den mindesten Nachtheil viele Sprachen mit einmal anfangen; auch sei es unnöthig, jedes Werk ganz zu lesen; denn habe der Schüler sich erst mit dem Sprachgebrauch und dem Geiste eines Schriftstellers bekannt gemacht, so dürfe man das Weitere wol seinem Privatfleiße überlassen. Seine Schüler haben von dieser Methode die gefürchteten üblen Wirkungen nicht verspürt. Sie lernten gleichzeitig das Hebräische, Griechische, Lateinische, und von den neueren Sprachen das Französische, Englische, Italienische, und nach meiner Zeit auch das Spanische, ohne daß ihnen die Erlernung einer dieser Sprachen erschwert, oder eine Verwirrung der Begriffe entstanden wäre. Es ging alles ganz vortrefflich, und unvermerkt hatten wir es, ohne alle Nebenhülfe, selbst in den neueren Sprachen, so weit gebracht, daß wir ohne große Schwierigkeit jeden Schriftsteller uns verständlich machen konnten. Wir trieben alles mit Lust und Eifer, verschaften uns durch

die Bekanntschaft mit mehreren Schriftstellern eine vielseitigere Bildung, und gewöhnten uns zu anhaltendem Fleiße, während die jezt vorgeschriebene Methode den Schüler nicht genug zu beschäftigen scheint, und zu befürchten steht, daß, wenn er sich auf die Schularbeiten einschränkt, und nicht durch häuslichen Fleiß das Fehlende ergänzt, er es in filologischen Kenntnissen nicht weit bringen werde.

Es sind aus Voßens Schule tüchtige Gelehrte und Filologen hervorgegangen; Andere, die sich geistlichen und bürgerlichen Ämtern widmeten, haben sich durch mannigfaltigere Kenntnisse und vielseitigere Bildung ausgezeichnet, und fast Alle, die ich näher gekannt, haben eine entschiedene Vorliebe für die alte Literatur auch in den späteren Jahren behalten.

Für Rhetorik war anfangs wöchentlich eine Stunde bestimmt; sie fiel aber bald aus, da nach Voßens Ansicht wenig durch diesen Unterricht gewonnen ward. Die Regeln des deutschen Stils erlernten wir theils durch gelegentliche Bemerkungen, wodurch sie sich um so tiefer einprägten, theils durch sorgfältige Übersezungen aus den Alten, wobei er uns auf den Reichthum und die große Bildsamkeit unsrer Sprache aufmerksam machte. Den eigenen deutschen Ausarbeitungen war er nicht hold. Die meisten, meinte er, gewöhnten sich dadurch, viel Worte über Nichts zu machen, und wenn sie ohne Vorbild arbeiteten, lernten sie sich nie über die gemeine Sprachweise erheben. Habe man sich erst

Sachkenntnisse erworben, und zuvor durch Nachbildung der Alten Gefühl und Geschmack geläutert, so werde man künftig auch Selbstgedachtes auf eine angemessene und edle Art vorzutragen im Stande sein. Solche Redeübungen daher, wie sie gewöhnlich in Schulen angestellt werden, kannten wir nicht, zumal da die prekären Vortheile derselben die damit verbundenen Nachtheile ihm keinesweges aufzuwägen schienen. Deklamirübungen aber und Stärkung des Gedächtnisses durch Auswendiglernen wurden nicht vernachlässigt. Er ließ zuweilen klassische deutsche Schriften vorlesen, und hielt strenge auf richtige Betonung, selbst mit seinem Beispiele vorangehend. Nicht weniger achtete er bei dem Lesen der Alten auf angemessenen Ausdruck, und es giebt wol nicht leicht eine Schule, in welcher die Schüler sich im guten Vortrage eine solche Fertigkeit erwarben, als in der seinigen. Auswendig lernen ließ er uns gewöhnlich Lateinisches, aus Horaz, Terenz oder Cicero, theils um das Gedächtnis zu üben, theils um unser Gefühl für Latinität und einen guten Stil zu bilden.

Das Lateinsprechen liebte Voß überhaupt nicht, noch weniger in der Schule, weil dadurch der Sinn für gute Latinität leicht verloren gehe. Der schlechte lateinische Stil so vieler akademischen Gelehrten rühre namentlich daher, daß sie so oft lateinisch zu sprechen genöthigt wären. Selbst gut lateinisch zu schreiben, sei äußerst schwierig, und habe nur Männern früherer

Zeiten gelingen können, die bei der geringen Ausbildung ihrer Landessprache, die lateinische gleichsam als ihre Muttersprache betrachtet hätten, worin sie sich auch beständig mit anderen Gelehrten unterhalten. Jeder könne nur in der Sprache denken, in welcher ihm von Kindheit an die Gegenstände bezeichnet und die Begriffe entwickelt worden, und verstehe etwas in einer anderen Sprache Vorgetragenes nicht eher vollständig, bis er die entsprechende Bezeichnung in der seinigen gefunden habe. Bei dem so verschiedenen Bildungsgange der alten Sprachen aber könne man nur durch anhaltendes Nachdenken das in der Muttersprache Gedachte in die den Alten eigenthümliche Redeweise übertragen. Was man Fertigkeit des Lateinsprechens zu nennen beliebe, bestehe nur in der Geläufigkeit, deutsch Gedachtes durch lateinische Wörter und Redensarten auszudrücken. Aber wenn diese auch wirklich lateinisch klängen, so kämen sie bei den Lateinern doch größtentheils in ganz anderer Bedeutung, Ordnung und Verbindung vor, und ein Cicero würde von den Disputationen unsrer Gelehrten gar wenig verstehen, zumal da sie das Latein aller Zeitalter, so wie es dem Gedächtnisse sich darböte, durch einander zu mischen pflegten. — Die Geschicklichkeit des Lateinschreibens dagegen müsse jeder Gelehrte sich zu erwerben suchen, weil das Latein nun einmal die Sprache der Gelehrten geworden sei, und man dadurch genöthigt werde, tiefer in die Regeln und in den Genius der lateinischen Sprache einzudringen.

Doch erfordere die Sache große Aufmerksamkeit und Anstrengung, wenn man es zu einiger Vollkommenheit bringen wolle. Er pflegte deshalb die einzelnen Verstöße gegen die Latinität, die selbst den größten Latinisten entschlüpft wären, mit vieler Schonung zu beurtheilen, wenn er sie sonst von dem ächten Geiste der lateinischen Sprache durchweht glaubte. Er gestand seinen Schülern aufrichtig, daß ihm das wenige Latein, das er geschrieben, schwer geworden sei, und daß er zu diesem Zwecke viel im Gesnerschen Thesaurus umhergeblättert habe, nicht aus Verlegenheit um lateinische Wörter und Redensarten, sondern um sich zu überzeugen, ob die von ihm gebrauchten auch wirklich bei guten Lateinern in solcher Bedeutung und Verbindung vorkämen. Nicht weniger habe er einen guten Numerus beachtet, wovon die meisten Neulateiner so gut wie nichts verständen; aber bei aller angewandten Mühe habe er sich selbst kaum zu befriedigen vermocht.

Um seine Schüler auf das Lateinschreiben vorzubereiten, ließ er sie theils Lateinisches auswendig lernen, theils etwas Deutsches wöchentlich zu Hause ins Lateinische übertragen. Nachdem er die Verstöße gegen Sprache und Grammatik verbessert hatte, diktirte er, ehe er ein neues Pensum aufgab, das bessere Latein, um durch die Vergleichung unsern Sinn für Latinität zu schärfen. Zu diesen wöchentlichen Exercitien benuzte er das erste Buch der institutio oratoria des Quintilian, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil Quintilian

damals selten in den Händen der Schüler zu sein pflegte. Das Latein eines Neueren oder sein eigenes mochte er den Schülern nicht zum Vorbilde aufstellen. Um ihnen auch Geläufigkeit im leichteren Stile zu verschaffen, ließ er sie sogenannte Extemporalia nach Lactanz und Frontin machen. Im Ganzen überließ er vielleicht bei der Erlernung des Lateinschreibens zu viel dem eigenen Fleiße der Schüler. Freilich ermahnte er wol nachdrücklich zu häuslichen Übungen, und ermunterte uns besonders, aus dem Lateinischen Übersetztes nach einiger Zeit wieder in dasselbe zu übertragen, und durch Vergleichung mit der Urschrift die Fehler selbst aufzufinden. Aber diese Ermahnungen wurden wol nicht immer befolgt, und solche Übungen können auch nur unter Anleitung eines tüchtigen Lehrers recht fruchtbar werden. Bei seinen vielen Geschäften konnte sich Voß dazu nicht hergeben, und wenn in Hinsicht des Lateinschreibens in seiner Schule nicht genug geschah, so lag die Schuld weniger an ihm, als an der Einrichtung der Schule selbst, die zu meiner Zeit Einem Manne mehr aufbürdete, als seine Kräfte zu tragen gestatteten.

Auch deutsche Verse ließ Voß seine Schüler verfertigen, um sie desto bekannter mit den Versmaßen der Alten zu machen, und ihnen eine richtige Einsicht für die Beurtheilung derselben zu verschaffen. Da die Dichter das Versmaß dem jedesmaligen Inhalt angepaßt, und nach bestimmten Regeln einer fleißig eingeübten Kunst auf das Mannigfaltigste ausgebildet hät-

ten, so könne man ohne genaue Kenntnis derselben in ihre Empfindungen nicht eindringen, und ihre Verdienste nicht gehörig würdigen. Unter allen Versarten hielt er den Hexameter für die vollkommenste, weil er die meiste Mannigfaltigkeit gestatte, und sich für den Ausdruck aller Empfindungen eigene. Daß die deutsche Sprache unter allen neueren es allein vermöge, diese Versart beinahe in der Vollkommenheit der Alten nachzubilden, schien ihm den Vorzug derselben vor allen neueren mit zu beweisen. Keine Versart aber habe auch so große Schwierigkeiten. Mit ihren Regeln daher machte er uns besonders vertraut, ohne die anderen Versarten bei Horaz und den Dramatikern zu vernachlässigen, und überzeugte sich dann durch praktische Anwendung derselben, wie weit wir seinen Unterricht gefaßt hätten. Diese Übung, die in andern Schulen, weil sie nicht eben zum Broterwerb förderlich ist, leicht etwas Widerwärtiges hat, war unter seiner Anleitung eine erfreuliche Beschäftigung; denn er wußte durch die eigene kräftige Theilnahme alles, was er trieb, auch zu beleben.

Im Hebräischen begnügte sich Voß, den Schülern die grammatischen Formen und Regeln einzuüben. Er beobachtete dabei die Methode, nach welcher er selbst die hebräische Sprache erlernt hatte. Bei der Analyse ließ er die Regeln, wie sie in J. H. Michaelis Grammatik stehen, hersagen, und dies lernten wir bald mit großer Fertigkeit. Zu meiner Zeit las

er bloß die Bücher Mosis, nicht die Psalmen; doch konnte es demjenigen, der mit hinlänglichen Hülfsmitteln versehen war, nicht schwer werden, diese für sich zu lesen, weil er in den grammatischen Formen einen guten Grund gelegt hatte. Da die Neigung Voß anderen Studien zuwandte, ermunterte er diejenigen, welche sich weiter vervollkommnen wollten, bei Anderen Hülfe zu suchen, wozu es auch nicht an Gelegenheit fehlte. Dieser Unterricht könnte seiner Natur nach etwas trocken scheinen; aber wenn wir auch nicht eben tief in das Wesen der hebräischen Sprache eindrangen, die Voß überhaupt ohne Bekanntschaft mit den verwandten orientalischen Sprachen von geringerem Nuzen achtete; so gewann er dadurch ein hohes Interesse für uns, daß die Bücher Mosis, und besonders die Genesis, unsrem Lehrer Gelegenheit gaben, unsre Vorstellungen über viele Gegenstände zu berichtigen. Manche Dinge lernten wir aus anderen Gesichtspunkten ansehen, und manche uns anhaftende Vorurtheile verschwanden, als Voß uns tiefer in das Innere der alten Welt blicken ließ.

Da Voß sich der Sachen, die er vortragen wollte, ganz bemächtigt hatte, konnte es ihm auch nicht schwer fallen, sich Anderen auf das deutlichste mitzutheilen. Er selbst machte zuweilen die Bemerkung, daß, wer sich verwirrt ausdrücke, gewöhnlich von seinem Gegenstande keine reine Vorstellung habe; das klar Gedachte müsse man auch klar entwickeln können.

Man hat freilich über schwere Verständlichkeit des Voßischen Stils geklagt, und allerdings wollen seine Schriften nicht flüchtig, sondern oft wiederholt und mit Bedacht gelesen sein, ehe man ihren Sinn ganz erfaßt. Aber dieses kommt weder von dem Mangel logischer Ordnung, noch von Verworrenheit der Begriffe, sondern von dem überall sichtbaren Streben, sich von der gemeinen Sprache zu entfernen, und viele Gedanken in wenige Worte zusammenzudrängen. Eine solche schwerere Verständlichkeit hat er nach den Vorbildern, denen er nachstrebte, mit großem Fleiße gesucht, und sie muß als ausgezeichnete Vorzüglichkeit seiner Schreibart betrachtet werden. In der Schule schämte er sich nicht zu sprechen, wie Alle sprechen, und, der schwächeren Fassungskraft seiner Zöglinge sich fügend, jegliche Sache so umständlich auseinander zu sezen, als es das Bedürfnis erforderte.

Im hohen Grade wußte er die Aufmerksamkeit seiner Schüler zu fesseln. Dies gelang ihm sowohl durch den lebendigen Antheil, mit welchem er immer von neuem wieder die Alten las, als durch die vielen anziehenden Bemerkungen, die er aus dem Schaze der eigenen Gelehrsamkeit einstreute, und durch die Anwendung, die er von dem Gelesenen auf die Gegenwart zu machen wußte. Er ermahnte uns, in ein Tagebuch alle Bemerkungen über Sprache und Sachen sorgfältig einzutragen; und gewiß haben diejenigen, die seinen Rath treu befolgten, großen Nuzen davon ge-

habt. Wie erfreulich sein Unterricht den Schülern war, läßt sich auch daraus schließen, daß sie ihn fast nie um Aussezung einer Lehrstunde baten, und es ungerne sahen, wenn er selbst dazu genöthigt war. In seinen Stunden herschte die größte Stille. Wohl geschah es, daß er selber zuweilen herzlich lachte, und seinen Schülern zu lachen gestattete, wenn etwas Lächerliches vorkam; aber wir waren ernsthaft, wenn wir es sein sollten, und Störungen durch Plaudern und anderen Unfug waren selten, weil er die Kunst verstand, durch den Unterricht selbst die Aufmerksamkeit seiner Schüler zu fesseln.

Der Unterricht in der Eutinischen Schule war damals kein leichtes Geschäft; denn in späterer Zeit erfreut sie sich einer besseren Einrichtung. Aber da, wie wir oben gesehen, in den unteren Klassen für gelehrte Bildung nichts geschah, saßen in der ersten Klasse neben denen, die zur Akademie überzugehen gedachten, auch solche, die sich kaum der Formenlehre bemächtigt hatten. Voß wußte für beide Gattungen seiner Schüler zu sorgen, und selbst die kleineren machten unvermerkt Fortschritte, so daß sie bald mit den größeren gleichen Schritt halten konnten. Jenen fortzuhelfen gebrauchte er diese, welche mit den schwächeren das Gelesene wieder durchgehn, und sie bei den Vorbereitungen unterstüzen mußten. Daraus erwuchs für beide gleicher Nuzen. Die kleineren mußten sich auf alle Lectionen sorgfältig vorbereitet haben; waren diese aber

zu schwierig, so gab er ihnen andere ihren Kräften angemessene Arbeiten. Kurz die Sache ging, so unglaublich es anfangs schien. Es sind in seiner Schule geschickte Männer gebildet worden, die mit dem zwölften Jahre in dieselbe aufgenommen waren, und keinen anderen Unterricht erhalten hatten. Ein Beweis, wie viel ein tüchtiger, auf Methode sich verstehender Lehrer vermag.

Auch anderer Eigenschaften wegen gehörte Voß zu den vorzüglichen Schulmännern. Er hatte erstlich, wie Alle wissen, die ihn näher gekannt haben, einen sehr festen Charakter. Er wußte immer auf das Bestimmteste, was er wollte, und verharrte standhaft bei dem, was er nach reifer Überlegung einmal als wahr und recht anerkannt hatte. Diese Gleichförmigkeit, welche die Schüler Voß in seinen Urtheilen und Handlungen beobachten sahn, war Ursache, daß sie die höchste Achtung für ihn fühlten, und nichts von ihm verlangten, was sie nicht selbst für erlaubt hielten. Daneben hatte Voß in Charakter und Miene viel Ernstes, weshalb ihn Mancher für steif und trocken hielt. Auch in seiner Schule bewies er großen Ernst und große Strenge, wenn sie nöthig waren. Er sah den Schülern keine Unarten nach, strafte sie vielmehr mit unerbittlicher Schärfe, die kleineren gewöhnlich mit lachendem Mute, die größeren dagegen, selber davon sehr ergriffen. Bei aller Liebe daher, deren er genoß, war er von den Schülern, die sich eines Unrechts bewußt

waren, sehr gefürchtet. Ich erinnere mich noch lebhaft, daß er einmal einen achtzehnjährigen Primaner, der arg gefrevelt hatte, in die Mitte der Klasse zu treten befahl, und ihm vor den Augen seiner Mitschüler eine Ohrfeige gab. Welch einen Aufruhr würde es veranlassen, wenn ein Rector sich jezt ein Ähnliches gestattete! Bei uns hingegen erregte diese Art der Bestrafung nicht die geringste Unzufriedenheit, weil wir Alle überzeugt waren, daß Voß nicht in Leidenschaft, sondern nach reifer Überlegung so strafte. Wir bedauerten mehr unsern Lehrer, der zu einer solchen Strafe genöthigt war, als den Schüler, der erlitt, was er verdiente. Auch bin ich völlig überzeugt, daß, wenn Voß in unsrer Zeit, wo der Ehrtrieb bei den Jünglingen ungleich mächtiger ist, eine ähnliche Strafe ausübte, seine Schüler es nicht wagen würden, sich gegen ihn aufzulehnen, da jede Meuterei entweder ihre Entfernung oder seine Zurückziehung von der Schule zur Folge haben müßte. — Wer unter seinen Schülern aber sich frei von dieser Furcht wußte, freute sich seiner Gegenwart. Denn Voß vereinigte mit seinem Ernste auch eine ungemeine Freundlichkeit. Aus seinem seelenvollen Auge stralte der innere Friede. Wenn sich zu den ernsten Zügen seines Gesichts ein Lächeln gesellte, so entstand dadurch etwas ungemein Liebliches in seiner Miene, das ihm die Herzen Aller gewann. Nie hörte man ihn poltern, selbst wenn er Unzufriedenheit äußerte, nie verlor er die ruhige Besonnenheit, und nur in der

Miene war der Ausdruck des Schmerzes zu erkennen. Er würzte seinen Unterricht oft mit scherzhaften Erzählungen, und lachte dann eben so herzlich, wie die Schüler. Er nannte sie seine Kinder, und hatte auch wahrhaft väterliche Gesinnungen gegen sie. Wie hätte nicht alles, was er ihnen mittheilte, den tiefsten Eindruck auf sie machen sollen!

Wenige können sich einer solchen Menschenkenntnis rühmen, als Voß sie besaß. Er kannte die Charaktere seiner Schüler genau, und wußte danach auch Jeden zu behandeln, liebreich oder strenge. Waren Unordnungen vorgefallen, so entging ihm der Schuldige selten; denn er verstand es meisterhaft, den hartnäckigen Läugner durch seine Fragen in Widersprüche zu verwickeln, und so zum Geständnisse der Wahrheit zu nöthigen. Im Allgemeinen war das Betragen seiner Schüler musterhaft. So lange ich die Schule besuchte, erinnere ich mich nur eines einzigen groben Unfugs, welcher die Entfernung einiger ausgearteten Fremden zur unmittelbaren Folge hatte. Auch in den sechs Jahren, wo ich Voßens Gehülfe war, gaben uns die Schüler selten zu gegründeten Klagen Anlaß. Eine so gute Stimmung der Gemüter wußte Voß in seiner Schule zu erhalten.

Eben so sehr verdient seine parteilose Gerechtigkeit bemerkt zu werden. Alle Schüler konnten sich eine gleiche Behandlung von ihm versprechen, insofern sie derselben würdig waren. Sittliches Betragen, Auf-

merksamkeit in den Lehrstunden, häuslicher Fleiß waren die einzigen Mittel, wodurch man Eingang zu seinem Herzen fand. Bei Streitigkeiten von ihm begünstigt worden zu sein, dessen konnte sich keiner rühmen; das Recht, wie es die Untersuchung an die Hand gab, entschied allein. Auf Auszeichnungen hatten alle gleiche Ansprüche, und diese bestanden darin, daß er sich lieber mit ihnen unterhielt, ihnen Zutritt in sein Haus gestattete, und sie seines vertrauteren Umgangs würdigte.

Doch warum rede ich so lange von einzelnen Vorzügen eines Mannes, dessen ganzer Charakter und Lebenswandel seinen Schülern ein leuchtendes Musterbild sein konnte? Wer mußte sich nicht von Ehrfurcht und Liebe gegen einen Mann durchdrungen fühlen, den man immer nach gleichförmigen Grundsäzen im öffentlichen und häuslichen Leben handeln sah, der selbst die Neigung der Pflicht willig zum Opfer darbrachte? So wie sie ihn von Anfang an kennen gelernt hatten, so fanden sie ihn bis auf die lezte Zeit des Zusammenlebens mit ihm. Sie mochten ihn in der Schule oder in seinem Hause beobachten, immer zeigte er sich ihnen gleich ehrwürdig und liebenswürdig. In der Schule erblickten sie den liebreichen Vater, immer wohlwollend, offen, gerecht und freundlich, der volles Vertrauen bewies und erwartete. Im eigenen Hause sahen sie, wie arbeitsam, wie mäßig er einen Tag wie den anderen war, wie glücklich als ein wahrer Patriarch im Kreise

der Seinigen und der Freunde. Ein solches Vorbild mußte wohl heilsam auf die eigene sittliche Veredlung wirken. Wer mit Voß verkehrte, fühlte sich, ich weiß nicht wie, gehoben; man glaubte einen Mann aus der früheren bessern Welt vor sich haben. So viel wahrhaft Idealisches offenbarte sich in ihm, das man bewunderte, dem man nachzustreben sich ermuntert fühlte.

Selten ist wol ein Lehrer von seinen Schülern mehr geliebt worden, als Voß es von den seinigen wurde. Die Liebe, welche wir für ihn empfanden, war beinahe enthusiastisch. Keiner erbitterte uns mehr, als wer unsern Voß zu tadeln sich erkühnte, und mit glühendem Eifer suchten wir ihn gegen alle Verunglimpfungen zu rechtfertigen. Er selbst sagt in seiner Schrift gegen Stolberg, daß ihm nur einige Fremde Verdruß gemacht hätten, die schon mit einer Falte im Herzen gekommen wären: eine Äußerung, die ich, so weit meine Erfahrung reicht, nur unterschreiben kann. Keiner aber unter allen seinen Schülern hat eine innigere Liebe gegen Voß empfunden, als derjenige, der ihm in diesen Zeilen ein Denkmal seiner dankbaren Gefühle zu hinterlassen wünscht. Mir ist noch sehr lebhaft erinnerlich, wie mein Enthusiasmus für Voß mich bald in unangenehme Händel verwickelt hätte, als ich nur eben von der Schule in Jena angekommen war. Ein alter Bursch, mit dem ich in demselben Hause wohnte, sagte neckend zu mir: „Nun ist es Zeit, daß Sie den Rector vergessen lernen.“ Er

meinte, ich müsse, den Schulstaub abschüttelnd, mich der neuerlangten akademischen Freiheit erfreuen lernen. Ich aber auffahrend erwiederte: „Das werde ich wohl lassen; denn ich habe für meinen Rector mehr Achtung, als für alle Ihre Professoren mit einander.“ Aus dieser unbesonnenen Äußerung, die aus dem innersten Herzen kam, entspann sich ein lebhafter Wortwechsel, der, wenn jener weniger gutmütig gewesen wäre, leicht unangenehme Folgen für mich hätte haben können. Ähnliche Empfindungen der Liebe, wenn auch in minderem Grade, hegten alle besseren Zöglinge in Voßens Schule. Jeder, der einigermaßen aufstrebte, erkannte und fühlte es lebhaft, wie viel er ihm für die Veredelung des Herzens und die Aufklärung des Verstandes verdanke. Dazu kam noch, daß er seine Zöglinge ganz in das Innere seines Herzens hineinschauen ließ, und sich ihnen gab, wie er war. Er besprach sich mit ihnen, wie mit trauten Freunden, ohne sich eine wichtige Lehrermiene zu geben, sich wol vor Einem, den er vor Anderen liebte, auf eine Schulbank niedersezend. Er machte sie bekannt mit allem, was ihn selbst interessirte, mit seinen Schicksalen, mit seinen Freunden, mit seinen Erfahrungen und Kenntnissen, mit seinen Empfindungen und Hofnungen, mit den Untersuchungen, die ihn beschäftigten, kurz mit allem, was liebreich gegen einander gesinnte Menschen sich so gerne gegenseitig mittheilen. Dies bewiesene Vertrauen erweckte natürlich entsprechendes Vertrauen

in den jungen Gemütern. Während sie seine Kenntnisse bewunderten, hatten sie auch zu sich selber einiges Vertrauen, da ein Voß sie würdigte, das zu beurtheilen, was er einem größeren Publikum mitzutheilen gedachte. Man fühlte sich so wohl in seiner Nähe, und es war, als wenn ein Vater im Kreise der Familie mit den Seinigen sich über alles berieth. Das Peinliche, was in den Schulen zwischen Lehrer und Schüler so oft statt findet, war aus seiner Schule verbannt. Denn Voß konnte sich immer in seiner graden Einfachheit zeigen, und erschien so in den Augen seiner Schüler nur um so liebenswürdiger. Er glaubte sich von seinem Ansehen nichts zu vergeben, wenn er mit ihnen zuweilen auch über Dinge plauderte, die nichts Wissenschaftliches betrafen, wie über Tagesneuigkeiten und politische Begebenheiten, an welchen er und seine Schüler mit ihm immer einen sehr lebendigen Antheil nahmen. Wer Aufmerksamkeit bewies, theilnehmend anhörte, was er vortrug, und es sich anzueignen strebte, konnte sich überzeugt halten, daß er von ihm bemerkt und durch besondere Liebe ausgezeichnet würde. Von den besseren und reiferen Schülern lud er auch wol manchen an seinen Tisch, als die Söhne heranwuchsen, oder nahm ihn auf seine Spaziergänge mit. Zuweilen begleiteten ihn und seine Gattin Alle auf den Wanderungen nach dem sogenannten Prinzenholze am Kellersee, wo man Holz zusammenlas, um ein lustiges Feuer für den Theekessel anzumachen, sich

gemeinschaftlich lagerte, trank und schmauste, dann Erdbeeren oder Himbeeren pflückte, und mancherlei Kurzweil trieb. Alles dieses wirkte ungemein, ihm die Liebe seiner Schüler zu erwerben. Mit Wahrheit kann ich behaupten (und wer mit Voß im nähern Umgange oft verkehrt hat, wird mir gewiß von Herzen beistimmen), daß man mit ihm nicht zusammenleben konnte, ohne eine gewisse enthusiastische Verehrung und Liebe für ihn zu empfinden. Er hatte eine eigene Gabe, Alle, mit denen er sich besprach, durch die beinah unwiderstehliche Kraft seiner Gründe, so ungläubig man anfangs gewesen war, von seinen Meinungen zu überzeugen, und selbst in der Dialektik gewandte Männer mußten am Ende sich besiegt erkennen. Er wußte alles, was er sagte und that, zu veredeln, und man fühlte sich in seiner Nähe, der Alltagswelt entrückt, zu reineren Ansichten erhoben, und zu reineren und edleren Empfindungen gestimmt.

Ich schließe hier meine Schilderung, die, wenn auch weniger vollkommen, als der große und edele Mann sie verdient, doch mit lauterem Herzen entworfen ist, und füge nur einige Worte hinzu, die aus der Tiefe der Seele hervorgehn. Sollten auch noch so Viele, die Voß nur aus seinen Schriften kennen, seine Meinungen bestreiten, seine Verdienste verkleinern, seinen Charakter herabwürdigen: immer wird er doch bei Allen, die langen persönlichen Umgang mit ihm unterhielten, in hoher Achtung stehen, und nie werden

sie ohne die innigste Liebe an ihn denken, nie ohne Bewunderung von ihm reden können. Besonders wird er stets in den Herzen aller derjenigen fortleben, die sich seiner mündlichen Belehrungen erfreuten, und denen er durch sein Beispiel in allen Tugenden vorleuchtete. Nie werden sie es vergessen, wie viel sie ihm für Geistesbildung, für Läuterung des Gefühls und der Sinnesart verdanken. Ich aber werde die tiefempfundene mit mir beinah aufgewachsene Liebe, die ich ihm vom sechszehnten bis zum zweiundsechzigsten Jahre mit unveränderter Treue in der Seele bewahrte, mit gleicher Frische in das künftige Leben mit hinübernehmen, wo ich, nach langer schmerzlicher Trennung endlich wieder mit dem theuern Freunde vereint, von neuem durch seine Belehrungen beglückt, und durch seine Tugenden zu edleren Empfindungen erhoben zu werden hoffe.

Aus dem zweiten Bande der Antisymbolik, Seite 69.

(Zu Seite 263.)

Schriftsteller des hochgeistigen Alterthums zu verstehn, ist unerläßlich genaue Kenntnis der alten Sprachen: stetiger Fleiß nicht nur in den Fruchtfeldern feierlicher und gemeiner Rede, sondern auch im Gedörn der Wortformen, des Buchstabs, ja des Tüttels. Zur Einübung so mannigfaltiger Vorkenntnisse dienen, nachdem man den Lehrlingen Grund und Anlage gezeigt, sowohl Anstrengungen des Gedächtnisses, als lateinische und griechische Ausarbeitungen in Prosa und Vers; besonders wenn der Lehrer den Sinn für des Wortadels Abstufung, und, was noch wichtiger ist, für ruhige und leidenschaftliche Gedankenfolge, für Periodenbau, für Wohlklang und Wohlbewegung des rednerischen Vortrags und des poetischen, anzuregen und zu bilden weiß. Selbst morgenländische Sprachübungen, wenn gut geleitet und beschränkt, sind zum Behuf künftiger Bibelforscher wol nicht zu misbilligen.

Lateinsprechen und Lateinschreiben für die Welt war nothwendig, als edlere Wissenschaften aus barbarischer Nacht wieder an das Licht traten. Auch jezo dient es zu einigem Nothbehelf. Nur wähne man nicht, daß selbst der Murete neumodische Denkweisen, in altsittige Sprachformen gepaßt, ächtrömisches Latein geben *). Der geübteste Meister erringt höchstens ein noch entsprechendes, ungemeines, anmutiges, und dem Unkenner alt scheinendes Neulatein: worin man jedoch weder so klar denkt, noch so rein empfindet, als in der lebendigen und herzlichen Muttersprache.

Seit Dante und Petrarka, seit Montaigne, seit Shakspeare, seit Luther, mit alterthümlichem Geist, in der Landessprache die Ihrigen durch Red' und Gesang begeisterten, ward ein Volk nach dem anderen geweckt zu hellerem Nachdenken, zu feinerer Geistesbildung. Ja, vernehmt es, Gönner des Neulateins! Seitdem wir nicht mehr lateinisch in Theologie und Filosofie spizfindeln; seitdem, nach dem dreißigjährigen Pfaffenkriege, Leibniz das edle Deutsch dringend empfahl, und Luthers verödeten Anbau, nach dem kraftvollen Opiz, den die Unzeit störte, glücklicher die Haller und Hagedorne wieder entwilder-

---

*) Hölty traf mich einst lesend vor der Seminarstunde. „Was hast du?“ Den Cicero, um fertiger zu plaudern. „Ach, der lehrt kein modernes Plauderlatein; das lehrt Muretus.“

ten für nachfolgende Verschönerung: seitdem erst begann Deutschland mit gebildeten Ausländern den Wetteifer um Geist und Feinheit, seitdem stieg und steigt fort, den Kauzen zum Schreck, Denkfreiheit über das Edelste des Menschengeistes, und allbeglückende Aufklärung.

Aber wie mag doch ein unverdumpfter Kopf die Bedingung des alterthümlichen Geisterwerbs für die Sache selbst, das Mittel für den Zweck, ansehn? Wie mag er in dürren Sprachkenntnissen, wo man hindurch muß zum Segenslande der Verheißung, auf nothdürftigem Quellgrunde sich niederlassen mit den Seinigen? Wie mag ein Verständiger bei magerem Wortklauben und Wurzelgraben Verzicht leisten auf den jenseitigen Geisteshonig, der das Auge wacker macht? Solch ein Rundum vom Wortlernen zum Wortlehren für neue Wortlehrlinge, vom nichtigen Lateinlallen zum nichtigen, dämmerhaften Lateinverstehn: dies wäre das Endziel gelehrter Anstrengung? dies die Schule der **Humanität**, der höheren Menschenbildung?

Seid gewarnt! In dieser Art Menschenbildung war der Jesuit euer Meister. Die wahre Humanität, die dem Menschen den eingeathmeten Geist Gottes erfrischt für Göttliches, die jedem über den Pöbel emporragenden Stande Trost und Erquickung und helleren Blick in das Leben darbietet, sie, die Amme der fortstrebenden Reformation, der heiligen Sehnsucht nach der ursprünglichen Form des Christenthums: die trach-

tete der schulmeisternde Jesuit längst schon zu vergiften durch unheilsames Wortgemisch, non innoxia verba; dann sie zu ersticken im betäubenden Qualme der Scholastik, und in der Klemme vielfach einengender Lehrstoffe. Und nun habt ihr's! Seit kurzem beschleicht er die redlichen Gewalthaber mit Winken auf eure unnüze Beschäftigung, und räth, die nuzlosen Schulen der Humanität zu verwandeln in nuzbare Bürgerschulen des Broterwerbs. Ja, ja! Ägyptische Frohnknechte verlangt die Hierarchie, und, sind die Könige nicht auf der Hut, ägyptische Reichsverwalter, geweiht vom Oberpriester zu andächtigem Gehorsam.

Sachkenntnisse mit edlerem Sprachgebrauche der Poesie zu fördern, schrieb ich den Kommentar der Virgilischen Idyllen, die man damals in den Schulen wie leichtes Spielwerk behandelte. Ich schrieb deutsch für Deutsche, bemüht um körnigen und klaren Ausdruck des Gedankens und der Empfindung. Ihn zu treffen, fand ich mitunter schwer, obgleich ich unserer Ursprache Reichthum und Bildsamkeit zu erforschen von Jugend auf mich befleißiget. Für Ausländer hätt' ich ein Latein wie Quintilians zu schreiben versucht, wenigstens wie des Donatus zum Terenz. Aber, dacht' ich mit Lessing: „wie ich Latein schreiben möchte, kann ich nicht; und wie ich kann, mag ich nicht."

Bemerkungen zu diesem Aufsaze von einem andern Schüler Voßens.

Zu Seite 243. „Er betrachtete seine Schüler als jüngere Freunde." Einst, so erzählte uns Voß in der Schule, kam ein Fremder zu mir in meinen Garten. Er fragte mich: „Wie viel Eleven haben Sie jezt auf Ihrem Lyceum?" „So und so viel Schüler hab' ich in meiner Schule" — bekam der Pädagog zur Antwort.

Zu S. 246—247. „In Rücksicht der Sachkenntnisse — erlernen wird." Ich vermisse in dieser Stelle die gehörige Bestimmtheit, und glaube, daß Voßens Grundsäze darin nicht deutlich ausgedrückt seien. Aus dem Folgenden geht hinlänglich hervor, daß Voß zur vollständigen Bildung auf einer Gelehrtenschule jenes Trivium: Sprachen, Geschichte und Mathematik für unentbehrlich erachtet, und nur insofern dem Sprachunterricht den Vorrang, oder die meiste Zeit eingeräumt habe, als dieser auch die meiste Zeit erfodert, und gehörig getrieben den Sachunterricht vorbereitet

und verkürzt. Aber zu einer gründlichen wissenschaftlichen Ausbildung bleibt eigentlicher, besonderer Sachunterricht dennoch unentbehrlich; und Privatfleiß wird ohne verständige Leitung eines Lehrers selten wohl gedeihen. Nun meine ich, die Worte: „In Rücksicht der Sachkenntnisse machte V. wenig Ansprüche," könnte man so verstehen, als ob Voß darauf bei seinen Schülern nicht sonderlich geachtet habe. Auch ist offenbar zu viel behauptet, daß der Schüler, dessen Zeit von filologischen Arbeiten fast ganz besezt ist, sich in diesen Kenntnissen großentheils eine größere Vollkommenheit verschaffen könne, als die Schule bei einigem Zeitaufwande zu geben vermöge, zumal da einer Aufsicht und Leitung des Lehrers nicht einmal erwähnt wird. Daß man auch „durch die Sprachwissenschaften leicht einige Sachkenntnisse erwirbt," hat seine Richtigkeit; und Voßens ganz eigenthümliche Erklärungsweise der Alten gewährte diesen Vortheil in einem hohen Grade. Gleichwohl wird man zu einer vollständigen und gründlichen Kenntnis in denselben allein auf diesem Wege nicht gelangen; und hat Voß auch nicht dazu gelangen wollen. Oder sollen die Worte: „durch welche man alles u. s. w." heißen: die Sprachwissenschaften sind das Hülfsmittel, das nothwendig vorher erworben sein muß, um andere Wissenschaften zu erlernen, so hätte dies unzweideutig ausgedrückt werden mögen *).

---

*) Versteht man unter Sachkenntnissen jene belieb-

Zu S. 248. „Bis endlich durch Bredow auch diesem Mangel abgeholfen wurde." Bredow war nämlich auch kein großer Mathematiker. Allein bei seiner großen Wißbegierde und glücklichen Fassungsgabe studirte er sich auch in dieses Fach hinein, und lernte, um lehren zu können. Oft kam er Abends vor der mathematischen Lehrstunde zu meinem Vater, um Aufklärung über schwierige Lehrsäze, die er am andern Tage uns vortragen wollte, von ihm zu erbitten. Ein solcher Eifer schadete natürlich der Achtung, in der er bei uns stand, gar nicht; gereichte vielmehr uns zur Ermunterung. Indeß behielt Bredows mathematischer Unterricht immer etwas Unsicheres; völlig ward er erst, was er sein soll, durch König, der selbst dieser Wis-

---

ten Realia aus der pädagogischen Zeit, die zu brauchbaren Erwerbkünsten des bürgerlichen Lebens vorbereiten sollen und auch in unsrer Zeit ihre Vorfechter finden, so gehörten sie nach Voßens Ansicht gar nicht in eine Gelehrtenschule; historische, literarische und antiquarische Sachkenntnisse hingegen, insofern sie zur Erklärung eines Schriftstellers dienen, meinte er, gebe ein geschickter Lehrer, dem Winke der Natur folgend, an Ort und Stelle, so weit sie grade nöthig seien, und reize nach mehreren und vollständigeren. S. die Beurtheilung des Baierschen Lehrplans und d. Aufsaz über klassische Bildung in den kritischen Blättern. Bd. 2.

A. d. H.

senschaft Meister, auch uns zur strengen Auffassung und zum deutlichen Wiedervortragen des Verstandenen anhielt.

Zu S. 248. „Den Unterricht in der Religion — gab er beiläufig bei Erklärung der Alten.“ Dies geschah auch noch damals, als Bredow wöchentlich eine Stunde für die Religion bestimmt hatte, in welcher er aber auch wol Psychologie, Moral und andere verwandte Gegenstände vortrug. Selten verging wol ein Tag, an welchem Voß nicht moralisch-religiöse Gegenstände wenigstens beiläufig berührt hätte; und wenn er zu einem längeren Erguß über Gotteserkenntnis und Gottesverehrung hingerissen worden war, pflegte er wol mit der Äußerung zu schließen: „Nun habt ihr wieder einmal Religionsstunde gehabt.“

So oft er auf diese Gegenstände kam, sprach er immer mit großer Wärme, voll Eifers für die heilige Sache der Menschheit, und wider alle, besonders kirchliche Hindernisse und Misbräuche, die er nicht bloß bei den Katholiken, sondern auch unter den Protestanten, und manchmal sehr in der Nähe, nachzuweisen pflegte. Für künftige Theologen unter seinen Schülern, an die er sich dann auch besonders zu wenden pflegte, konnte nicht leicht etwas lehrreicher und erweckender sein, als was er z. B. über die würdevollere Einrichtung der Liturgie, die Einführung neuer Agenden, die Abfassung besserer Gesangbücher u. dgl. m. zu ihnen redete. Um so weniger kann man sich der

Frage erwehren, woher es doch kommen mochte, daß unter einer so bedeutenden Zahl Vossischer Schüler, von welchen viele auch um Theologie zu studiren die Universität bezogen, meines Wissens nur zwei, oder drei hernach wirklich Prediger geworden sind?

Zu S. 259. „Ohne sich an regelmäßige Stunden zu binden.“ Daher ward aus der zweiten Stunde oft nur eine halbe, wenn sie nicht gar einging. Und wenn Voß zuweilen in seinem eigenen Hause Schule hielt, wo man die Mittagsglocke nicht hören konnte: vertiefte er sich wol so sehr, daß seine Gattin durch Klopfen und wieder Klopfen an die Stubenthür das Zeichen zum Aufbruch geben mußte.

Zu S. 259. „Wir lasen in der Zeit u. s. w.“ Im Jahre 1799 wurde in Prima von griechischen und römischen Klassikern gelesen bei Voß: Virgil Georgika, Sofokles, Livius, Homer Odyssee. Bei Bredow: Herodot, Xenofon, Cicero Tusculanen, Tacitus Annalen. — In den Jahren 1800 und 1801 bei Voß: Virgil Culex, Moretum, Äneis, Theokrit, Pindar, Livius, Homer. Bei Bredow: Herodot, Plutarch, Cicero Rhetorik, auch Reden, Tacitus Annalen.

Es geschah manchmal, daß Bredow grammatische oder kritische Schwierigkeiten, besonders im Tacitus, wenn Voß um zehn Uhr in die Klasse kam, diesem vorlegte, und er sie lösen half.

„Andere Schriftsteller wechselten, je nachdem die

Schüler — bekannt zu werden wünschten." Mit dem Anfange des Jahres 1802, als Voßens Abreise, und zugleich der Abgang mehrerer Schüler auf die Universität nah bevorstand, verlangte er ausdrücklich zu wissen, was seine Schüler noch bei ihm zu lesen wünschten, und entsprach ihrem Wunsche durch Erklärung ausgewählter Stücke aus Horaz und Tibull. Diese Stunden waren vorzüglich schön und lehrreich.

Zu S. 263. „Die Geschicklichkeit des Lateinschreibens" —. Hier noch einige Äußerungen Voßens darüber.

„Die neulateinische Sprache ist eine eigene Sprache, und wenn sie alles nach unseren Begriffen ausdrücken und damit Schönheit verbinden kann (wie Ernesti im Kritischen), so ist sie eine schöne Sprache; aber doch nicht die Sprache der Cicerone, nicht die der Quintiliane."

„Die neueuropäisch lateinische Sprache, wie Manutius sie schrieb, war sehr zu schäzen, und sie klingt doch latein für den Unwissenden. Zu Stefanus Zeit konnte man noch mehr Zeit darauf verwenden; denn die lebenden Sprachen waren noch wenig bekannt."

„Wenn man für Europa schreibt, so schreibe man latein, und so gut, daß ein Livius sagen würde: ein Barbar konnte es nicht besser. Wir müssen es puzen, bis es sich sehen lassen kann."

„Doch muß man erst für sein Vaterland sorgen. Ich glaube, wenn ich mich auf das Lateinschreiben

legte, ich könnte es noch zu einer ziemlichen Fertigkeit bringen; aber ich würde nichts dabei gewinnen, weil ich auf andere Art nüzlicher sein kann."

Zu S. 268. „In der Schule schämte er sich nicht — jegliche Sache — auseinander — zu sezen u. s. w." Wie zum Beispiel bei Erklärung von Horaz Od. III. 13.

Er versinnlichte uns den Gegenstand und erklärte den Zweck dieser Ode ungefähr so:

„Horaz hatte auf seinem Landgute einen kleinen Bach Bandusia. Der kann also im Strabo nicht stehen. Man muß sich nichts Besonderes darunter vorstellen. — Wie ich den Marschbewohnern erklären mußte, was ein Bach sei; muß ich euch erinnern, was ein Quell ist. Denn es ist schwer, sich von Dingen, die man immer anders sah, eine verschiedene Vorstellung zu machen. — Die Quelle müßt ihr euch nicht sanftfließend, sondern hervorströmend denken aus einem Fels, etwa wie unsern Kunstwasserfall. — Horaz, der so gern den Römern zeigt, wie man vergnügt sein kann bei Wenigem, ausgelassen fröhlich bei einer Flasche Wein — denn die Südländer sind nicht stille beim Wein — Horaz, fröhlich bei einem ländlichen Feste mit einigen Freunden, ergießt seine Gedanken in dieser Ode, die eine überaus heitere Laune hat. — Der Gegenstand ist würdig: in Südländern ist eine Quelle von sehr großem Werthe. Seht eine Gegend ohne Wasser, wie öde erscheint sie! Aber eine Au er-

nährt die ganze Gegend. — Eine Gottheit muß die Quelle bewohnen. Die kindlichen Gemüter der Alten schreiben alles Gute einer Gottheit zu. — Sie treibt das Gras hervor, und die Kräuter, die Nahrung der Heerde, welcher ihr kühlendes Wasser, das immer fließt, zum Trunke dient. — Zur Erkenntlichkeit für so mannigfaltige Geschenke der Quellnymfe erhielt sie einen Theil von ihren Gaben zum Opfer; also von den Früchten, von den Bäumen, von dem Weinstock, den sie wässerte; oder ein Zicklein, wie hier; an höheren Festen ein Rind u. s. w."

Zu S. 268. „Er ermahnte uns, in ein Tagebuch — einzutragen —" Ich that es, anfangs während des Unterrichtes, späterhin größtentheils aus dem Gedächtnisse zu Hause. Indem ich diese Blätter nachschlage, finde ich, daß grade heute vor 27 Jahren, nämlich am 12. Mai 1802, Voß seine lezte Unterrichtsstunde in der Eutiner Schule gegeben hat. Er hatte vermutlich noch die Absicht, wiederzukommen; kam aber nicht mehr dazu. Um Johannis ward Bredow Rector; am 5. September reiste Voß aus Eutin.

Auch in jener lezten Lehrstunde vereinigte er, wie gewöhnlich, mannigfaltige Belehrungen; einige davon habe ich aufgezeichnet. Gelesen ward aus Homer Odyss. V.

V. 29. περ wird im Deutschen nur durch einen Ton auf „andere" ausgedrückt. Dergleichen kleine

Wörter hat der Grieche in Menge. Wir verstärken entweder sehr kräftig, oder nur durch Hebung der Stimme.

V. 30. εἰπεῖν, Infinitiv statt Imperativ εἶπε; wie im Deutschen das Particip gesagt! gethan! den Berg hinauf marschirt! welches aber im gemeinen Leben heftig und böse klingt. Es kann daher nur vom Dichter gebraucht werden; wie auch wol der griechische Infinitiv.

V. 34. Σχερία ἐρίβωλος, die schollige Scheria, wo festerer Leimboden war, der also beim Umpflügen sehr große feste Schollen gab, die man, wie im Mecklenburgischen, bei günstiger Witterung eggen und zerschlagen mußte.

V. 35. Φαιήκων — οἵ ἀγχίθεοι γεγάασιν, den Göttern nahe, d. h. selig; doch nicht in moralischer Bedeutung der späteren; sondern, die im Überflusse alles Irdischen die Hände in den Schooß legen können; gemäß der gemeinen, kindischen Vorstellung vom Paradiese.

V. 41. ἰδέειν, zu sehen, für ἰδεῖν, beweist, daß die alte Form des Fut. 2 und Aor. 2 von εἴδω, ἴδεω, ῑ̓δεον war; contr. oder verschluckt ῑ̓δον, und ohne Augment ἴδον.

V. 44. *Unter die Füße sich band er die Sohlen.* Um auf steinigtem, felsigtem Boden gehn zu können, banden die Römer und Griechen Sohlen unter die Füße, oder auf längeren Wegen; sonst gin-

gen sie mit bloßen Füßen. Immer kömmt uns dies lächerlich vor; aber man verweile etwas dabei, und bedenke, ob nicht der Eingemummte der Belachenswerthere sei. Man denke sich, die Kamtschadalen seien gebildet, trügen aber Armstiefel, durch Mode verziert; und nur die allergemeinsten im Volke entblößten ihre Hände, um damit auch im Wasser arbeiten zu können: würden die nicht unsere Sitte sehr lächerlich finden und uns ebensowenig in ihre honetten Gesellschaften führen, wie wir darin jemand ohne Fußbekleidung leiden? — Ebenso ist's mit vielen anderen Dingen.

V. 45. Ambrosisch. Einsalben und parfumiren war ein sehr nothwendiges Geschäft der Bewohner der heißen Klimate, theils gegen den Schweiß, theils gegen die Sonne; auch gegen den Geruch der genossenen Zwiebeln (alle südliche Völker essen scharfe Speisen gegen die Fäulnis). Das Bild ist angemessen; jede Hausmutter bereitete sich selber Salbe u. dgl., die wir verfälscht aus der Apotheke holen. Golden, nicht grade von Gold. Es hebt, statt zu beschweren. Auch wir sagen Demant, für einen festen Stein.

V. 50. Die Götter gehen über Wasser, wie über Land die Menschen. Von einer Bergspize zur anderen zu springen würde für sie so unbequem sein, als für uns, durch einen Sumpf zu gehen. „Gode Weg ümme, maakt keene Krümme." Hermes geht lieber über den Hellespont nach Ogygia. Sein Gang gleicht dem Schrittschuhlaufen, dem Möwenflug.

V. 59. ἐσχάρα, nicht Feuerheerd, sondern ein tragbares Becken.

V. 60. 61. Sehr sanfte Verse. Das δ ward sehr weich gesprochen. ἀοιδιάουσ' scheint zu singen.

Da war also, wenn man will, deutsche und griechische Sprache, Ästhetik, Erdbeschreibung und Naturkunde, Antiquitäten, Mythologie und Religion, unbeschadet der Erklärung des Autors, vielmehr eben zu diesem Zwecke, in Einer Stunde gelehrt.

VII.

Verzeichnis der Schriften

von

J. H. Voß.

Verzeichnis der Schriften

von

J. H. Voß.

1775. Alemberts Versuch über den Umgang der Gelehrten und Großen, über den Ruhm, die Mäcenen und die Belohnungen der Wissenschaften; aus dem Französischen.

1776. Untersuchung über Homers Leben und Schriften; aus dem Engl. des Blackwell.

1776. Platons Vertheidigung des Sokrates, mit kritischen Anmerk.; im deutschen Museum. St. 10.

1776. 77. Vollendung der von Hölty angefangenen Übersezung des ersten Bandes von Shaftesbury's filosofischen Werken. 2ter Band 1777.

1776—1800. Göttingischer Musenalmanach, oder poetische Blumenlese. Die Herausgabe besorgte Voß 1776 allein; von 1777—1787 mit Göckingk, von 1788 bis 1800 wieder allein. Der lezte ist betitelt: Lezter Musenalmanach auf 1800. Neustrelitz.

1777. Pindaros erster pythischer Chor, mit krit. Anm. nebst einem Briefe an Herrn Hofrath Heyne; im deutschen Museum. St. 1.

1777. Odysseus Erzählung von den Kyklopen, aus dem 9ten Gesange der Odyssee (mit Bemerkungen); ebend. St. 5.

1777. Antheil an der (Boie'schen) Übersezung von Chandlers Reisen in Griechenland.

1778. Wiederhergestellter Vers im Sofokles; im deutschen Museum. St. 3.

1778. Der englische Homer; ebend. März.

1779. Homers Odyssee 14. Gesang, übersezt; in Wielands deutschem Merkur.

1779. Wegen der Subscription auf die Odyssee mit Kommentar. Deutsches Museum. St. 6 und 9.

1779. 80. Verhör über den Recensenten der Bodnerschen und Stolbergischen Ilias in der allgem. deutschen Bibliothek; im deutschen Museum 1779. St. 8. 1780. St. 3 und 11.

1780. über Ortygia aus dem 15. Gesang der Odyssee; ebend. St. 4.

1780. über eine Recension in den Götting. Anzeigen vom Hrn. Hofrath Heyne; ebend. St. 9.

1780. Aufsaz über den Okean der Alten; im Göttingischen Magazin der Wissensch. u. Liter. Jahrg. 1. St. 2.

1781. Neue Ankündigung der deutschen Odyssee; im deutschen Museum März.

1781. Verhör über den Recensenten der Klopstockischen Fragmente über Sprache und Dichtkunst; ebend. St. 3 und 4.

1781. über die deutschen Monatsnamen; ebend. St. 5.

1781. über einen wizigen Einfall des Herrn Prof. Lichtenberg im Gött. Magazin; ebend. St. 5.

1781. Homers Odyssee, übersezt. Ausgabe auf Kosten des Verfassers.

1781—85. Die tausend und eine Nacht; arabische Erzäh-

lungen, aus dem Französischen des Anton Galland übersezt. 6 Bände.

1782. Vertheidigung gegen Hrn. Prof. Lichtenberg, im deutschen Museum. St. 3.

1782. Lateinische übersezung, nebst mehreren kritischen Anmerkungen zu Homers Hymnus an die Demeter; in der Ausgabe des Hymnus von Ruhnkenius 1782 (und von Mitscherlich 1787).

1782 gab Voß mit P. und G. Hensler des verstorbenen P. W. Henslers Gedichte heraus.

1783. Virgils Landleben, erster Gesang, im deutschen Museum. St. 1.

1783. Ehrenrettung gegen Hrn. Professor Lichtenberg; ebend. St. 4.

1783. Ausgabe von Hölty's Gedichten, mit Fried. Leop. Graf zu Stolberg; nach Hölty's Handschriften. Hamburg bei Bohn. (Wohl zu unterscheiden von der Hallischen unrichtigen Ausgabe von Geisler b. Hendel.)

1783. Luise. Erster Abdruck im Musenalmanach, und
1784 im Deutschen Merkur. November.

1785. Gedichte. Erster Band.

1786. Vertheidigung einer Stelle im Virgil (Eclog. 3, 109); im deutschen Museum. Jänner.

1786. Beiträge z. Erklärung Virgils; ebend. St. 2, 4, 5, 7, 9.

1789. Des Virgilius Maro Landleben; vier Gesänge, übersezt und erklärt. (Die beschreibende Ankündigung davon gab Voß im Musenalmanach 1789 am Schlusse.)

1789. Bild des altgriechischen Erdkreises, als Einleitung zu Hesiods Gemälde vom Westende der Welt. Theogonie 713 ff. Im Musenalmanach dieses Jahrs S. 56—69. (Vergl. Virgils Landbau, ebenfals von 1789.)

1790. über die Gestalt der Erde nach den Begriffen der Alten; im neuen deutschen Museum. St. 8.

1791. über des Virgilischen Landgedichts Ton und Auslegung.

1792. Dafnis, Virgils 5te Idylle; im deutschen Merkur. St. 1.

1792. über den Gebrauch des ὅδε und beiläufig des γὰρ; im neuen Magazin für Schullehrer. Bd. I, 1.

1792. über die alte Weltkunde; in dem Intelligenzblatt zur Allg. Lit.-Ztg. Nr. 42.

1793. Homers Werke übersezt. 4 Bände.

1794. Mythologische Briefe. 2 Theile. Zuerst Proben im Deutschen Merkur, März, und in Hennings Genius der Zeit, April und Mai.

1794. Änderung verschiedener Stellen im Livius; in Wiedeburgs philologisch-pädagogischem Magazin. Bd. 2.

1795. Luise, ein ländliches Gedicht in drei Gesängen.

1795. Gedichte. 2. Band.

1796. Sehnsucht nach Frieden, Elegie von Tibull; in den Horen. St. 5.

1796. Einzelne Idyllen von Theokrit; ebend. St. 5 u. 6, so wie im Genius der Zeit. Juni 1796 und in Beckers Erholungen. Bd. 4.

1797. Des Publ. Virgilius Maro ländliche Gedichte, übersezt und erklärt. 1. und 2. Band.

1798. Verwandlungen nach Publ. Ovidius Naso. 2 Thle.

1799. Des Publius Virgilius Maro Werke in 3 Bänden.

1800. übersezung Horazischer Oden, in Biesters Berliner Monatsschrift.

1800. Des Publius Virgilius Maro ländliche Gedichte, übersezt und erklärt. 3. und 4. Band.

1800. Idyllen.

1801. Knecht Ruprecht und Urian, eine Anmerkung zu den

lyrischen Gedichten in der Berliner Monatsschrift, Februar.

1802. Sämtliche Gedichte in 6 Bänden, und Zeitmessung der deutschen Sprache als Beilage.

1803. Anzeige der Heynischen Ilias; in der Allg. L. Ztg. Nr. 123 – 141.

1804. Beschwerde über unrechtmäßigen Bücherdruck. Intelligenzbl. der Jen. Allg. L. Ztg. Nr. 9 u. 43.

1804. Alte Weltkunde, in der Jen. A. L. Z. Januar.

1804. über den Ursprung der Greife. October ebend.

1804. Sprachbemerkungen, im Intelligenzbl. der Jen. A. L. Z. Nr. 21.

1804. Recension der Gramm. Gespräche von Klopstock. Eingeschlossen im Urtheil über Adelungs Wörterbuch; in der Jen. Allg. L. Ztg. Nr. 24—26. u. 39—43.

1804. über den See Accion bei Avienus (in Beziehung auf eine Ansicht von Johannes Müller, Nr. 133). Intelligenzbl. der Jen. A. L. Z. Nr. 139. Vergl. das Weitere 1805. Nr. 9.

1804. Gedichte von Hölty, nebst dessen Leben. Neue vermehrte Ausgabe.

1805. Beurtheilung des neuen Lehrplans für die chur-pfalzbaierschen Mittelschulen; in der Jen. A. L. Z. Nr. 77 bis 79. Auch besonders Landshut, 1806.

1805. Recension von Schneiders und Hermanns Ausgabe der Orfischen Argonautika; in der Jen. A. L. Z. Nr. 138—143.

1806. Des Quintus Horatius Flaccus Werke. 2 Bände.

1806. über die Hekate. In Eichstädts Nov. Act. Societ. Lat. Jen. Vol. I.

1806. Hesiods Werke und Orpheus der Argonaut.

1807. über Gleims Briefsammlung und lezten Willen (gegen Körte), angehängt ein Brief an J. G. Jacobi.

1807. Luise, ein ländliches Gedicht in drei Idyllen. Vollendete Ausgabe.

1808. Theokritos, Bion und Moschos.

1808. Recension der Bürgerschen Sonette; in der Jen. A. L. Z. Nr. 128—131.

1808. Für die Romantiker, ein Bußlied. Im Morgenbl. Nr. 12.

1808. Beitrag zum Wunderhorn. Im Morgenbl. Nr. 283. 284. Vergl. die Entgegnung auf einen Ausfall von L. A. v. Arnim. Intelligenzbl. d. Jen. A. L. Z. 1809. Nr. 3 und 4.

1809. über Götz und Ramler; kritische Briefe. Mannh. Vorher im Morgenblatt. 1808.

1809. Bürgers Briefwechsel mit Boie über die Lenore. Mit Anm. von Voß. Im Morgenbl. Nr. 241—245.

1810. Albius Tibullus und Lygdamus; übersezt und erklärt.

1811. Albius Tibullus und Lygdamus; nach Handschriften berichtigter Text, nebst kritischen Anmerkungen.

1816. Vorrede zum Hymnus an Demeter. Im Morgenblatt. Nr. 144.

1818. Shakspeare's Schauspiele, übersezt von J. H. Voß und dessen Söhnen, Heinrich u. Abraham Voß. Mit Erläuterungen. I.—VII. Bd. 1. Abth. 1826.

1818. Lectiones et Notae, in den Vindiciis Ovidianis Fr. H. Bothii. Goettingae.

1818. über die Ukertsche Geographie der Alten; im Intelligenzbl. der Jen. Allg. L. Z. Nr. 43.

1818. über Aratus v. 287—290 Intelligenzbl. d. Jen. L. Z. Nr. 17.

1819. Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? beantwortet im 3. Heft des Sophronizon.

1819. Recension von Chr. Dan. Becks Memoria principis . . . Ascanio Cöthenensis, einen Hauptunter-

schied des älteren und des späteren Todtenreichs betreffend. Jen. A. L. Z. Nr. 214.

1820. Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, nebst einem Anhang über persönliche Verhältnisse. Vergl. Intelligenzbl. d. Jen. A. L. Z. Nr. 18.

1820. Des Quintus Horatius Flaccus Werke. Zweite verbess. Ausgabe. 2 Bde.

1820. Anfragen an Gelehrte. 1) über Vers 103 des Hymnus an Demeter; 2) über das altgriechische Demonstrativ; 3) über ἑός und ὅς; 4) zur deutschen Sprache. Int. Bl. d. Jen. A. L. Z. Nr. 13. 14. 16.

1821. Antisymbolische Recension; in der Jen. A. L. Z. Maistück.

1821. über die Anordnung pindarischer Chorreihen; im Intelligenzbl. der Jen. A. L. Z. Nr. 41.

1821. Homers Werke. Fünfte stark verbesserte Auflage.

1821. Aristofanes, von J. H. Voß übersezt; mit erläuternden Anmerkungen von Heinrich Voß.

1821. Des Publ. Virgilius Maro Werke. Der übersezung zweite verbesserte Ausgabe. 3 Bände.

1822. über den Byssos der alten Pracht und Religion. Intelligenzbl. der Jen. A. L. Z. Nr. 26.

1822. Voß gegen Perthes. Abweisung einer mystischen Injurienklage. Voß gegen Perthes; zweite Abweisung einer mystischen Injurienklage.

1823. Recension der Erläuterungen von Schorn und Creuzer bei dem Tischbeinischen Homer; in d. Jen. A. L. Z. März, Nr. 50—56.

1824. Aratos Sternerscheinungen und Wetterzeichen. Text, nebst übersezung und Erklärung.

1824. Antisymbolik.

1824. über die Antisymbolik, an den Herausgeber der Allg. Kztg. Nr. 64.

1825. Gedichte. Ausgabe der lezten Hand. 4 Bdchn.
1825. Nachspiel zur Harpyenposse. Intell. Bl. der Jen. A. L. Z. Nr. 2 und 3.
1825. über Cekrops; im Seebodeschen Archiv für Filologie. 2. Jahrg. 1. Heft.

Nach Voßens Tode sind erschienen:

1826. Antisymbolik. Zweiter Theil.
Hymne an Demeter, Text nebst übersezung und Erläuterung.
1827. Mythologische Briefe. 3 Thle. Zweite verm. Ausg.
1828. Kritische Blätter nebst geogr. Abhandlungen. 2 Thle.
1829. Verwandlungen nach Publius Ovidius Naso. Zweite mit einem Anhang vermehrte Auflage.
– Briefe von J. H. Voß nebst erläuternden Beilagen. Zwei Theile. Der dritte 1832.
1830. Shakspeare's Schauspiele VII. Bd. 2. Abth. bis IX. Bd.
Des Publius Virgilius Maro ländliche Gedichte, übersezt und erklärt. Zweite verm. Auflage. 1. u. 2. Bd.
Sextus Aurelius Propertius übersezt.
1831. Zeitmessung der Deutschen Sprache. Zweite mit Zusäzen und einem Anhange vermehrte Ausgabe.

VIII.

Beilagen.

Erste Beilage zu Seite 22 der ersten Abtheilung.

Bericht über das Eutinische Rectorat, eingereicht im Winter 1782.

Von dem Eutinischen Rector fodert man: Daß er die Söhne der Eutiner, die entweder studiren oder wenigstens einer feineren Erziehung genießen sollen, wenn er sie seines Unterrichts fähig erkennt, wöchentlich 26 Stunden in denjenigen Wissenschaften und Kenntnissen unterrichte, die zur Entwickelung der Seelenkräfte, zur Bildung tugendhafter Gemüter, und zur Vorbereitung kluger und edler Volkslehrer in Städten und Dörfern, Verwalter der Gerechtigkeit, Ärzte und Schulmänner, kurz die zum Begriff des inhaltsvollen Wortes Humanitas, Veredelung der Menschheit, gehören. Dahin zählt man:

1) Religion und Sittenlehre.

2) Vernunftlehre und Seelenerkenntnis.

3) Geschichte, alte und neue.

4) Erdkunde und Länderkunde.

Diese Wissenschaften lehrt er theils synthetisch und im Zusammenhange, in besonders ausgesezten Stunden, theils analytisch, je nachdem in den Sprachstunden die Erläuterung bald dieses bald jenes Punktes erfodert oder veranlaßt wird.

5) Deutsche Sprache. Damit der junge Deutsche unsre wenigen klassischen Schriftsteller (wie der Grieche und Römer die seinigen) verstehn, und alle abgezweckten Wirkungen empfinden lerne; vorzüglich aber, damit er selbst einen erträglichen Stil in Briefen, Aufsäzen und Reden gewinne, und nicht, wie man so häufig sieht und hört, durch Sprachfehler, Vermischung alter und neuer, ernsthafter und komischer, poetischer und prosaischer oder gar pöbelhafter Worte und Redensarten, durch misklingende Zusammensezungen, seltsame Verstümmelungen, Neuerungen und andern solchen Unrath, bei vernünftigen Leuten Ekel oder Gelächter errege.

6) Lateinische Sprache. Von Terenzens bis wenigstens zu Tacitus Zeitalter erklärt er die Hauptschriftsteller, die nicht zu tief in das Innere einer Kunst außerhalb dem Gebiete der gemeinnüzigen Gelehrsamkeit hineingehn: Dichter und Prosaisten, Redner, Geschichtschreiber und Abhandler. Er zeigt die Veränderungen der Sprache, den Unterschied, den Zweck und die Regeln jeder Schreibart, und das Eigenthümliche

jedes Schriftstellers. Und weil Gewohnheit und Bedürfnis die Sprache der sinkenden Freiheit zur Gelehrtensprache gemacht, so giebt er Anleitung, in dieser so rein und zierlich, wie jezo geschehn kann, sich auszudrücken.

7) Griechische Sprache. Er lehrt wenigstens einen guten Dichter und einen guten Prosaisten verstehn. Bloß Grammatik und das Neue Testament zu treiben, wäre zwecklos. Selbst das N. T. versteht keiner, der nicht die Sprache desselben mit der reingriechischen vergleichen, und dadurch die Grenzen des fremden Einflusses bestimmen kann. Überdies sind die Griechen die besten Lehrer fast aller menschlichen Weisheit und Anmut; und selbst die Schriften ihrer römischen Schüler sind dem Unkundigen der griechischen Sprache in vielen Stücken unverständlich.

Die Schriften dieser beiden, zum Theil auch der deutschen Sprache, erfodern eine nicht geringe Kenntnis der griechischen und römischen Alterthümer, der Fabellehre und ihrer mancherlei Veränderungen, der Erdkunde samt ihren allmähligen Erweiterungen, der alten politischen und Gelehrtengeschichte, Staatenverfassung, Sitten, filosofischen und Volksmeinungen, Geseze u. s. w., auch der Redekunst und aller ihrer Feinheiten, selbst die Regeln des Wohlklangs nicht ausgenommen, der Poetik, Prosodie und Verskunst, und, weil die Schriften der Alten durch Abschreiber und Erklärer entstellt sind, der Kritik und Hermeneutik.

8) Endlich verlangt man eine Vorübung junger Theologen in der hebräischen Sprache des A. T., verbunden mit der griechischen Dolmetschung der LXX.

9) Aufsicht über die beiden unteren Klassen.

Man ist darüber eins, daß die Wissenschaften, die heutiges Tages ein Schulmann besizen muß, ein eigenes Studium erfodern. Es mag einigen glücklichen Köpfen gelingen, sie mit der Gelehrsamkeit eines Theologen (denn Rechtsgelehrte und Ärzte suchten es nur ehemals) zu verbinden; aber wer den Umfang von beiderlei Wissenschaften kennt, wird zugestehn, daß solche Ausnahmen selten, und eben nicht sehr zu wünschen seien. Daraus folgt, daß das Schulamt, das so viele Zurüstungen erfodert, und dessen geschickte Verwaltung dem Staate so angelegen ist, ein eigener, fester, auf hinlängliche d. i. seiner Mühe und Nüzlichkeit angemessene Belohnung gegründeter Stand, und nicht gleichsam der Durchgang zu einer geistlichen Pfründe sein müsse.

Belohnung des Eutinischen Rectors.

1) Stehend Gehalt, bis der Emeritus stirbt,	200	Thlr.
2) An Holz, Torf und Kuhfutterung ungefähr	24	=
3) Zur Wohnung	20	=
4) Schulgeld von 6 bis 10 Schülern aus Eutin	48 bis 80	=
In allem:	292 bis 324	Thlr.

Man erkennt, daß dies bei weitem nicht zureiche, mit einer Familie zu leben, viel weniger etwas auf künftige Bedürfnisse, oder zur Versorgung der Kinder nach seinem Tode, oder auch nur zu Anschaffung nöthiger Bücher zu ersparen, weil eine erträgliche Wohnung allein, wozu man nur 20 Thaler bekömmt, nicht unter 60 Thalern zu haben ist. Dies Fehlende zu ersezen, giebt man dem Rector

5) die Freiheit, so viele fremde Schüler anzunehmen, als bei der Verschiedenheit ihrer Gaben und Kenntnisse ein einzelner Mann zu unterrichten im Stande ist. Dies wären aufs höchste 10 Fremde; und wenn sie sich finden, so hat der Rector noch 80 Thlr.

Also in allem 372 bis 404 Thlr.

Mit 26 Stunden also die Woche, ohne noch die Stunden der Vorbereitung, der Ausbesserung u. s. w. zu rechnen, mit so lang anhaltender und täglich wiederkehrender Anstrengung des Geistes und der Lunge, Kenntnisse von so weitem Umfange, von solcher Wichtigkeit für die künftige Bestimmung, nicht mit einschläfernder mechanischer Einförmigkeit, sondern lebhaft und angenehm vorzutragen, 20 junge Leute von so verschiedenen Begriffen, Vorurtheilen, Unarten und Empfindungen zu helleren Einsichten und edleren Gesinnungen zu erheben; mit einem so mühsamen, durch häufiges Mislingen der überdachtesten und eifrigsten Versuche an widerspenstigen Gemütern, und durch eben so häufige Vorwürfe, Misdeutungen und Nachreden

verbitterten Unterricht in Wissenschaften, deren Erlernung so viel Zeit, Aufwand, Trieb und Anlage erfoderte: mit diesem allem erwirbt ein Rector in Eutin noch nicht genug, um nur vor den dringendsten Nahrungssorgen, geschweige vor drohenden Aussichten der Zukunft gesichert zu sein. — Was thut der Staat dabei? Es könnte einem ungeziemenden Spotte ähnlich scheinen, was ich darauf antworten muß; aber es steht in der Berechnung von des Rectors Einnahme mit angeführt. Der Staat erlaubt ihm:

6) Wenn er nach einer so langen und mühsamen Arbeit noch Kräfte und Munterkeit übrig hat; so kann er so viele Stunden für sich arbeiten, und sich diese Privatarbeit so gut bezahlen lassen, als ihm möglich ist. Der Staat erlaubt dem Rector, weil er als Rector nicht leben kann, dasjenige, was er auch ohne Erlaubnis dürfte, Sprachmeister im Französischen, Italienischen und Englischen, und was er sonst sein will und sein kann, nebenher zu sein, und rechnet ihm diesen Nebenerwerb als Einnahme des Rectorats an.

7) Der Rang des Mannes, von dem man so viele Wissenschaften und so viele Arbeit verlangt, und dessen Verdienste um die Wohlfahrt des Ganzen, wenn er seine Pflichten erfüllt, zu den wichtigsten gehören, ist noch völlig so, wie ihn die Mönche, die Stifter der Schulen, in jenen rohen Zeiten, da man nur die Bildung künftiger Klosterbrüder abzuzwecken Ursach

hatte, bestimmt haben. Der Schulmann steht zwischen dem niedrigsten Dorfgeistlichen und zwischen dem Küster, Todtengräber und seiner Gesellschaft. Denn da er täglich Weisheit zu lehren hat, so erwartet man billig von ihm ein vorzügliches Maß filosofischer Gleichgültigkeit gegen Ehre sowohl als Reichthum.

Auch steht dieser Rang noch heutiges Tages mit der übrigen Belohnung in natürlichem Verhältnisse. Denn der niedrigste Dorfgeistliche auf der mühsamsten ärmsten Pfarre (oft selbst der Küster, wenn er zugleich die Orgel spielt!) hat weniger Arbeit als der Schulmann, und Arbeit, die weniger Gelehrsamkeit, mithin weniger Vorarbeit in den Jahren des Studirens, und weniger Geist und Mut erfodert; und dabei verhältnißmäßig ungleich mehr Einkünfte. Denn auf dem Lande sind die Nothwendigkeiten des Lebens wohlfeiler. Was der Schulmann in der Stadt am theuersten bezahlt, das baut jener selbst auf seinem Acker und in seinem Garten, das wird ihm im Walde angewiesen, oder vors Haus gebracht, das wächst auf seiner Weide und in seinen Ställen. Nur darin läßt er dem arbeitseligen Schulmann den Vorzug: dieser hat, wenn seine Schultern es tragen können, bessere Gelegenheit, sich Nebenarbeit aufzubürden: Gelegenheit, sage ich; denn Zeit hat der Landgeistliche mehr. Doch ist auch das nicht selten, daß ein Dorfprediger, wenn er Lust und Geschicklichkeit hat, durch Kostgänger, denen er Unterricht giebt, seine Einnahme vergrößert.

Ich habe eine Anzahl von 20 Schülern berechnet. Diese aber sind, wenn man sie auch wünscht, noch lange nicht gewiß. Eine Schule blüht, wenn das Vorgeschriebene gehörig gelehrt wird. Die Menge der Schüler ist alsdann keine nothwendige Folge; sondern sie hängt eben so sehr davon ab, ob in der Gegend Leute von Vermögen und Einsicht sind, eine gute Schule zu nuzen: sie ist ein Zeichen, nicht der blühenden Schule, sondern des blühenden Wohlstandes oder der blühenden Vernunft umher. Aber gewöhnlich hat der schreiende zusammentrommelnde Quacksalber mehr Kunden, als der stille bescheidene Arzt. Auch weiß man die Ursachen, warum die Zahl der Studirenden abnimmt und noch abnehmen wird.

Man hat oft gesagt, daß diejenigen Stellen, deren Einkünfte in baarem Gelde bestehn, alle 10 Jahre merklich schlechter werden. Die Schulstellen sind seit 200 Jahren nicht doppelt, sondern vier-, fünf-, sechsfach und mehr gesunken. Damals theilte man den Schilling in 12 Pfennige, den Pfennig in Heller und Scherflein; und für die kleinste Münze konnte man etwas kaufen. Jetzt hat der Schilling nur vier Theile; und was kauft man für einen Dreiling? In Hadeln ist eine Verordnung aus dem sechzehnten Jahrhundert: Weil der Rector eine so ungewöhnlich große Einnahme hat, so soll er sich einen Untermeister (Conrector) halten und diesem jährlich 20 Mark abgeben. Welche Summe 20 Mark! Man hat in neueren Zeiten, wenn

die Wehklage der Schullehrer zu laut ward, ihr Gehalt verschiedentlich erhöht. Aber im Verhältnis mit dem steigenden Preise der Lebensmittel? im Verhältnis mit den steigenden Erfodernissen der Aufklärung? O ihr Fürsten, gebt den Schullehrern für die Arbeit, die das achtzehnte Jahrhundert ihnen auflegt, nur das wieder, was ihnen beim ersten Austritte aus der mönchischen Barbarei bewilligt ward, und was sie durch die Entdeckung neuer Gold- und Silbergruben in der alten und neuen Welt, und durch die überhandnehmende Üppigkeit aller Stände eingebüßt haben.

Ich erwarte die Frage nicht: Warum sich denn noch immer Kandidaten des Schulstandes finden? Denn die meisten sind eigentlich Kandidaten des Predigtamts, die nur einen kleinen Umweg nehmen, oft aus Noth gezwungen, oft durch die Hofnung, eine bessere Pfarre zu erlangen, angelockt und nicht selten geteuscht. Andere, die sich ganz dem Schulstande widmen, haben nur immer die wenigen guten Schulstellen vor Augen, und glauben, eh sie die Welt kennen lernen, man bedürfe, sie zu erlangen, nichts weiter, als sie zu verdienen. Noch Andere, und dazu gehöre ich selbst, sind der Meinung, unsre guten Fürsten werden endlich einmal den schädlichen Misstand in einer der nothwendigsten Einrichtungen des Staats beherzigen, und das altgothische verfallene Gebäude nicht länger durch kleine Flickereien kümmerlich hinhalten, sondern sich durch ein neues, nach den Foderungen des Be-

dürfnisses und der edleren Baukunst aufgeführtes, den Dank und die Bewunderung der Welt und Nachwelt erwerben. Die Klage über den Verfall der Schulen ist allgemein. Allgemein hört man auch Vorschläge zu Verbesserungen; aber die meisten halten für die Quelle des Übels, was nur daraus herfließt: die Unfähigkeit und die schlechte Methode der meisten Schullehrer. Der Staat belohne und ehre den Schulstand; so wird man schon wetteifern, Belohnung und Ehre zu verdienen.

Ich habe mich aus wahrer inniger Neigung dem Unterrichte der Jugend gewidmet, weil ich groß von dieser Bestimmung dachte. Ich habe die nöthigen Kenntnisse dazu mit anhaltendem Fleiße zu sammeln gesucht; ich habe die erste angebotene Schulstelle, als einen göttlichen Wink, mir den Weg zu besseren und gemeinnüzigeren zu bahnen, angenommen; ich habe die mühsame und daurende Arbeit, und den mannigfaltigen Verdruß, der bei Verbindungen mit Eltern und Söhnen von so verschiedenen Einsichten und Gemütern unvermeidlich ist, mehrere Jahre standhaft erduldet; ich habe selbst die geringe Besoldung, die mit den gefoderten Diensten in gar keinem Verhältnisse steht, und die erniedrigende Stufe der bürgerlichen Ehre, ohne Murren ertragen, durch Privaterwerb den Mangel des öffentlichen ersezt, meine Ehre in dem Bestreben nach wahrer bleibender Ehre gesucht, und die künftigen Umstände meiner durch mich nicht versorgten Familie der

göttlichen Vorsehung überlassen. Aber man erkennt, daß eine solche filosofische oder christliche Ergebung in sein Schicksal im Grunde nicht Zufriedenheit sei, und auf die Länge, wie die Kraft und Munterkeit der Jugend sich verliert, leicht in eine mürrische Stimmung, die man an Schulmännern zu verlachen sich erlaubt, übergehn könne.

Was mir bei diesem fast allgemeinen Schicksal des Schulstandes meine Lage erheiterte, und sie allen scheinbaren Verbesserungen an andern Orten vorziehn machte, war die Achtung und Liebe meiner Hadelschen Mitbürger, und ihre Bereitwilligkeit, alles, was ihre Verfassung nur zuließ, für mich zu thun. Und dies war nicht wenig. Da die vor 30 Jahren erkaufte und bequeme, aber feuchte Rectorwohnung meiner Gesundheit nicht zuträglich schien; so vereinigte sich das Otterndorfer Kirchspiel, mir ein geräumiges Haus in der höchsten Gegend mit einem freigelegenen Garten am Flusse zu kaufen, und es nach meinem Gefallen auszubaun. Die Kosten, die an 2000 Thaler betrugen, wurden durch zwei außerordentliche Auflagen zusammengebracht. Endlich zwangen mich Luft und Wasser, die Gegend zu verlassen. Ich übernahm das Eutinische Rectorat, mit der Erklärung: daß ich die Sorge für mein geziemendes Auskommen der Weisheit und Gerechtigkeit des huldreichsten Regenten anvertraute.

Die menschenfreundliche Versorgung des alten

treuen Schullehrers, und die unveranlaßte Verbesserung der Stelle durch 50 Thlr. Zulage, sind so überzeugende Beweise von der gnädigen Gesinnung des allgeliebten Fürsten, daß es Unehrerbietigkeit sein würde, auch nur eine leise Besorgnis wegen der Aufnahme einer zum Wohl des Ganzen abzweckenden Vorstellung zu äußern. Die Menge und Verwickelung anderer wichtiger Angelegenheiten konnte leicht den wahren Zustand der gegenwärtigen, die der Schleier einer verjährten Gewohnheit verhüllt, auch den scharfsinnigsten Blicken entziehn. Ob nach geschehener Prüfung, jene bevorstehende Verbesserung noch werde hinlänglich befunden werden, durch Hofnung mein jeziges, durch Wirklichkeit mein künftiges Bedürfnis zu befriedigen; ob ich fernerhin bei treuer Verwaltung eines mühsamen wichtigen Amtes christliche Ergebung ausüben, oder innere Zufriedenheit in einer anständigen Belohnung finden soll: das geziemt mir in Ehrfurcht zu erwarten. Doch überzeugt darf ich sein, wenn gleich, aller Wahrscheinlichkeit zuwider, auf meine Ergebung gerechnet werden sollte, wenigstens eine erträgliche Wohnung zu erhalten.

Zweite Beilage zu Seite 115 der ersten Abtheilung.

Gleims Hüttchen.

Einzig wohlthuend war das Leben in diesem stillen Hüttchen für Leib und Seele. Der Name Hüttchen entsprach ganz den Bedürfnissen seiner Bewohner, denn es war alles eng zusammengepreßt, und jeder Winkel des Hauses benuzt. Der größte Theil von Gleims Büchern stand in einem Nebenhause. Er war Besizer mehrerer großer Häuser, deren eins, mit einem schönen Garten, die Dohmsche Familie einige Jahre bewohnte. Er selbst konnte sich nicht entschließen, die langgewohnte Lage zu verändern, so unbequem sie ihm oft selbst erschien.

Gleim war ein sehr thätiger Geschäftsmann. Rechter Hand am Eingange des Hauses hatte er sein Arbeitszimmer, lieber aber arbeitete er links im Wohnzimmer, wo er denn wol alle Tische und Stühle mit Akten belegte, und stets heftig wurde, wenn von Auf-

räumen die Rede war. „Einmal", erzählte die Nichte, „hatte er es so arg gemacht, daß ich mir nicht zu helfen wußte, denn sogar der Kaffetisch war nicht frei geblieben. Da zog ich eines Morgens ein schwarzes Kleid an, breitete einen weißen Teppich auf der Hausflur vor das Wohnzimmer, stellte mein Kaffegeschirr darauf, und sezte mich, als ich den Onkel die Treppe herunterkommen hörte, mit gestüztem Haupt auf den platten Boden. In Gedanken vertieft trat er heran, stuzte bei dem Anblick, und fing mächtig an zu poltern. Meine wehmütige Antwort, daß ich im Zimmer zu anständiger Bewirtung keinen Plaz mehr fände, und mich dieses noch zur Verzweiflung führen könne, machte ihn lachen." — „Steh nur auf", sagte er, „und zieh dein schwarzes Kleid aus; du sollst heute noch getröstet werden." — Wirklich ward auch noch am nämlichen Tage alles weggeräumt, und nie sammelte sich so viel wieder an." — Gleim war zugegen bei dieser Erzählung, und Voß und er hielten der Weiberlist eine Lobrede.

Im oberen Stock war das Besuchzimmer, dessen Wände, Bild an Bild, die verschiedenartigsten Gestalten seiner Freunde bedeckten, schlecht und gut gemalte unter einander. Möbeln in alter Form, Stühle und Kanapee ohne Polster von Rohrgeflecht hatten erst bei unserm dritten Besuche zierlicheren und anderem, was der neuen Welt angehört, Plaz gemacht, wozu sich, wie die Nichte sagte, der Onkel verführen lassen, als

die jüngere Nichte heirathete. Im Gastzimmer sah man noch die Betten, worin Kleist und Andere der alten Lieben geschlafen, die Bettvorhänge von rothem Taft. Auf dem Gesimse des Kamins stand, neben feinen achteckigen Tassen mit zwei Henkeln, eine kleine Theemaschine, die Kleist einmal der Nichte zum Geschenk gebracht. „Damals", sagte sie, „war das Theetrinken noch eine Seltenheit, und von ihm lernte ich, wie man sich dabei anstelle." Ehrwürdige Reliquien gab es überall, und die Erzählungen des freundlichen Alten und der Nichte machten sie einem noch ehrwürdiger. In Gleims Schlafzimmer durfte Niemand sich hineinwagen, als wer für Reinlichkeit und Ordnung zu sorgen hatte. Die Nichte sagte: „Was da Ordnung heißt, läßt sich nicht beschreiben. Aber der Onkel selbst kann gleich alles finden, was er sucht, und er duldet keinen Staub um sich, außer auf seiner Bettdecke, die von Dintenflecken wie gezeichnet ist." Gleim schlief die Nächte wenig, seine Lebhaftigkeit ließ ihn auch den ruhigen Schlaf nicht abwarten. Dann machte er sich selber Licht, und las und schrieb. Wecken durfte ihn keiner, weil er oft gegen Morgen einschlief. Die Nichte wußte sich in alle seine kleinen Eigenheiten zu finden, und behauptete dabei doch ihre Selbständigkeit, so daß er sich oft in ihren Willen fügte, ohne es selbst zu merken.

Unser trauliches Leben mit Gleim hat eine große Wirkung auf Voßens Stimmung gehabt.

Gleims kräftige Natur und herzliche Theilnahme belebte seinen Mut, der nur zu oft von vielen Berufsgeschäften niedergehalten wurde. Gleim war der angenehmste Gesellschafter, den man sich denken kann, gern mittheilend aus seinen reichen Lebenserfahrungen, und der alten wie der neuen Bücherwelt gleich kundig. Absprechend konnte er sehr sein, aber nur drückend für den, dem er sich überlegen fühlte. Die mit ihm lebten, klagten hierüber, und wunderten sich, wenn er ruhig Widerspruch von Voß aufnahm. Den Grund fand Voß darin, daß sie alle unter seinen Augen sich ausgebildet hatten, und keiner die nöthige Festigkeit besaß. Fischern, den er sehr achtete, fertigte er einmal derbe ab. Voß nahm Fischers Wort in Schuz, und als Gleim sich von seinem Unrecht überzeugte, kostete es ihm keine Überwindung, den lieben Nachbar um Verzeihung zu bitten. Solcher Beispiele haben wir mehrere erlebt. Mit Streithorst, der fast jeden Abend bei ihm war, lebte er stets in Ruhe, so oft sie auch verschiedener Meinung waren. Auch mit Voß war dieses wol der Fall, besonders über seinen König Friedrich, an dem er durchaus keinen Flecken sehn wollte. Doch kamen nie heftige Äußerungen vor, die sich Andere mußten gefallen lassen.

Poesie war Gleims Lieblingsgespräch. Voß mußte ihm oft aus Altem und Neuem vorlesen; auch er selbst las gerne vor, besonders was er die Nacht

gearbeitet; denn selten kam er herunter, ohne ein oder zwei neue Gedichte mitzubringen, und auf dem Nebenpulte lagen kleine gebundene Bücher, wo er jeden Tag das Neueste hineinschrieb. Den größten Werth legte er darauf, daß sie ihn selbst während der Arbeit erfreuten. Stimmten wir in sein Lob ein, so war es ihm recht, aber auch Tadel hörte er gern, und strich Manches durch, was er eben mit Freude gelesen hatte. Einen Morgen las er zwei Gedichte, eins lobend, eins tadelnd. Voß schwieg anfangs; dann sagte er: „Väterchen, ich kehre es um. Was Sie tadeln, nehme ich mit kleinen Änderungen in Schuz; das andere verwerfe ich." Gleim stritt lebhaft für seine Meinung; Voß blieb bei der seinigen, und so gingen sie aus einander. Eine halbe Stunde später kam er zu uns, und sagte: „Mein Voß hat doch recht." Dann bat er, die kleinen Änderungen selbst zu machen, welches auch geschah.

Hatte Gleim einmal eine Idee gefaßt, und Andere fanden Freude an der Ausführung, so konnte er von dem einen Flecken nicht wieder loslassen. Dies war der Fall beim Hüttchen, einer kleinen Sammlung seiner schönsten Lieder für Freunde, die er 1794 drucken ließ, als Voß ihn zum erstenmal besuchte. Im Jahre 1796 sandte er eine große Sammlung für den zweiten Theil, und bat um ein strenges Urtheil. Voß, der damals den Brunnen bei Boie in Meldorf trank, ließ sein Urtheil durch meine Feder gehn, wel-

ches **Gleim** sehr freundlich aufnahm. Es lautet so: „Wir haben viel gejubelt bei den herlichen Liedern, und möchten gern von jedem einzelnen noch etwas sagen, aber es fehlt die Ruhe. Sollten alle diese im Hüttchen stehn, so müßten es noch viele schöne, die ungedruckt sind. **Voß** sagt: „das Hüttchen darf nichts enthalten, was nicht ganz nahe Beziehung auf den Hüttner hat; auch muß der Hüttner nicht zu viel in die Welt hinausblicken, sondern alle Welt zwingen, zu ihm einzukehren." *) —

Wie oft hat Voß **Gleim** ermahnt, noch eine strenge Auswahl aus den vielen einzeln gedruckten Gedichten zu geben; ja er hat sich — und dies war kein kleines Opfer! — selbst einmal auf einer Spazierfahrt dazu erboten, und zwar unter zwei Bedingungen. Die erste war, freie Hand zu haben beim

---

*) In der **Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe** S. 139 heißt es: „Vater **Gleim**, der, wie man sagte, bei dem leisesten Tadel auffuhr, der mit **Klopstock** bitter gezankt hatte, mit **Ramler** zerfallen war, **Gleim**, der dreißig Jahr Ältere, zog mich mehrmals mündlich und schriftlich zu Rath. „Möchten Sie so ändern, lieber **Gleim**?" — Brav! schreiben Sie hin! — „Doch nicht; ich kam aus dem Ton; Ihr Ausdruck ist naiver, lebendiger." — So lassen Sie. — Zum Hüttchen sandt' er uns einen zweiten Band. Wir wünschten ihn ungedruckt; und er verwarf ohne Empfindlichkeit, weil er warme Theilnahme sah.

Wählen und Verwerfen; die zweite, ohne Ansprüche auf Honorar. Jene ward gern bewilligt, diese nur mit Mühe. Gleim kam unbeschreiblich heiter heim, und erzählte mit großer Freudigkeit, was Voß für ihn thun wolle. Aber die Nichte, welche sehr an ihrem Neffen Körte hing, und ihn gern überall beim Onkel unentbehrlich machen wollte, nahm die Mittheilung sehr ernst auf, und Gleim hat diesen Plan nie wieder berührt.

Jedesmal wenn wir Halberstadt verlassen hatten, klagte Gleim in seinen Briefen, daß er über seine Plane mit Voß sich nicht ausgesprochen, daß er ihn dort nicht festgehalten, und zu einem Preußen gemacht habe. Seine Liebe in allem diesem wußte Voß zu schäzen, obgleich die nicht ruhige Überlegung des warmen Freundes ihn wol zu Wünschen verleitete, die wir nicht theilen, oder zu Schritten, die in Verlegenheit sezen konnten. Anlaß zu solcher Unzufriedenheit gab er uns noch in der lezten Zeit, die wir in Eutin lebten, durch das Schreiben an den König von Preußen vom 14. Juli 1802 *), worin er um ein Gna-

*) Dieses Schreiben, nebst der abschlägigen Antwort des Königs, hat Körte in seinem Leben Gleims (S. 346) abdrucken lassen, gegen Gleims ausdrücklichen Willen, der in seinem Briefe vom 24. Juli 1802 sagt: „Die Abschriften bitte ich nicht aus den Händen zu geben; sie müssen schlechterdings nicht bekannt werden."

dengehalt für Voß ansuchte. Unsre Gefühle dabei enthält mein Brief vom 2. August:

„Unser Väterchen ist ein Freund, wie es wenige giebt. Hätten wir eine Bestätigung dieser Überzeugung gebraucht, so hätte Ihr gestriger Brief sie uns gegeben. Indeß lassen Sie mich ehrlich gestehn, diesen Schritt hätten wir nicht gebilligt, wenn wir ihn vorher gewußt; wir hätten ihn mit aller möglichen Lebhaftigkeit hintertrieben, und Ihnen gründlich dargethan, daß wir uns in einer völlig sorgenfreien Lage befinden. Nach unserm Maßstabe sind wir sehr wohlhabende Leute; ja, weil unsre Wünsche beschränkt sind, können wir uns reich nennen. Die gesandten Papiere sind in unsern Händen so sicher als in den Ihrigen. Keine Seele erfährt etwas davon."

Wie gut es war, daß wir unsre Gefühle gleich ausgesprochen, beweist Gleims Antwort vom 21. August: „Ihr Schreiben kam zur rechten Zeit, Herzensfreundin. Eben wollte ich zum ersten Schritt, der Euch nicht gefallen, den zweiten thun; nun aber ist er unterblieben." Dann fährt er fort: „Ihren Homer und die lyrischen Gedichte hat mir Vieweg gesandt, mein ziemlich guter Vorleser liest sie mir vor. Aber was ist Vorlesen gegen Selbstlesen? Man muß die Gedanken nicht allein hören, sondern auch sehn. In jener Welt, hoff' ich, werden wir auch lesen können. In dieser haben Sie, lieber Voß, mir unendliches Vergnügen gemacht. Wollte Gott, Ihr wärt

gekommen! Die Freude und die Ergießung meines Herzens in die Eurigen hätten mich gesund gemacht."

Gleim war schon blind und äußerst schwach, als im Sommer 1802 unser Schicksal in Eutin *) sich entschied. Im September kamen wir eines Abends in Halberstadt an. Wir stiegen im Gasthofe ab, weil wir uns erst überzeugen wollten, ob wir auch belästigen würden. Aber die Wirtin hatte den Auftrag erhalten, unsre Ankunft sogleich zu melden. Wir machten uns also auf den Weg, um den lieben Alten nicht warten zu lassen. Ach! es war ein wehmütiger Anblick für uns, ihn so wiederzusehn, und ich wenigstens durfte mir nicht die Gewalt anthun, meine Thränen zurückzuhalten, da die Tante selbst weinte. Er hatte sehr gealtert, und brach gleich in Klagetöne aus, daß er uns nicht mehr sehn könne. Voß gelang es, diese zu mildern, und ihn schon in der ersten Viertelstunde zur Freude umzustimmen, daß wir wieder beisammen wären. Wir sezten uns bald zu Tische. „Voß zur Rechten, Ernestine zur Linken," sagte Gleim; „kaum weiß ich, wer mir lieber ist, er oder sie." Er berührte uns unaufhörlich mit seinen Händen, besonders Voßens Stirn und seine glatten Haare, und sagte dann in recht wehmütigem Tone: „Welch ein Jammer ist es für mich, daß ich Eure Augen nicht mehr sehen soll!" Die Nacht schlief er

---

*) Vergl. Band 2. S. 134 u. 353.

so wenig wie wir, aber keiner wollte es am Morgen gestehen.

Wir kamen sehr bald in unsre gewohnte Lebensweise. Er hörte so gern, als er gab, und was war nicht alles von beiden Seiten zu erzählen! Voß mußte ihm viel vorlesen; auch von mir nahm er dieses an, „denn", sagte er, „unsern Voß müssen wir schonen." Einzig rührend war es zu hören, wie er immer, wenn er allein war, in Jammertöne ausbrach, die sich, so oft die Nichte aus dem Nebenzimmer ihr kräftiges: Lieber Onkel! rief, in einigen Wohllaut auflösten. Er fing auch sein Lieblingsgespräch von der Schule wieder an, die nach seinem Tode errichtet werden sollte. Als Voß ihm von einem Vermächtnis für die Dithmarscher Schulen erzählte, wobei er durch Rath mitgewirkt, sagte er nach einer Weile stillen Nachdenkens: „Für mich ist es schon zu spät zu ändern." Besuche wurden wenige gemacht, wenig angenommen, denn er schalt nach ächt Gleimischer Weise auf Alles, was ihm seinen lieben Voß in Anspruch nehmen wollte. Vom Bleiben in Halberstadt, was wir befürchtet hatten, sprach er diesmal gar nicht, da er uns nur als freie Leute betrachten konnte, auf deren Nähe er einen Werth sezte. Vielmehr äußerte er einmal in einer herzlichen Stunde, daß er keine Ansprüche auf uns mache, da wir nähere Pflichten gegen unsre Kinder hätten, und billigte dabei unsern Plan, wenn es uns einigermaßen gefalle, in

Jena zu bleiben, bis die Söhne ihre akademischen Jahre vollendet hätten. Wie freudig versprachen wir ihm auch, so lange er noch lebe, möglichst oft bei ihm zu sein!

Es war ein sommerlicher Herbsttag, als wir ihn zum leztenmal in seinen Garten begleiteten. Wir mußten ihn nach allen Lieblingsplätzen führen, und manche Erinnerungen wurden aufgefrischt. Wir freuten uns des großen Segens an den herlichen Obstbäumen. Da erhob er eine lebhafte Klage, die recht ans Herz ging, daß er nichts mehr sehen könne. Voß stand stille an einem schönen Vorstorfer Apfelbaum, bog einen vollen Zweig herunter, und Gleims Hände zu den Äpfeln hinleitend, sagte er: „Väterchen, du hast dich im Leben so mancher schönen Blüte und Frucht erfreut, und Andere zum Genuß ermuntert. Nun sollst du dich beim Betasten deiner Früchte an alle diese Freuden erinnern, und mitgenießen, daß wir sie noch sehen können." Dies stimmte ihn wieder zur Heiterkeit und zum lebhaften Gespräch über alles Gute, das ihm im Leben zu Theil geworden. So kamen wir an eine uns immer lieb gewesene Laube. Er sezte sich zwischen uns, und bat die Nichte, uns von einem Stocke, den er ihr bezeichnete, Fruchttrauben zu schneiden. Er gab jedem von uns eine in die Hand, nahm selbst eine, und während wir aßen, erzählte er mit ruhig heiterem Gesicht, daß der Plaz vor uns für sein Grab bestimmt sei. Dieses solle

immer mit Rosen und anderen Blumen frisch und lebendig erhalten, und um den Hügel herum die Urnen seiner vorangegangenen Freunde gestellt werden, die jezt, mit blühendem Gesträuch umgeben, im Garten zerstreut standen. Daß dieses der Zweck der Urnen sei, hatten wir nie geahnet. Es folgte ein Gespräch über Unsterblichkeit und das Wiedersehn jenseits. „Ach!" sagte er, „wenn ich daran denke, so vergesse ich meine Blindheit, und danke Gott, daß ich schon zweiundachtzig bin." Nun ward noch eine Spazierfahrt ins Feld gemacht, weil wir Alle uns nach diesem wehmütigen Gespräch im Inneren heiter fühlten.

Nach vierzehn Tagen trennten wir uns von dem unvergeßlichen Greise mit dem Gefühle, als Kinder geliebt zu sein, die man im Frühlinge eben so sehnsuchtsvoll erwartete, als sie dann hinzureisen gedachten. Sein lezter Brief vom 4. Februar 1803 möge hier noch eine Stelle finden; als die Antwort ankam, war er schon zur Ruhe gegangen.

„Unaussprechliche jammervolle Leiden ließen, liebste Freundin, nicht zu, Ihr liebevolles Schreiben vom 8. December zu beantworten. Ich verließ mich darauf, daß Sie die Ursach meines Schweigens aus Schmids Briefe nach Weimar erfahren würden. Es freut mich, daß Ihr ein so schönes Wohnhaus gefunden habt. Sagen Sie doch meinem lieben Voß, daß er ein Bohlendach darauf sezen möchte. Ich sterbe seit sieben Wochen, und bin noch nicht gestorben. Den

Dank für Ihre Freundschaft in diesem Leben nehme ich in jenes mit hinüber, und wünsch' Euch allen, meinen lieben Voßens, ein gesundes in diesem oder keins. Die Tante grüßt. Sterbend und ewig

Euer

Freund

Gleim."

Körte's Ausgabe von Gleims Werken hat Voß sich nicht angeschaft, weil er den Mut nicht fühlte, sieben Bände durchzuarbeiten, in denen man außerdem viele der edelsten Goldkörner vermißt. Nach seiner Ansicht hätten zwei bis drei Bände für die Nachwelt enthalten: den Halladat, den er für Gleims Hauptwerk erklärte; die Kriegslieder nach der Sammlung, die Lessing veranstaltet; vom Hüttchen das Meiste, die Sprüche des Pythagoras und die Fabeln, beide in strenger Auswahl; außerdem einzelne Lieder aus den kleinen rothen Büchern, worin Gleim täglich einschrieb, was er in schlaflosen Nächten gedichtet hatte. —

Auch Gleims Leben von Körte kam Voß schwerlich zu Gesicht; sonst würde er sich gedrungen gefühlt haben, sein Verhältnis zu Gleim in ein helleres Licht zu stellen, und besonders über das Wegbleiben der Zueignung der Luise an Gleim in den Ausgaben nach Gleims Tode, was dem Biografen so anstößig ist, die richtige Erklärung zu geben.

Die Zueignung, welche wir am Schlusse mittheilen, kam ihm, wie je etwas, warm aus dem Herzen. Er hatte dabei das lebendige Gefühl, daß Gleim durch seine innige Freude an diesem Werke, die sich in so vielen seiner Briefe ausspricht, die erste Veranlassung zum Zusammenfassen der Luise gab; eine Freude, die ihn für so manche Kälte gegen die Luise vollkommen schadlos hielt. Diese Kälte war es, welche ihm bei der lezten Zeile der Zueignung vorschwebte. Auffallend war es ihm auch, daß sie von Vielen nicht verstanden ward, daß ihm Erläuterungen abgefodert wurden, selbst von Verständigen und Theilnehmenden. Drei Jahre nach Gleims Tode, wo Voß in Heidelberg sich wieder kräftiger an Leib und Seele fühlte, ward eine neue Ausgabe der Luise nothwendig: der Sommer 1806, als er noch nicht einmal ein eigenes Haus bewohnte, ward ihm noch heiterer durch die neue Umarbeitung. Als er fertig war, sagte er mir: „Die Zueignung an Gleim hat ihren Zweck vollkommen erreicht; sie hat meinen lieben Alten und mich selbst erfreut, so lange er noch unter uns lebte. Aber auf die Nachwelt darf durch meine Schuld nichts kommen, was die Mitlebenden sich durch mich müßten erläutern lassen." Lebhaft fühlte er zugleich, daß ohne die Gnade seines Fürsten, der ihn von drückenden Berufsgeschäften befreit, seine Gesundheit sich nicht wieder gehoben, und sein Lieblingswerk „an wärmerer Sonne seine Zeitigung, und einige Ähnlichkeit mit griechischer Reife,

nicht gewonnen haben würde *)." Was war denn wol natürlicher, als daß Voß die Luise dem Herzog von Oldenburg zueignete, der über dieselbe gegen ihn und Andere auf eine so wohlthuende Art sich geäußert hatte?

Vor Gleims Hüttchen.

Wach auf, edeler Greis! Wer klopfet da? Freund' und Bekannte.
Leise klopfet der Freund. Aber du höretest nicht.
Still! Ihr weckt mir die Mädchen! Sie lieben uns. Sollen sie aufstehn
Spät in der Nacht? Aufstehn, und die Geliebten empfahn.
Welche denn? Kennst du den Pfarrer von Grünau? Was! und Luise?
Auch ihr Mann. Und wo bleibt Mütterchen? Mütterchen auch.
Mädchen, heraus! mit dem Schönsten bewirtet sie! Alter, nur Obdach,
Und ein freundlich Gesicht. Trauteste, kommt! denn es friert!

---

*) Worte aus der Zueignung an den Herzog von Oldenburg.

Dritte Beilage zu Seite 118 der ersten Abtheilung.

An Jacobi.

Nicht dem Freunde gezürnt und der Freundin, trauter Jacobi,
Daß wir dem freundlichen Hause, wo stets liebreicher Empfang uns
Und treuherzige Pflege gelabt, doch selten uns nahen.
Heut mit dem Jahre zugleich wird der Greis, Jahrhundert von Achtzehn,
Ernst zu Grabe gebracht. Dir schein' unlästig die Bitte,
Freundlich das Ohr mir zu leihn, und auszuruhn von der Arbeit.
Alles soll, wie ein Weib es vermag, umständlich erklärt sein.
Seze dich dort in den Sessel, den jüngst die freundliche Lene
Dir mit erhellenden Kerzen zur Weihnachtsgabe bescherte.
Neben dich stelle das Licht auf den herkulanischen Dreifuß,
Deiner erfindrischen Lotte Geschenk; dann lehne die Scheitel

Sanft auf die Hand. Nicht zürn' ich, wenn auch der gemächliche Schlummer
Ohne dein Wollen dir naht; ich wecke dich, wenn ich geendet.
Nicht erzähl' ich (du weißt es ja schon), wie wir deiner des Gastes
Herzlich vordem uns gefreut, auch nicht von der größeren Freude,
Als du, den eigenen Heerd zu erbaun, mit Bedacht dich entschlossest.
Weit führt solches vom Zweck, und Lob dir zu sagen ins Antliz
Ist nicht dir anständig, noch mir. Heut liegt mir am Herzen,
Mich und den lieben Gemahl vor scheinbarem Tadel zu schüzen.
Häuslichen Sinn verehrte Terpsichore bei der Geburt schon
Meinem Gemahl; gern nahen dem häuslichen Manne die Musen.
Häuslichen Sinn auch schenkte mir einst mein Vater zum Brautschaz.
Dieser erwarb mir frühe das Herz des liebenden Gatten.
Drum bewahren wir Beide den häuslichen Sinn als ein Kleinod.
Doch auch ernstes Geschäft hält mir den Gemahl in der Wohnung.
Nicht den Musen allein, den gefälligen, weiht' ihn das Schicksal;
Knaben auch sollt' er erziehn, und Jünglinge bilden zu Männern.
Mühsam ist das Geschäft, und faltete manchem die Stirne.

Doch ihn schüzte die Muse vor grämlichen Falten und Trübsinn.
Leicht gedeiht, was er schaft, und fröhlicher macht es und besser.
Früh weckt thätiger Geist den Schlummernden, daß er durch Arbeit
Eigener Wahl sich stärke, den Jünglingen froher zu nahen.
Mich dann läßt er daheim, und vertraut mir des Hauses Geschäfte,
Die, nur weniger ernst, doch genug mir die Stunden beflügeln.
Nicht zur Trägheit fürwahr erzog mich die liebende Mutter.
Wolle spinn' ich und Flachs, und ziehe dir Blum' und Gemüs' auf;
Auch versteh' ich die Nadel zur Noth, und die Knütte versteh' ich,
Thee und Dinte zu braun, und ein Leibgericht zu bereiten.
Kommt dann ein häusliches Fest, nicht Kuchen nur geb' ich, auch Kränze
Ordn' ich geschickt, und glühe mit mächtiger Kolbe den Stahlpunsch.
Traun ehrwürdige Werke, die Nüzliches mischen zum Holden!
Siehe, mir wohnen im Hause auch drei untadliche Söhne;
Einer ging in die Fremde, zu spähn akademische Weisheit.
Diese beschäftigen sehr; denn vereint mit dem treflichen Vater
Wollen sie Tag vor Tag in zierlicher Kleidung einhergehn.
Stattlicher Hemd' erfreuen sich all' und gefalteter Krausen,
Auch feinmaschiger Strümpf' und des frostabwehrenden Handschuhs.

Stets auch fodert ihr Herz, nicht feine, nur mächtige Schüsseln,
Ruft sie der Mittag heim: und es kommt doch alles auf mich an.
Eine blühende Tochter versagt' unfreundliches Schicksal,
Welche mit Dienst' und Gespräch aufheiterte mich und den Vater.
Auch der Dienenden gehn nicht viel' in unserer Wohnung.
Eine Jungfrau schaltet allhier, mir zu pflegen des Heerdes,
Wasser zu tragen und Holz, und Geräth und Zimmer zu säubern.
Diese zürnt mir im Herzen (und nicht verarg' ich ihr solches),
Wenn sie den ganzen Tag in schmuziger Kleidung einhergeht.
Gern nun theil' ich das Werk, daß bald wir Beide geschmückt gehn.
Hallet es zwölf, und kehrt der ermüdete Vater vom Hörsaal,
Froh an der Thür' empfang' ich mit Gruß, und trage die Kleider
In ein entferntes Gemach; als Friedenszeichen umhüllt ihn
Schlafrock, Müz' und Pantoffel; er dehnt sich schweigend im Lehnstuhl,
Bis ihn die dampfende Schüssel zum Kreis der Harrenden aufruft.
Heiterer hebt sich bald das Gespräch; doch schleicht auf die Tafel
Manchmal Zeitung und Buch; dann flüster' ich oft die Ermahnung,
Nicht zu verschmähn in der Flasche des Weins mutstärkendes Labsal.

Freundlich reicht er den Becher mir oft; ich aber empfang' ihn
Nicht ungern, und zum Opfer der Dankbarkeit bring' ich ihm Früchte,
Wenn sie der Garten gewährt, und der blühenden schonte der Ostwind.
Lockt uns Sonn' und Luft, dann eilen wir froh in den Garten.
Schreckt uns Regen und Sturm, so schließen wir Haus und Gemach zu.
Und in dem luftigen Lager, dem zierlichen, das du gebilligt,
Stärkt den ermüdeten Gatten ein Schlümmerchen, leicht und behaglich,
Bis ich den Thee eintrag', auch wol festtäglichen Kaffe.
Nahe siz' ich ihm gern im bescheidenen Sessel am Theetisch,
Schwazend, so viel er begehrt, und stumm, wenn der Schweigende nachsinnt.
Also ereilt uns der Abend, bei Arbeit, Buch und Gesprächen,
Und wol Manchem erscheint einförmig ein Tag wie der andre.
Du nicht traue dem Schein; er betrügt oft! raunt dir die Weisheit.
Billig warst du ja stets, und mangeltest nie des Verstandes;
Drum vertrau' ich dir eins, was leicht du auch selber bemerkest.
Weder der traute Gemahl, noch ich selbst, sind außer dem Hause,
Was im Hause wir sind. Wir gleichen der freundlichen Rose,
Die, vom Stamme getrennt, leicht welkt und weniger duftet.

Scheinen wir dir nun würdig, auch sonst noch der Rose zu gleichen,
Gern dann nahst du und oft mit deinen freundlichen Schwestern.
Fröhlicher öffnen wir Keinem die Thür, und trau' der Versichrung,
Selten erscheinen wir zwar, doch scheiden wir immer mit Sehnsucht
Deines Gesprächs. O wärest du doch anwohnender Nachbar!

Vierte verspätete Beilage zu Seite 130 der ersten Abtheilung.

Herzenserleichterung

am Geburtstage meiner lieben Frau.

Wahrlich, weder ein karger, noch untheilnehmender Ehmann
Schien ich mir selber zu sein, und tadeln möchte ich jeden,
Der mir mit Vorwurf nahte, wenn nicht durch glänzende Gaben
Ich am Fest der Geburt das Herz des Weibes erfreute.
Selbstlob hab' ich stets von ganzer Seele verachtet,
Falsche Bescheidenheit aber, die war mir stets noch verhaßter.
Heiter die Meinen zu sehn, das ist mein tägliches Streben;
Um mein Weib zu erfreun, scheint nichts auf Erden zu schwer mir.
Rede du selbst, mein Liebchen, ob leere Worte zu schwazen
Je mein Mund sich erlaubt? Ist's nicht die lautere Wahrheit,
Daß zum Frühling der Winter dir ward durch meine Bezaubrung?
Seit im Garten die Blumen verblüht, die Bäume entlaubt sind,
Seit mit Jubeln die Knaben das Obst in Körbe dir pflückten,

Ließ ich jemals dir Zeit, zu klagen in düsterer Schwermut,
Daß durch des Winters Gewalt auch inneres Leben erstarrt sei?
Bracht' ich nicht täglich Blumen dir dar voll Farbe und Schönheit,
Die im duftenden Kranz noch Kind und Enkel erfreuen?
Ward nicht durch heitres Gespräch selbst dann die Stirne entwölkt dir,
Wenn dein sinkendes Auge mir sagte, du sehntest nach Schlaf dich?
Welche Sorge nahte dir sonst, als die, daß der liebe
Sohn in trauriger Ferne, statt mit den horchenden Brüdern
Lied und Rede des Vaters in warmer Fülle zu hören,
Schwachen Nachhall nur in todten Briefen vernähme?
Gab ich dir nicht den klarsten Beweis, daß noch nicht erschöpft sei
Meine Kraft zu erfreun, seit ich aus dem Zimmer verbannte
Meine bestäubten Bücher, mitsamt dem Schrank, der sie aufnahm?
Jeglicher Mann, dem Billigkeit wohnt im fühlenden Herzen,
Muß doch wahrlich gestehn, daß reicher kein Weib noch beschenkt ward.
Aber nicht also denk' ich in meiner erhabenen Seele.
Deinen Geist erfreute ich zwar; doch immer und ewig
Deinen Geist zu erfreun, nicht schicklich scheinet mir solches.
Heute will ich dir zeigen, wie scharf auch für's Äußre mein Blick ist.
Lange dacht' ich umher in des Herzens Geist und Empfindung,
Wie ich das Schöne zum Guten in weiser Ordnung verbände.
Dieser Gedanke schien mir Zweifelndem endlich der beste:
Edle Gleichheit vermißte ich längst bei häuslichen Festen.
Glattes Rands war ein Theil der Teller und Schüsseln, und krauses

War der andere Theil; auch trug vom traurigen Alter
Und von der Köchin Gewalt, so mancher Teller die Spur mir.
Heimlich dich zu erfreun, verschaft' ich mir Teller und Schüsseln
In unendlicher Zahl. Empfange mit freundlichem Danke
Diese Gab' und vernimm ein ernstes Wort der Ermahnung:
Laß die Schönheit der Gaben dich nicht zum Schwelgen verleiten.
Leicht bethört wird ein Weib, auch die sich des Guten befleißigt.
Täglichen Schmaus zu halten gelüste dir niemals im Herzen;
Still in häuslicher Ruh sei Schmaus mit den Deinen ein Fest dir.
Auch bewahre die Gaben im wohlverschlossenen Schranke.
Treib' auch die Mägde mit Ernst in wohlbedächtiger Weile,
Wenn du ihnen die Schüsseln vertraut, sie sauber zu puzen.
Wer das erste zerbricht, den strafen herbe Verweise.
Scherben sind stets mir ein Gräuel in Haus und Garten gewesen.
Aber nahen dir Gäste, sein's Fremdlinge oder Bekannte,
Deren Auge dir sagt, daß gern sie zu uns sich gesellen,
Sinnig öfne den Schrank, und wähle nach reifer Erwägung,
Ist die Küche reichlich bestellt, die größte der Schüsseln.
Aber schäme dich nicht, wenn klein sich zeiget dein Vorrath,
Selbst die kleinste zu geben, nur gieb sie mit heiterem Antliz.

Johann Heinrich Voß,
geschrieben mit meiner linken Hand.

Dieses Gedicht wurde im Winter 1799—1800, wo Voß durch eigene Geistes-Thätigkeit, die selbst Stolberg lebhaft theilte, Leben und Heiterkeit ins Haus brachte, von der Hausfrau zu ihrem eigenen Geburts-

tage gefertigt. Voß selbst hatte die Veranlassung gegeben, daß sie sich dergleichen erlauben durfte, wenn es ihr bei innerem Wohlsein zum Bedürfnis wurde. Jedes mit Liebe begonnene Geschäft pflegte ihn so ganz in Anspruch zu nehmen, daß er oft den Kalender vergaß, und dann selbst mit sich unzufrieden werden konnte, wenn er Tage übersehen, die für ihn und uns Alle Werth hatten. So war ihm denn mein Vorschlag sehr willkommen, daß ich für eine Auszeichnung an meinem Geburtstage die Sorge mit übernehmen wollte, wie ich es für den seinen so gerne that. Die Geschenke in seinem Namen wurden stets nach dem jedesmaligen Bestand der Kasse eingerichtet, und strenge dafür gesorgt, daß Mann und Frau gleichmäßig erfreut wurden. Es war ihm sehr recht, als ich ihm an diesem Tage beim Frühstück erzählte, daß die Stolbergsche Familie den Mittag bei uns essen würde. Er selbst erschien erst, als wir uns schon Alle an der mit den neuen Gaben geschmückten Tafel niedergelassen hatten, und überreichte mir eine sich eben entfaltende Tulpe, in deren Blätter die Ode gefügt war, welche im dritten Bande der Gedichte S. 64 abgedruckt steht. Stolberg grif schnell nach dem Blättchen, las vor, und sagte dann: „Die Ode wollen wir loben, aber doch mit Voß schelten, daß er zu bescheiden ist, uns auch das mitzutheilen, womit er seine Frau heute überrascht hat." Voß hatte indessen seinen leeren Plaz am Tische eingenommen, und war voll Verwunderung,

als Stolberg mein Gedicht in kräftigem Tone vortrug, und daß seine rechte Hand nicht wußte, was die linke gethan. Der Dank, den ich erhielt, will sich nicht in Worte fügen; aber er war für uns Beide gleich erfreulich, und benahm mir nicht den Mut, für die Folge Ähnliches zu ersinnen.

Fünfte Beilage zu Seite 15 der zweiten Abtheilung.

Ernestine Voß an Gleim.

Meldorf, im Juli 1800.

Seit drei Wochen sind wir in Dithmarschen, liebes Väterchen, und fühlen uns heiter und gestärkt, obgleich der böse kalte Sommer einen wol verstimmen könnte. Es ist auch nicht möglich, anders als innig wohl zu sein, bei der Freude und Herzlichkeit, mit der wir hier allenthalben umgeben sind. Wir haben viel frohen Mut in uns, und hier sammeln wir noch so viel dazu, als wir brauchen, bis wir wieder zu euch, ihr Seelengeliebten, kommen. Auch für meinen Bruder ist es wohlthätig, von seinen vielen, häufig sehr verdrießlichen Geschäften ein wenig auszuruhen. Wir fühlen so herzlich, wie glücklich es macht, wenn ein enges Familienband mit den Jahren immer fester wird. Die Tage fliegen uns schnell dahin, wenn wir unsre Kinder um uns haben, und bald im Garten, bald im Zimmer

uns sammeln. Mein Bruder ist sehr geliebt von Allen, mit denen er zu thun hat; dies erleichtert ihm viele Lasten. Es ist eine wahre Freude zu sehn, wie traulich er mit den Landleuten umgeht, und sie wieder mit ihm. Der Marschbauer ist, wo er stolz behandelt wird, ein übermütiges Geschöpf, aber wo er das Gegentheil findet, da ist er herzlich, und man fühlt sich bald behaglich bei ihm. Es herscht hier ein großer Reichthum, aber selbst bei solchen, die reich sind, findet man keinen Übermut. Eine Art von Alterthümlichkeit herscht durchaus, und etwas Kernhaftes in Speisen, Hausrath, Kleidung und Allem, was dazu gehört. Wir haben mit meinem Bruder mehrere Besuche bei Landleuten gemacht, und sind allenthalben mit Festlichkeit aufgenommen, die keineswegs die Freude stört. Die Häuser sind alle auf eine Weise gebaut. Erst kommt man in eine große Dreschdiele (Tenne), zu deren beiden Seiten das Vieh steht; diese ist im Sommer so reinlich wie möglich. Dann folgt eine Hausdiele (Flur), die in ein großes Zimmer führt, der Pesel genannt, wo gespeist wird. Dies Zimmer ist mit stattlichen Schränken und blanken Koffern geziert. Bei Manchem ist ein wenig neue Sitte mit alter verbunden, aber das Alte hat doch immer das Recht, hervorzustechen. Bei einem fanden wir krystallene Kronleuchter und Mahagoni-Stühle und Kommoden neben Strohstühlen mit bunten Kissen. Wenn man bei unfreundlichem Wetter auf einem solchen Hof ankommt,

so winkt der Hausherr mit den Seinen von Ferne, auf die große Diele zu fahren, und Alles, was zur Familie und Nachbarschaft gehört, umringt den Wagen und heißt freundlich willkommen. Dann giebt man sich in die Runde die Hand, und wird in die Wohnstube oder in eine zierliche Stube geführt. Die Männer rauchen Taback, und wer nun plattdeutsch spricht, der ist gleich bekannt bei Allen. Wenn die Pfeife ausgeraucht ist, so wird man zu Tische geführt an eine lange reichlich besezte Tafel; unter dreißig Personen haben wir an keiner gesessen. Die Vornehmsten bekommen Lehnstühle. Zu einer Suppenschüssel gehören etwa acht Personen, und eine jede, die das Vorlegeamt übernimmt, bekommt einen freundlichen Dank. Die Speisen sind fast an jedem Orte gleich. Zwischen jeder Suppenschüssel liegt ein kleiner Hügel Brot. Die Ordnung beim Schmause ist folgende: Erstlich kommt eine Hühnersuppe mit Reis und Rosinen, und eine Menge Hühner dabei. Dann folgt ein gekochter Schinken, der einem homerischen Mastschwein keine Schande machte, und als Trabanten geräucherte Zungen. Wo eine Suppenschüssel weggenommen wird, sezt man einen Mehlbeutel wieder hin, der recht derbe und voll Rosinen sein muß. Zum drittenmal werden aufgetragen zwei große Rinderbraten und zwei Schüsseln mit Enten und Küchlein. Hiezu gehören Pflaumen und Erbsen in kleinen Salat-Tellern; dann zwei Mandeltorten und zwei Pflaumentorten; dann dicker Reis in

Milch gekocht mit Wein. Den Beschluß machen Kirschen, allerhand kleine Kuchen und Backwerk. Butterbrot darf man zwischen jeder Schüssel essen. Der freundliche Wirt hat das Amt einzuschenken, und bringt fleißig eine Gesundheit aus, damit die Gäste Lust zum Trinken bekommen. Die Weiber erscheinen nicht mit zu Tische, höchstens eine Matrone, die man mit Aufwarten verschont; die anderen, wenn auch ihrer sechs sind, müssen schön geputzt auftragen. Das wird mancher wol recht sauer bei der unendlichen Menge von Röcken, die sie tragen. Wenn die Gäste satt sind, so essen die Frauen in einem anderen Zimmer. Dies merkten wir leider zu spät, sonst hätten wir uns das Aufwarten bei ihnen nicht nehmen lassen. Zweimal machten wir uns nach Tisch die Bewegung, Blindekuh mit den Kindern auf der großen Diele zu spielen. Das machte den Landleuten so viel Freude als uns. Wir zogen sie nach und nach mit hinein, und keiner blieb mit der Binde verschont als Voß, der sich, wenn die Gefahr groß ward, hinter den Wagen versteckte, weil er die Erhizung scheute. Zum Kaffetrinken gesellen sich die Weiber, und rauchen recht mit Anstand ihre Pfeifen mit. Nachher geht man auch in den Garten, und besieht den Acker, der zunächst liegt. Seit Boie Landvogt ist, wird hier gewaltig auf Baumzucht gehalten. Man findet wenig Höfe, die nicht mit Pappeln umpflanzt sind, und großen Obstgärten; es ist ordentlich ein Wetteifer, wer die meisten Bäume

zieht. Vorher war fast kein Baum zu sehen, und wer etwas pflanzte, ward ausgelacht. Auf diesem herlichen Boden gedeiht Alles schnell. Das giebt dem ganzen Lande ein freundliches Ansehn. Man findet hier auch viele betriebsame Leute, die neben ihrem Landbau Kalk und Ziegel brennen, Töpfe machen, Leder gerben, und Alles im Großen. Könnten sich nur die Dithmarscher entschließen mehr Gemüse zu bauen, so würden sie weniger Mehlspeisen und fettes Speck essen, und dadurch etwas rascher werden; sie haben eine gar zu große Last an ihrem Körper zu tragen. Die Weiber müssen sich immer recht lange ausruhen, wenn sie ihre Hausarbeit fein bedächtig gethan haben; auch sind sie noch weit davon entfernt, in ihren Feierstunden eine Pfeife Taback mit Handarbeit zu vertauschen. Bei unsrer Vetterschaft in Brunsbüttel haben wir ein recht idyllisches Leben geführt, troz dem Winde, der uns fast immer im Hause hielt. Der Vetter Piehl ist in der lateinischen Schule so weit gekommen, daß er seinen Horaz liest. Er ward ein Bauer, weil sein Vater es wünschte, aber er hat sich ganz vorzüglich ausgebildet. Er hat eine warme Liebe für Alles, was schön und gut ist, und liebt Voß mit Begeisterung. Er sowohl als seine Frau sind ein wahrer Segen für Alle, die mit ihnen leben. Sie haben keine Kinder, aber es giebt eine große Menge, denen sie Vater und Mutter sind. Dieser Vetter hat einen schönen Büchervorrath, und liebt die

Musik sehr. — Lesen thut man hier im Lande so wenig als singen, aber mein Bruder ist den Musen noch eben so treu, als er seinen Freunden ist. Sein Garten würde Ihnen große Freude machen. Das Meiste, was in unserm Garten blüht, kömmt von meinem Bruder. Voß arbeitet hier mit meinem Bruder vereint an der neuen Ausgabe seiner Gedichte, woran noch Manches zu puzen ist. Vorig Jahr um diese Zeit waren wir bei Ihnen; wie lebhaft habe ich alle diese Tage wieder durchlebt! Voß grüßt mit der herzlichsten Liebe. Er fühlt sich jezt sehr wohl, so daß wir fest hoffen, daß die Reise ihm wahren Nuzen bringen soll.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voß, Johann Heinrich,

Briefe

Bd.: 3,2

Halberstadt (1833)

Epist. 939 f-3,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10404223-5